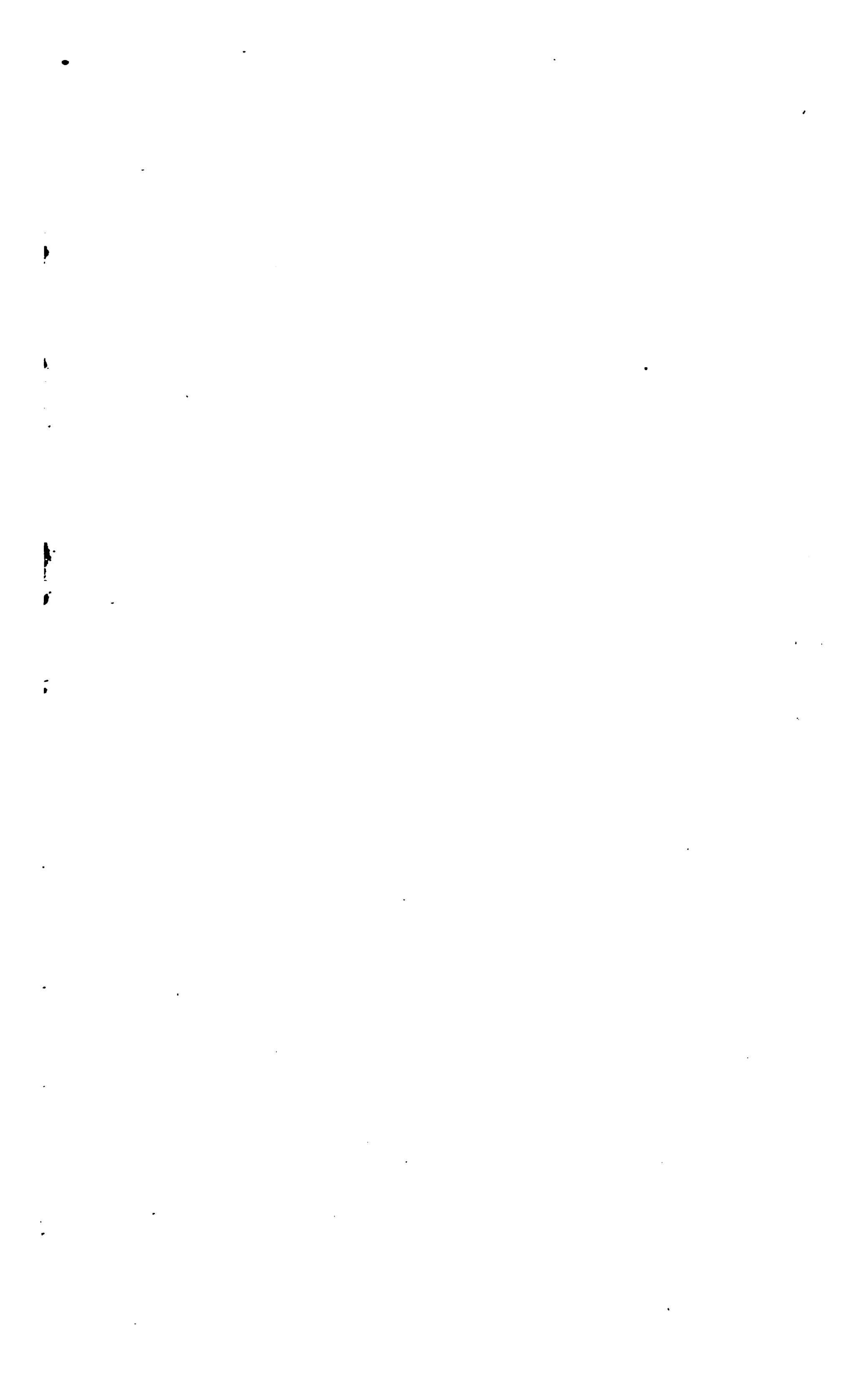
יהוה


INSTITVTIO THEOLOGICA
ANDOVER FVNDATA MDCCCVII.
Ps. CXIX
169.
כדברך
הבינני
JOH. XVII.
17.
ὁ λογος
ὁ σος
αληθεια
εστι
ΑΚΡΟΓΩΝΙ
ΟΥ ΧΡΙΣΤΟΥ



X.

DER ERSTE BRIEF PETRI.

FÜR DIE GEMEINDE IN VORTRÄGEN AUSGELEGT

VON

CH. ALPHONSE WITZ
DOCTOR DER THEOLOGIE.
K. K. OBERKIRCHENRATH, PFARRER H. C. IN WIEN

Motto: Alles Fleisch ist wie Gras, und alle Herrlichkeit der Menschen wie des Grases Blume. Das Gras verdorret, die Blume fällt ab, aber des Herrn Wort bleibet in Ewigkeit. Das ist aber das Wort, welches unter euch verkündiget ist.
(I. Petr. 1/24, 25.

WIEN, 1881.
WILHELM BRAUMÜLLER
K. K. HOF- UND UNIVERSITÄTSBUCHHÄNDLER.



DER

THEUREN EVANGELISCHEN GEMEINDE

HELVETISCHER CONFESSION

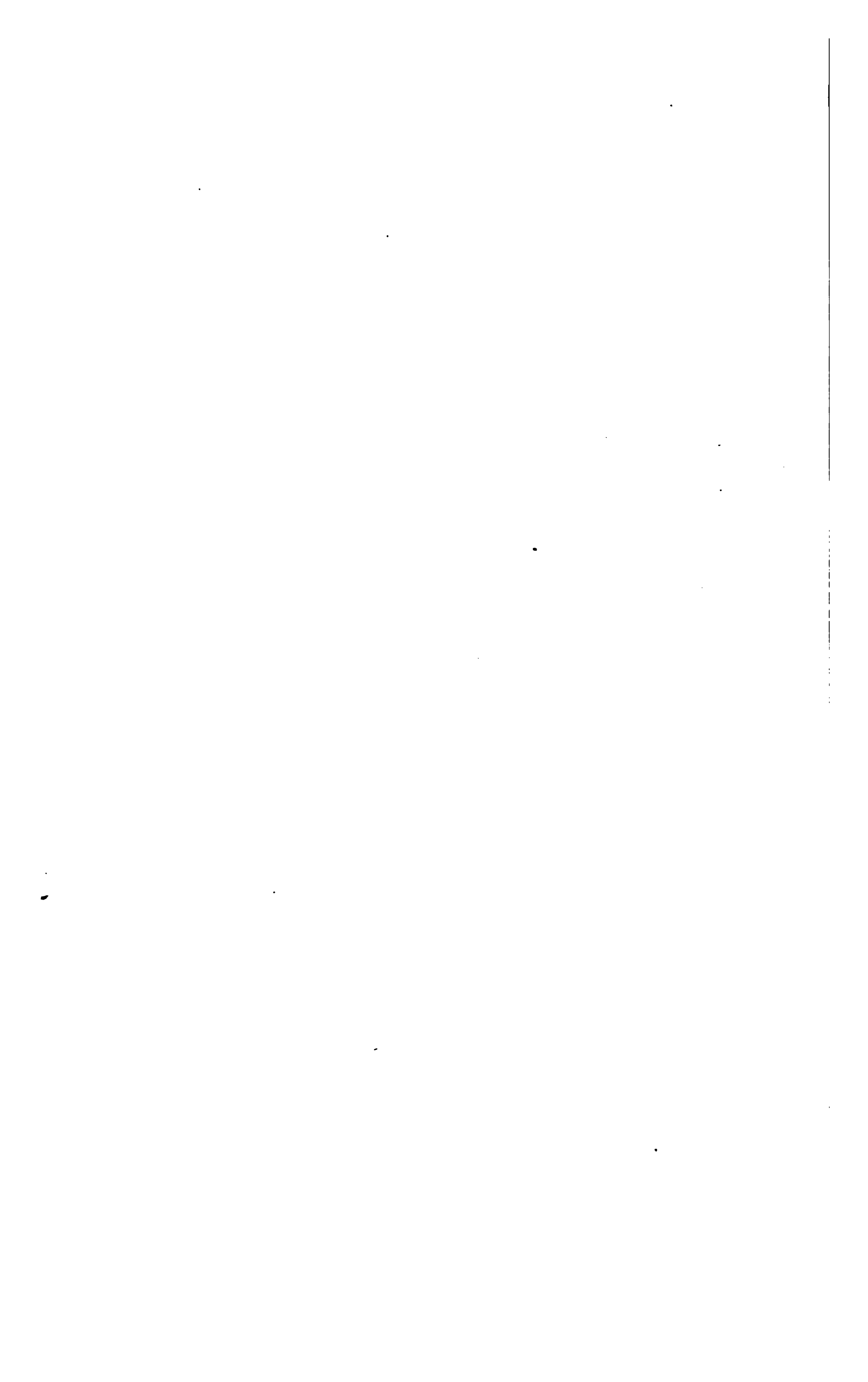
IN WIEN

ZUR ERINNERUNG AN DAS JOSEPHINISCHE TOLERANZ-PATENT

VOM 13. OCTOBER 1781

GEWIDMET

VOM VERFASSER.



VORWORT.

Der Hauptzweck der christlichen Predigt ist die Vermehrung reiner Bibelkenntniss. „Je mehr sich die Kirche von der christlichen Urzeit entfernt," bemerkt treffend Dr. Th. Harnack in seiner „praktischen Theologie", „um so ernstlicher, energischer und durchgängiger muss sie sich an das Wort der heiligen Schrift halten und darin sich unverrückt festsetzen. Nicht umsonst hat sich das Verständniss der Schrift mit den Jahrhunderten geläutert und gesteigert, erweitert und vertieft."

Was Dr. Harnack für die Kirche im Allgemeinen, fordere ich insbesonders für die Predigt.

Dieses Ziel aber kann nur (siehe XXVII. Predigt) auf dem Wege zusammenhängender Schrifterklärung erreicht werden.

Darum pflege ich, seit längerer Zeit schon, über grössere Abschnitte oder ganze Schriften der Bibel zu predigen.

Ich weiss nicht, ob es mir immer gelungen ist, die Forderungen einer gründlichen Exegese mit den drei Grundverhältnissen der kirchlichen Rede (nach Dr. Th. Harnack, „Prakt. Theologie", Bd. 2, p. 174) in Einklang zu bringen, aber so viel darf ich doch zu meiner grossen Freude be-

stätigen, dass nämlich die Gemeinde stets theilnehmend geblieben ist und ich selbst aus diesem Versuche grossen Gewinn gezogen habe.

So möge denn das Haupt der Kirche auch dies geschriebene Wort segnen, „auf dass in allen Dingen Gott gepriesen werde durch Jesum Christum, welchem sei Ehre und Gewalt von Ewigkeit zu Ewigkeit"!

Wien, 15. Mai 1881.

Der Verfasser.

INHALT.

Seite

Vorwort V

Der erste Brief Petri, frei übersetzt 1

I. Der Verfasser und die Adressaten des Briefes. I. Petr. 1/1—2 10

II. Die lebendige Hoffnung, deren Herrlichkeit, Gewissheit und Erfüllung. I. Petr. 1/3—5 22

III. Die Bewährung des Glaubens. I. Petr. 1/6—9 33

IV. Die Grösse des Heils. I. Petr. 1/10—12 44

V. Die gegürteten Lenden. I. Petr. 1/13 54

VI. Die Nüchternheit. I. Petr. 1/13 63

VII. Der Gehorsam, eine Wiedergeburt. I. Petr. 1/14 . . . 76

VIII. Die Heiligung, eine Frucht des Gehorsams. I. Petr. 1/15 89

IX. Die Nothwendigkeit der Heiligung. I. Petr. 1/15—17 . 101

X. Die Nothwendigkeit der Heiligung (Fortsetzung). I. Petr. 1/18—21 112

XI. Die Keuschheit der Seele I. Petr. 1/22. 124

XII. Die ungefärbte, brünstige, reine Bruderliebe. I. Petr. 1/23—25 137

XIII. Die Pflege der Bruderliebe. I. Petr. 2/1—3 149

XIV. Christus, der lebendige Stein, wir, die lebendigen Steine. I. Petr. 2/4—6. 160

XV. Christus der Eckstein, ein Stein des Anstosses, ein Fels der Aergerniss. I. Petr. 2/7—10 172

XVI. Der Christen Sieg über Sünde und Welt. I. Petr. 2/11—12 184

XVII. Die Stellung der Christen zur Obrigkeit. I. Petr. 2/13—17 200

XVIII. Das Verhalten christlicher Knechte gegenüber der Unbill ihrer Herren. I. Petr. 2/18—25. 218

XIX. Das christliche Weib. I. Petr. 3/1—6 222

XX. Der christliche Gatte. I. Petr. 3/7 245

XXI. Die Christen im Verkehre mit der Welt. I. Petr. 3/8—9 259

XXII. Die Christen im Verkehre mit der Welt (Fortsetzung). I. Petr. 3/8—9 270

Seite

XXIII. Die Quelle der christlichen Versöhnlichkeit. I. Petr. 3/10—14 281
XXIV. Der Christ inmitten der Anfechtungen. I. Petr. 3/15—17 292
XXV. Die Christen, Christi Nachfolger. I. Petr. 3/18—4/7 . . 306
XXVI. Der Christen Liebesthätigkeit in Wort und That. I. Petr. 4/8—10 321
XXVII. Der Christen Wort und That, eine Verherrlichung Gottes durch Jesum Christum, oder: Was thut unserer Kirche noth? I. Petr. 4/11 335
XXVIII. Der Christen Trost und Freude inmitten der Leiden. I. Petr. 4/12—13 534
XXIX. Der Christen Seligkeit inmitten der Schmach. I. Petr. 4/14—15 364
XXX. Der Christen Lobpreisung inmitten der Trübsale. I. Petr. 4/16—19 377
XXXI. Der Beruf der Aeltesten. I. Petr. 5/1—2ª 389
XXXII. Die Berufstreue. I. Petr. 5/2 406
XXXIII. Die Berufstreue (Fortsetzung). I. Petr. 5/3—4 422
XXXIV. Das Wohlverhalten der Gemeinde. I. Petr. 5/5 438
XXXV. Das Wohlverhalten der Gemeindeglieder. I. Petr. 5/6—9 449
XXXVI. Der Gott aller Gnade, der Fels unserer Stärke. I. Petr. 5/10—11 461
XXXVII. Des Apostels Abschiedsworte. I. Petr. 5/12—14. . . . 475
XXXVIII. Des Apostels Segenswunsch. I. Petr. 5/14. 488

DER ERSTE BRIEF PETRI.

(Frei übersetzt.)

I. Grussüberschrift.

Petrus, Apostel Jesu Christi, den Fremdlingen in der Zerstreuung in Pontus, Galatien, Cappadocien, Asien und Bithynien, auserwählt nach der Vorhersehung Gottes, des Vaters, in der Heiligung des Geistes, zum Gehorsam und zur Besprengung mit dem Blute Jesu Christi: Gnade euch und Heil in Fülle! 1/1—1/2.

II. Lobpreis Gottes um die Hoffnung der Christenheit. 1/3—1/12.

Gelobet sei Gott und der Vater unsres Herrn Jesu Christi, er, der nach seiner grossen Barmherzigkeit uns wiedergeboren hat durch die Auferstehung Jesu Christi von den Todten zu lebendiger Hoffnung, zu einem unvergänglichen und unbefleckten und unverwelklichen Erbe, das aufbewahret ist im Himmel für euch, die ihr in der Kraft Gottes bewahret werdet durch den Glauben zu dem Heile, welches bestimmt ist offenbaret zu werden in der letzten Zeit, da ihr dann frohlocken werdet, — obgleich ihr jetzt eine kleine Zeit (wie es sein muss) betrübt seid durch mancherlei Versuchungen, auf dass die Bewährung eures Glaubens viel köstlicher als das vergängliche, doch durch Feuer bewährte, Gold erfunden werde zu Lob und Herrlichkeit und Ehre bei der Erscheinung Jesu Christi, welchen ihr, ohne ihn zu kennen, lieb habt, an den ihr, ohne ihn jetzt zu sehen, doch glaubet — und zwar frohlocken werdet mit unaussprechlicher und verherrlichter Freude, indem ihr

davon tragt das Ziel eures Glaubens, der Seelen Seligkeit, die Seligkeit, über welche nachgesucht und nachgeforscht haben die Propheten, welche von der euch zugesagten Gnade geweissagt haben, indem sie forschten, auf welche Zeit und Umstände hindeutete der ihnen einwohnende Geist Christi, welcher die Christo bevorstehenden Leiden und die darauf folgende Herrlichkeit vorausbezeugte (und zwar forschten), trotzdem ihnen enthüllt ward, dass sie nicht ihnen selbst, vielmehr uns mit dem dieneten, was jetzt euch verkündigt worden ist durch diejenigen, welche euch, kraft des heiligen Geistes, der vom Himmel gesandt worden ist, die Heilsbotschaft gebracht haben, worein auch die Engel zu blicken verlangen.

III. Die Heiligung im Allgemeinen. 1/13—1/21.

Darum so richtet, die Lenden eures Sinnes gürtend, nüchtern, völlig die Hoffnung auf die Gnade hin, welche euch bei der Wiederoffenbarung Jesu Christi zu Theil werden soll. Verhaltet euch als Kinder des Gehorsams, so dass ihr euch nicht mehr gleich gestaltet den früher in eurer Unwissenheit gehegten Lüsten, sondern nach dem Vorbilde des Heiligen, der euch berufen hat, selbst heilig werdet in allem eurem Wandel, denn es steht geschrieben: „Ihr sollt heilig sein, denn ich bin heilig". Und wenn ihr den Vater anrufet, der ohne Ansehn der Person richtet nach eines Jeglichen Werk, so führet euern Wandel, die Zeit eurer Pilgerschaft (so lange ihr hier weilet) mit Furcht, da ihr wisset, dass ihr nicht mit vergänglichen Dingen, mit Silber oder Gold, erkauft seid von euerm von den Vätern ererbten Nichtigkeitswandel, sondern mit dem kostbaren Blute Jesu Christi, als eines fehllosen und unbefleckten Lammes, der zuvor ersehen war vor Grundlegung der Welt, aber geoffenbaret wurde am Ende der Zeiten um euretwillen, die ihr durch ihn an Gott glaubet, an Gott, der ihn von den Todten auferweckt und ihm Herrlichkeit gegeben, so dass euer Glaube auch Hoffnung zu Gott ist.

IV. Die Heiligung unter den christlichen Mitbrüdern. 1/22—2/10.

Nachdem ihr eure Seelen gereinigt habt im Gehorsam der Wahrheit zu ungeheuchelter Bruderliebe, liebet euch einander von (reinem) Herzen, innig und anhaltend, als solche, die wiedergeboren sind, nicht aus vergänglichem, sondern aus unvergänglichem Samen durch das lebendige und (in Ewigkeit) bleibende Wort — denn alles Fleisch ist wie Gras und alle Herrlichkeit desselben wie des Grases Blume; das Gras verdorret und seine Blume fällt ab, aber das Wort des Herrn bleibet in Ewigkeit — und dies ist das Wort, welches euch verkündigt worden. So leget nun ab jede Bosheit und alle Arglist und Heuchelei und Neid und alle Verleumdung, und seid begierig als neugeborene Kindlein nach der vernünftigen, lautern Milch, auf dass ihr an derselben wachset zum Heile, so ihr anders geschmeckt habt, dass freundlich der Herr ist; tretet hinzu zu dem, der, als der lebendige Stein, von Menschen zwar verworfen, bei Gott aber erwählt und köstlich ist, und lasset euch auch als lebendige Steine erbauen zu einem geistlichen Hause, zu einem heiligen Priesterthum, um geistliche Opfer darzubringen, die Gott angenehm sind durch Christum Jesum. Sintemal in der Schrift steht: „Siehe, ich lege auf Zion einen Eckstein, einen erwählten, werthvollen und wer auf ihn vertraut, wird nicht zu Schanden werden. Für euch nun, die ihr glaubet, hat er seinen Werth; Ungehorsamen aber ist der Stein, den die Bauleute verworfen haben, zum Eckstein geworden, und ein Stein des Anstosses und ein Fels des Aergernisses, woran sie — wozu sie eben verordnet waren — anstossen, weil sie dem Worte ungehorsam sind. Ihr aber seid das auserwählte Geschlecht, das königliche Priesterthum, das heilige Volk, das Volk des Eigenthums, damit ihr die Tugenden dessen verkündiget, der euch aus der Finsterniss berufen hat in sein wunderbares Licht, euch, die ihr einst kein Volk waret, nun aber Gottes Volk seid, einst nicht begnadigt waret, nun aber begnadigt worden seid."

V. Die Heiligung in der dem Christenthum feindlich gesinnten Welt. 2/11—4/19.

Ihr Lieben, ich ermahne euch als Gäste und Fremdlinge, dass ihr euch der fleischlichen Lüste enthaltet, welche wider die Seele streiten, indem ihr euren Wandel unter den Heiden gut führet, damit sie ob dem, darüber sie euch lästern als Uebelthäter, wegen eurer guten Werke, wenn sie genaue Einsicht davon genommen haben, Gott preisen am Tage der Heimsuchung.

Seid also unterthan aller menschlichen Ordnung um des Herrn willen, es sei dem Könige als Oberherrn, oder den Statthaltern, als solchen, die durch ihn gesendet werden zur Bestrafung der Uebelthäter, zur Belobung aller derer, die Gutes thun; denn das ist der Wille Gottes, dass ihr durch Gutes thun stopfet (zum Schweigen bringet) die Unwissenheit der thörichten Menschen. Seid unterthan als Freie und nicht als solche, welche zum Deckmantel der Bosheit die Freiheit haben, sondern als Knechte Gottes. Erzeiget Jedermann Achtung, liebet die Brüder, fürchtet Gott, ehret den König!

Ihr Knechte, seid unterthan in aller Furcht euren Herren, nicht nur den gütigen und billigen, sondern auch den wunderlichen; denn das ist Gnade, so Jemand, um des Mitwissens Gottes willen, Trübsale erträgt und Unrecht leidet. Denn welcher Ruhm wäre es, wenn ihr sündlich handelnd auch Züchtigung dulden müsstet? Wenn ihr aber Gutes thut und dennoch leiden müsset, so ist es Gnade bei Gott. Und dazu seid ihr berufen, sintemal auch Christus gelitten hat für uns, und euch ein Vorbild gelassen, auf dass ihr seinen Fussstapfen nachfolget, den Fussstapfen dessen, der gelitten hat, obgleich er keine Sünde begangen und in dessen Mund kein Trug gefunden worden; der gescholten nicht wieder schalt, unter den Leiden nicht drohete, vielmehr dem Alles anheimstellte, der da recht richtet; den Fussstapfen dessen, der unsre Sünden selbst hinaufgetragen

hat auf das Holz, auf dass wir den Sünden abgestorben, der Gerechtigkeit leben, und durch dessen Wunden ihr geheilet werdet, denn ihr waret wie irrende Schafe, aber ihr seid nun bekehret zu dem Hirten und Bischof eurer Seelen.

Gleicherweise ihr, Weiber, seid euern Männern unterthan, damit auch diejenigen, welche dem Worte ungehorsam sind, durch den Wandel der Weiber, ohne Wort, gewonnen werden, wenn sie euern in Gottesfurcht heiligen Wandel ansehen. Euer Schmuck sei nicht der äussere Mensch, welcher sich mit Haarflechten, goldenem Geschmeide oder Kleider-Anzügen ziert, sondern der verborgene Mensch des Herzens, welcher Wohlgefallen findet an dem unvergänglichen Wesen des sanften und stillen Geistes, welcher vor Gott köstlich ist. Denn also schmückten sich auch vor Zeiten die heiligen Weiber, die ihre Hoffnung auf Gott setzten und ihren Männern unterthan waren, wie Sarah Abraham unterthan war und ihn „Herr" nannte, deren Töchter ihr geworden seid, wenn ihr Gutes thut und keinerlei Drohung fürchtet.

Desgleichen, ihr Männer, wohnet bei den Frauen mit Vernunft, geht mit dem weiblichen als mit dem schwächeren Werkzeuge um, und erweiset ihnen die gebührende Achtung, weil auch sie Miterben der Gnade des Lebens sind, auf dass eure Gebete nicht verhindert werden!

Endlich aber seid allesammt gleichgesinnt, mitleidig, brüderlich, barmherzig, demüthig. Vergeltet nicht Böses mit Bösem oder Scheltwort mit Scheltwort; segnet vielmehr, da ihr ja wisset, dass ihr dazu berufen seid, Segen zu erben. „Denn wer das Leben lieben und gute Tage sehen will, der schweige seine Zunge vor Bösem und seine Lippen vor Trugrede. Er wende sich vom Bösen und thue Gutes, er suche Frieden und jage ihm nach. Denn die Augen des Herrn sehen auf die Gerechten, und seine Ohren hören auf ihr Gebet. Das Angesicht des Herrn ist aber wider die, so Böses thun." (Ps. 34/13—17.)

Und wer ist, der euch Uebles thun wird, wenn ihr dem Guten nachstrebet? Aber auch dann, wenn ihr zu leiden hättet um der Gerechtigkeit willen, so seid ihr doch selig. Ihre Drohungen aber fürchtet nicht und erschrecket nicht; dagegen heiliget Gott den Herrn in euern Herzen, indem ihr allezeit bereit seid zur Verantwortung gegen Jeden, der Rechenschaft fordert über die Hoffnung, die in euch ist; doch mit Sanftmuth und Furcht, und indem ihr ein gutes Gewissen habt, damit ob dem, darum ihr gelästert werdet, zu Schanden werden, die euren guten Wandel in Christo schmähen, denn es ist besser, ihr leidet, wenn es Gottes Wille ist, um guter als um böser Thaten wegen.

Denn auch Christus hat einmal um der Sünden willen gelitten, der Gerechte für Ungerechte, auf dass er uns Gott zuführete, getödtet dem Fleische nach, aber lebendig gemacht dem Geiste nach, in welchem er auch zu den in Haft befindlichen Geistern hinging und ihnen predigte, nachdem sie nicht gehorsamt hatten einst, als Gottes Langmuth geduldig harrete, zu den Zeiten Noah's, da der Kasten zugerichtet wurde, in welchen Wenige, d. h. acht Seelen gerettet wurden, hindurch durch das Wasser, welches auch uns im Gegenbilde nun rettet als Taufe, nicht (insofern sie nur) eine Ablegung fleischlichen Schmutzes, sondern die Angelobung eines guten Gewissens gegen Gott ist, durch die Auferstehung Jesu Christi, welcher ist zur Rechten Gottes, nachdem er aufgefahren ist in den Himmel und ihm Engel, Gewalten und Kräfte unterthan geworden sind.

Da nun Christus dem Fleische nach für uns gelitten, so wappnet auch ihr euch mit demselben Sinne — denn wer dem Fleische nach litt, der stehet ab von der Sünde —; auf dass ihr nicht mehr den Lüsten der Menschen, sondern dem Willen Gottes die noch übrige Zeit im Fleische lebet. Denn es sei nun genug, dass ihr die vergangene Zeit des Lebens den Willen der Heiden vollbracht und gewandelt habt in Ueppigkeit, Lüsten, Trunkenheit, Schwelgen, Zechgelagen und freventlichen Abgöttereien. Das befremdet sie aller-

dings, dass ihr euch nicht mehr mit ihnen in die gleiche Ausgelassenheit liederlichen Wesens hineinstürzt, und darum lästern sie euch nun, aber sie werden Rechenschaft geben müssen, dem, der bereit ist zu richten Lebendige und Todte. Denn dazu ward auch den Todten das Evangelium verkündigt, damit sie an dem nach menschlicher Weise geführten Fleischesleben gerichtet werden und nach Gottes Weise dem Geiste nach leben, und dieses Gericht steht ihnen bald bevor, denn das Ende der Dinge ist nahe herbeigekommen.

So seid nun besonnen und nüchtern zu den Gebeten, vor Allem aber lasset eure Liebe gegen einander eine brünstige sein; denn Liebe decket der Sünden Menge. Seid gastfrei unter einander ohne Murren. Dienet einander, je nachdem ein Jeglicher eine Gnadengabe empfangen hat, als gute Haushalter der mancherlei Gnade Gottes. So Jemand redet, (so rede er's) als Wort Gottes; so Jemand dient, so diene er als aus dem Vermögen, das Gott darreichet, damit in allen Dingen Gott verherrlichet werde durch Jesum Christum, welchem die Ehre und Macht gebühret von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.

Ihr Lieben, lasset euch die Hitze unter euch nicht befremden, die euch zur Prüfung widerfährt, als widerführe euch etwas Fremdartiges, sondern in dem Masse als ihr Theil habt an den Leiden Christi, freut euch, damit ihr auch bei der Offenbarung seiner Herrlichkeit mit frohlocken und euch freuen möget. Wenn ihr wegen des Namens Christi, welcher bei ihnen zwar gelästert, bei euch aber herrlich gehalten wird, geschmähet werdet, selig seid ihr, denn der Geist der Herrlichkeit und somit Gottes Geist ruhet auf euch. Niemand aber unter euch leide als ein Mörder oder Dieb oder Uebelthäter oder der in ein fremdes Amt greift. Leidet er aber als Christ, so schäme er sich nicht, vielmehr preise er Gott in dieser Beziehung. Denn es ist die Zeit, wo das Gericht bei dem Hause Gottes seinen Anfang nimmt; trifft es aber uns zuerst, welches wird das

Ende derer sein, welche dem Evangelium Gottes nicht gehorsamen? Und wenn der Gerechte kaum erhalten wird, wo wird der Gottlose und Sünder bleiben?

So mögen denn Diejenigen, die nach Gottes Willen leiden, dem treuen Schöpfer ihre Seelen befehlen in guten Werken.

VI. Die Heiligung in der Gemeinde. 5/1—9.

Die Aeltesten so unter euch sind, ermahne ich, der Mitälteste und Zeuge der Leiden Christi und Mitgenosse der Herrlichkeit so geoffenbart werden soll: weidet die Heerde Christi, die euch anbefohlen ist und führet die Aufsicht nicht aus Zwang, sondern aus freiem Willen, nicht aus schändlicher Gewinnsucht, sondern von Herzensgrund (mit Lust); nicht als Gebieter über die Lostheile (Gottes), sondern als Vorbilder der Heerde; dann werdet ihr, wenn der Erzhirte erscheinen wird, den unverwelklichen Kranz der Herrlichkeit davontragen.

Desgleichen ihr Jüngeren, seid unterthan den Aeltesten; alle aber seid untereinander unterthan und umgürtet euch fest mit der Demuth (-sschürze): denn Gott widerstehet den Hoffärtigen, den Demüthigen aber gibt er Gnade.

So demüthiget euch nun unter die gewaltige Hand Gottes, damit er euch erhöhe zu seiner Zeit, indem ihr alle eure Sorge auf ihn hinwerfet, denn er sorget für euch. Seid nüchtern und wachet, denn der Widersacher, der Teufel, geht umher wie ein brüllender Löwe und suchet wen er verschlinge. Ihm widerstrebet fest im Glauben und wisset, dass ihr euch darauf verstehen müsst (für euren Christenstand), den gleichen Leidenszoll zu entrichten, wie unsere in der Welt befindliche Brüderschaft.

VII. Gott, der Anfänger und Vollender der Heiligung. 5/10—12.

Der Gott aller Gnade aber, der uns zu seiner ewigen Herrlichkeit in Christo Jesu berufen hat, nach kurzem Leiden, er selbst wird euch vollbereiten, festigen, kräftigen,

gründen! Ihm die Herrlichkeit und die Gewalt in alle Ewigkeit! Amen!

VIII. Schlusswort. 5/12—14.

Ich habe euch durch den, wie ich glaube, treuen (verlässigen) Bruder Silvanus mit Wenigem geschrieben zu ermahnen und zu bezeugen, dass das die wahrhaftige Gnade Gottes sei, in welcher ihr zu stehen gekommen seid!

Es grüsset euch die mitauserwählte (Gemeinde) in Babylon und mein Sohn Markus.

Grüsset euch unter einander mit dem Kuss der Liebe!

Friede euch Allen, die ihr in Christo Jesu seid! Amen.

I. Der Verfasser und die Adressaten des Briefes.

I. Petr. 1/1 — 2.

Wir haben uns vorgenommen, den ersten Brief Petri in einer Reihenfolge von Betrachtungen zu erklären und zu erläutern.

Unsere Wahl lässt sich leicht rechtfertigen. Diese Epistel ist ja, wie Luther trefflich bemerkt, auch der edelsten Bücher eines, das rechte, lautere Evangelium. „Kaum wird sich im Neuen Testamente ein Brief finden lassen, der in einem so engen Rahmen eine solche Mannigfaltigkeit christlicher Gegenstände behandelt und der in jedem Capitel, auch dem blödesten Auge erkennbar, die ethische Seite eines Dogmas, die dogmatische Unterlage christlicher Ethik hervortreten lässt, als der erste Brief Petri. Das Haus mit Ehe und Gesinde, der Staat mit beiderseitigen Aufgaben für Regenten und Regierte, die Gemeinde mit ihrem allgemeinen Priesterthum und der Ordnung ihres Hirtenamtes, mit ihrer Bekenner- und Dulderstellung zur Welt wird besprochen; die grossen Thaten Gottes in Christo: Opfer, Sühne, Höllenfahrt, Auferstehung, Zeugniss und Zeugung durch das Wort, — der Heilsweg, Wiedergeburt, Taufe, Glaube, Hoffnung, das Kämpfen wider den Teufel, Liebe, Heiligung, — all' das wird in's Licht gestellt. Von der harten Behandlung der Sklaven nimmt der Apostel Anlass auf das Duldervorbild des Knechtes Gottes nicht nur, sondern auch auf dessen Opfertod zurückzuweisen; die Leiden um Wohlthat willen, wie sie der Christen verordneter Schmuck sind,

werden ihm eine Brücke zu der Lehre von der Höllen- und Himmelfahrt und indem er von dem Herannahen des Weltendes spricht, streut er auf diesen Artikel eine goldene Saat von Allem, was lieblich und wohllautet. So reicht uns Petrus die Waffen dar, um von den christlichen Glaubensschätzen den Argwohn abzuwehren, als handle es sich statt um Wahrheit, Leben und Herrlichkeit beim Glauben eigentlich nur um abgezogene Sätze, Verstellungen und Rechthaberei. Und endlich wüsste ich kaum einen berufeneren Zeugen und Richter wider das petrefacte und doch so unpetrinische Rom, als Petrum. Cap. 5/1 ff." (Dr. R. Koegel, Der erste Brief Petri, p. IX u. X.)

Man gewahrt in diesem Briefe, sagt ein anderer Ausleger desselben, einen Gedankenreichthum, eine Würde, ein Feuer, eine Demuth und Liebe, eine gläubige Hoffnung, eine Bereitschaft auf das Kommen Christi, wie sie ganz mit der Persönlichkeit des Apostels stimmt. Wenn man Paulus als den Apostel des Glaubens, Johannes als Apostel der Liebe, Petrus als den Apostel der Hoffnung bezeichnet, so kann dies leicht missverstanden werden, es ist aber gegründet, wenn man die vorherrschende Richtung damit andeutet.... Sein Blick ist fest gerichtet auf das Kommen Christi und auf die Herrlichkeit, die der Gläubigen wartet. (Fronmüller.)

Und diese Hoffnung, sollte sie nicht auch unsern ganzen Gedankenkreis, in der jetzigen Zeit namentlich, beherrschen und unserem Glauben neue Kraft zuführen?

So lasst uns denn mit liebevollem Herzen uns in die Betrachtung dieses Briefes versenken und möge Gott dieselben mit seinem reichen Segen begleiten und uns dadurch in der edlen Einfalt gründen, „die in der schlichten, gläubigen Hinnahme und dem stillen, ruhigen Besitz der Worte und Thaten des gottgeschenkten Heils sich befriedigt und selig fühlt." (Schott.)

Für heute begnügen wir uns, euch, nach Anleitung der zwei ersten Verse, 1. den Verfasser, 2. die Adressaten des Briefes vorzustellen.

Der Verfasser ist uns ohnedies keine fremde Person mehr. Den rasch entschlossenen, unermüdlich thatkräftigen, durchwegs aufrichtigen, grundehrlichen Petrus haben wir schon von unserer Kindheit an lieben gelernt. Wir wissen uns so recht in seine Lage zu versetzen, in seine Gemüthsart hineinzudenken, wir fühlen uns so innig mit ihm verwandt, wir theilen so ganz die gleichen Empfindungen und leiden so sehr unter den gleichen Schwächen, dass wir diesen Apostel fast unsern Liebling nennen möchten. Wie jubelten wir ihm zu, als er auf die Frage Christi: „Wer sagt denn ihr, dass ich sei?" frisch und freudig erwiderte: „Du bist Christus, des lebendigen Gottes Sohn!" Wie freuten wir uns als er droben auf dem Verklärungsberge ausrief: „Herr, hier ist gut sein, hier lasst uns drei Hütten bauen, Dir eine, Mosi eine und Elia eine." Wie natürlich fanden wir die Weigerung Petri, sich vom Herrn die Füsse waschen zu lassen, aber als Christus ihm bemerkte: „Werde ich dich nicht waschen, so hast du kein Theil mit mir", da begrüssten wir wieder in Petrus einen unseres Gleichen; wir hätten gerade so wie er geantwortet: „Herr, nicht die Füsse allein, sondern auch die Hände und das Haupt." Mit welchem Beifall nahmen wir seine kecke, muthige, von Selbstvertrauen strotzende Erklärung auf, mit welcher er des Hirten Klage erwiderte: „Wenn sich auch Alle an dir ärgerten, so will ich mich doch nimmermehr ärgern." Wie schwer fiel es uns, dem feurigen Petrus Unrecht zu geben, als er dort angesichts der reissenden Wölfe sein Schwert aus der Scheide zog und im Nu dem Malchus, des Hohenpriesters Knechte, das rechte Ohr abhieb! Wie nachsichtig, wie milde haben wir ihn beurtheilt, als er kurz darauf vor einer Magd zu zittern anfing und seinen Herrn verleugnete: „Ich kenne diesen Menschen nicht!" Das ist ja, dachten wir, Fleisch von unserm Fleische, Bein von unserm Beine. Welche Thränen des Mitleids, der innigsten Theilnahme flossen uns aus den Augen, als wir ihn seine Sünde bitter beweinen und seine Schwachheit aufrichtig bereuen sahen!

Wir knieten neben ihm hin und baten und flehten: „Ach, Herr, sei auch uns Sündern gnädig!" Und als endlich der Herr dem reumüthigen Jünger, auf seine nicht mehr kecke, sondern wehmüthige Zusicherung hin: „Herr, du weisst alle Dinge, du weisst, dass ich dich lieb habe" — die Aufnahme in den Jüngerkreis auf's neue versiegelte mit den Worten: „Weide meine Lämmer, weide meine Schafe", ach, da vermochten wir nicht mehr den inneren Jubel zurückzudrängen und ein lautes, fröhliches „Gott sei Dank" stieg aus dem erleichterten Herzen zum Himmel empor.

So haben wir den Petrus kennen und lieben gelernt. Mit Freuden setzen wir uns nieder zu seinen Füssen, um seinen Worten zu lauschen. Der sympathische Zug seines ganzen Wesens lässt sich auch in seinen Lehren wiederfinden. Es wird ihm nicht schwer werden, auch an uns den göttlichen Beruf zu erfüllen, den Christus ihm mit jenen Worten zugewiesen: „Und wenn du dereinst dich bekehrest, so stärke deine Brüder."

Und sie zu stärken, im Glauben zu befestigen, das ist ja der Zweck dieses Briefes, wie derselbe klar und deutlich Cap. 5/12 ausgesprochen wird: „Ich habe euch ein wenig geschrieben, zu ermahnen und zu bezeugen, dass das die rechte Gnade Gottes ist, darinnen ihr steht."

Wer aber die Andern stärken will, muss selbst stark sein in der rechten Stärke, das sieht Petrus wohl ein, darum legt er sich sogleich den Titel bei, der diese Stärke bestätigen und bezeugen soll: „ein Apostel Jesu Christi". Ein Apostel Jesu Christi! Das ist seine Legitimation, seine Vollmacht, seine Autorität — zugleich sein Schmuck und Ehrenkleid. Ein Apostel, d. h. ein Gesandter, ein Bote Jesu Christi. Nicht von der Erde, sondern vom Himmel, nicht von unten, sondern von oben, nicht von den Menschen, sondern von Gott, von Jesu Christo kommt das Amt, in dessen Kraft er wirkt und lehrt. Auch ist es nicht eigene Willkür, persönliche Machtvollkommenheit, die ihn zur Ausübung dieses Amtes bewegt, es ist ein Befehl seines

Herrn. Christus hat ihm diesen Auftrag gegeben. Von ihm hat er die Ordination, die Investitur erhalten. In seinem Namen lehrt und ermahnt er. „Vom Himmel hoch da komm' ich her," so dürfte er sich bei seinen Lesern einführen.

Ein Apostel! Was wäre Petrus ohne diesen Ehrentitel gewesen? Ein Simon, ein armer Sünder, gebückt und gedrückt unter der Last seiner Sünden. Was ist er durch diesen Titel geworden? Ein Bevollmächtigter seines Herrn, ein Gesalbter Gottes, ein Bote vom Himmel, ein Kephas, ein Fels. So kann er mit aller Autorität auftreten und seinen Lehren den rechten Nachdruck verleihen.

Ein Apostel! Apostel gibt es heute keine mehr, wir haben nur Pfarrer, Seelsorger, Prediger, Diener am Worte. Die Würde ist eine andere, die Vollmacht aber ist die gleiche geblieben.

Auch wir stehen da nicht durch der Gemeinde Gnade, aber aus Gottes Gnaden. Auch unser Amt kommt nicht von unten, sondern von oben. Auch unsere Berufung ist keine irdische, sondern eine himmlische. Das reizt uns nicht zum Stolz, bläht uns nicht auf, nährt keine Pfaffengelüste in uns — o nein — das macht uns vielmehr demüthig, bescheiden, klein nach Oben, aber auch stark, fest, entschieden und muthig nach Unten. Wir sind Diener Gottes, keine Bedienstete der Gemeinde, Hirten der Heerde, keine Hirtenknaben oder Wachthunde! Wohl stehen auf unsrer Vocationsurkunde die Unterschriften von Menschen, aber legalisirt, beglaubigt werden diese Unterschriften doch nur durch das Siegel Gottes und Jesu Christi! Darum berathen wir uns auch nicht mit Fleisch und Blut, laufen uns nicht die Beine ab, um die Gunst der Leute zu erschleichen oder zu erschmeicheln, kümmern uns wenig um Lob oder Tadel der Menschen. Wir schauen hinauf. Von Oben kommt das Amt. Was unserm Gott dort oben gefällt, was ihm beliebt, was er gutheisst, das thun, lehren und predigen wir. Alles Andere ist vom Uebel: ein Loch durch des Herrn Siegel!

Petrus, der Apostel Jesu Christi — das ist der Verfasser unsres Briefes.

Und an wen schreibt er? Welches sind die Adressaten des Briefes? Er schreibt an Gemeinden in Ponto, Galatien, Kappadocien, Asien und Bithynien.

Wie das Evangelium nach Bithynien gekommen ist, wissen wir nicht. Nach Pontus hat es vielleicht Aquila, ein Genosse Pauli, gebracht. Nach Kappadocien kam es möglicherweise durch Juden, welche am ersten Pfingsttage in Jerusalem waren und die grossen Thaten Gottes verkündigen hörten. Nach Galatien brachte es Paulus mit Silas, nach der Provinz Asien Paulus ohne Silas. Wie wir sehen, lauter Gemeinden, in welchen Petrus nicht gewirkt, nicht gepredigt hatte. Und doch schreibt er ihnen. Heute wundern wir uns darüber, damals fiel es Niemandem auf. Die Apostel standen eben in einem engen Liebesverhältnisse zu einander. Von Neid, Zank, Eifersucht keine Rede, keine Spur. Es fiel Petrus nicht einmal ein, dass Paulus es übel nehmen könnte, wenn er an die theilweise von ihm gestifteten Gemeinden schrieb, und Paulus hat nichts Anderes darüber empfunden, als die innigste, herzlichste Freude, dass Petrus ihm ein Mithelfer wurde am Reiche Gottes. Und doch, welch ein Unterschied zwischen Beiden an Charakter, Gaben, Anlagen und hie und da auch an Anschauungen! Aber die Verschiedenheit hob die Einigkeit nicht auf. Warum? Weil sie einig waren in dem Einen was noth thut, weil sie sich als Einer im Dienste des Einen betrachteten; weil sie das Werk, das sie trieben, nicht als das ihrige, sondern als das Werk des heiligen Geistes ansahen, weil sie nicht für sich, sondern für Christus arbeiteten; weil sie sich keine Concurrenz machten, sondern gegenseitig zum Aufbau des Reiches Gottes aufmunterten, weil sie, mit einem Worte, in der Nachfolge, im Dienste Christi die Selbstsucht, die Eigenliebe zu verleugnen und allein des Erlösers Sache zu fördern gelernt haben.

Ob es wohl heute auch unter uns, zwischen Pfarrern, Kirchen und Secten so aussieht? Eine Frage, deren Antwort leicht zu errathen ist. „Es findet sich — sagt ein theurer Gottesmann, Cl. Harms — nur wenig Unterschied zwischen den Frommen und den Gottlosen; die meisten Frommen schnaken fromm und sind gottlos; die Ungläubigen aber schnaken gottlos und sind auch gottlos.“ So sieht es heute aus! Welch ein Schaden daraus für das Evangelium, für die Entwicklung des Reiches Gottes entsteht, lässt sich leicht denken! O, dass uns Gott etwas von jener apostolischen Eintracht und Einmüthigkeit schenken möchte!

Der Apostel Petrus schreibt also an die Mitglieder und Angehörigen der oben erwähnten Gemeinden und redet sie an als die „Fremdlinge in der Zerstreuung“. Eine charakteristische Bezeichnung: die Fremdlinge! Was waren das für Fremdlinge? Judenchristen oder Heidenchristen? Es ist viel darüber gestritten worden und auf Grund von 1/10, 14, 18, 21—2/10—3/6—4/3 scheinen uns diese Fremdlinge Heidenchristen gewesen zu sein. Aber wir wollen uns jeder Einmischung in den Streit enthalten und begnügen uns daher, nicht als Gelehrter, nur als Christ zu antworten: es waren Gläubige. Ob aus Juden oder Heiden stammend, das hat nicht viel zu sagen; was sie waren ist einerlei, es kommt vielmehr darauf an, zu wissen, was sie sind, und das erfahren wir vom Apostel: es sind Fremdlinge, und zwar Fremdlinge ihres Glaubens wegen. Mitten unter dem ungläubigen Geschlechte ist es ihnen nicht wohl und nicht heimisch. Sie fühlen sich verlassen, vereinsamt, allein. Es ist Niemand um sie, der sie als Brüder, als Freunde begrüsst. Wo sie hinkommen, da geht man ihnen kalt und zurückhaltend entgegen. Wo sie den Mund aufthun, klingen ihre Worte wie fremde Töne aus unbekannten Landen. Wo sie Hand an's Werk legen, schüttelt man den Kopf über die sonderbaren Principien, denen sie folgen. Sie werden weder verstanden noch gewürdigt. Ihre ganze Erscheinung erregt Befremden, wo nicht Hohn und Spott.

Es sind eben Fremdlinge, die sich hier nur auf der Durchreise befinden. Ihr Ziel ist das Jerusalem droben. Ihre Heimat ist der Himmel, das Reich des ewigen, seligen Lebens. — An diese Fremdlinge schreibt der Apostel.

Es will uns dünken, dass darum gerade dieser Brief auch an uns adressirt ist. Denn auch wir sind Fremdlinge hienieden. Schon als Protestanten leben wir in der Zerstreuung, in der Diaspora: rechts Katholiken, links Juden und Judengenossen, wir selbst nur eine Handvoll. Und wir fühlen uns auch recht als Fremdlinge. Ohne engherzig zu sein, presst uns doch dieses Gefühl des Alleinseins oft den Seufzer aus: „Ach, wenn wir nur etwas mehr protestantische Luft einathmen, etwas mehr protestantische Denkungsart finden könnten." Doch das wäre der Uebel grösstes noch nicht. Confessionen dürfen uns nicht trennen. Auch unter Katholiken und Juden gibt es Seelen, die mit dem Psalmisten ausrufen: „wie der Hirsch schreiet nach frischem Wasser, so schreiet meine Seele Gott zu dir" — und unter solchen Sinnesverwandten verweilen wir gerne. Allein selbst dieses Glück geniessen wir selten, denn auch als Christen leben wir in der Zerstreuung. Namen- und Lippen-, Gewohnheits- und Anstands-Christen genug. Aber wie wenige Seelen, die Alles lieber als Gott opfern würden, wie wenige Herzen, in denen der heilige Geist seine Wohnung aufgeschlagen. Für Musik, Kunst, Literatur, Politik und dergleichen mehr ist das Interesse lebendig und rege; die religiösen Fragen aber werden vornehm bei Seite geschoben. O wie oft fühlt man sich da wie in einer grossen Sandwüste verloren! Wie oft packt Einen das Heimweh! Wie oft rollen Einem heisse Thränen aus den Augen! Wie oft jammern wir: „Und das dort ist niemals hier".

Doch verzagen dürfen wir deshalb nicht. Als die Unbekannten und doch bekannt; als die Sterbenden und siehe wir leben; als die Gezüchtigten und doch nicht ertödtet; als die Traurigen aber allezeit fröhlich; als die Armen, aber die doch Viele reich machen; als die nichts inne haben

und doch Alles haben — so ziehen wir durch die Welt! Mit anderen Worten, bei Petrus zu bleiben, obgleich „Fremdlinge” sind wir doch die „Erwählten”. Die Erwählten! Es kostet Einem ordentlich Mühe, dieses Wort über die Lippen zu bringen, denn selten ist eine Lehre so missverstanden worden wie diese. Die Einen haben sie so umgangen, als wäre sie gar nicht in der Bibel; die Andern haben sie so in den Vordergrund gestellt, als stünde nur sie in der Bibel; die Dritten haben sie so verstümmelt, dass nur ein Unding übrig geblieben ist. Wer das Richtige getroffen, wollen wir nicht entscheiden. Zwingli glaubt, es sei besser dem Volke die göttlichen Gebote einzuschärfen, als viel von der Erwählung zu predigen; dieses ist auch unsere Ansicht. Und wenn auch die Wahrheit, wie uns scheint, auf keiner dieser Seiten zu finden ist, so enthalten wir uns dennoch jedes Urtheils und befolgen lieber den guten, praktischen Rath, der in religiösen Dingen Goldes werth ist: „Zerbrich den Kopf dir nicht so sehr, zerbrich den Willen, das ist mehr.” Und so behalten wir auch diese Lehre bei, uns zum Troste, den Andern zum Segen.

Uns zum Troste! Ja wohl, denn zu diesem Zwecke wurde sie auch jenen Fremdlingen vorgehalten. Die Erwählten, obgleich Fremdlinge auf Erden, sind weder verlassen, noch vergessen. Gott hat sie ja zu seinen Kindern, zu Jüngern Jesu, zu Mitarbeitern Christi erwählt. Diese Erwählung bürgt ihnen dafür, dass sein Auge auf ihnen ruht, sein Ohr sie hört, sein Herz für sie sorgt, seine Hand sie leitet. Warum sollten sie sich grämen?

Satan, Welt und ihre Rotten
Können mir
Nichts mehr hier
Thun, als meiner spotten.
Lass sie spotten, lass sie lachen,
Gott, mein Heil,
Wird in Eil',
Sie zu Schanden machen.

O welch eine Freude, wenn man so sein Haupt erheben, in dem Himmel seine Heimat, in der Heimat seinen liebreichen Vater finden kann! Das gibt uns einen Heldenmuth!

Wir sind erwählt, und zwar nach der Vorsehung Gottes. Er schafft, die er erwählt, sagt Augustinus, nicht findet er sie vor. Wer hatte denn die Fremdlinge, die vorher nicht in Gnaden waren, zu Miterben Christi berufen? Die Vorsehung Gottes. Wer hatte unter mancherlei Gerichten eine Zerstreuung Israels in heidnische Lande herbeigeführt, eine Zerstreuung, die zur Ausstreuung von Blüthenstaub und Saatkörnern wurde? Die Vorsehung Gottes. Wer hatte ihnen Lehrer und Prediger, Boten des Evangeliums und Führer zum ewigen Leben geschickt? Die Vorsehung Gottes.

Und wer hat denn dich, o Christ, erwählt? Ist es dein Verdienst, wenn treue, liebe Eltern dich hinaufwiesen zu Gott und hineinführten in sein Wort? Ist es dein Verdienst, wenn fromme Lehrer die Keime der Gottseligkeit in dir pflegten? Ist es dein Verdienst, wenn du an Felsen und Klippen, Höhlen und Abgründen vorübergeführt wurdest, ohne zu straucheln, ohne zu fallen? Deinem Gott, der Vorsehung Gottes hast du es zu verdanken. O denke daran, so wirst du das Wort — eine Fundgrube für alle gläubigen Seelen — verstehen: „Hat uns Gott Christus gegeben, wie sollte er uns in ihm nicht Alles geben?"

Er hat sie und uns erwählt durch die, oder wie es wörtlich heisst, in der Heiligung des Geistes. Der Geist Gottes hatte durch seine Kräfte der Heiligung die Abscheu vor der Sünde, die Sehnsucht nach dem Leben, die Freude an Gott, das Verlangen nach dem Heil, die Erkenntniss der Wahrheit geweckt. Von dem ersten Augenblick an, wo die Botschaft Jesu an ihr Herz anklopfte, wo das Gewissen erschrak und Christus ihr Tröster wurde, bis zur vollen Versiegelung in Friede, Freude und Gerechtigkeit hat der Geist sie berathen und ge-

führt. Der ganze Entwicklungsgang ist „die Heiligung des Geistes".

Desgleichen auch bei uns. Der Geist wirkt das Wollen uud das Vollbringen. Der Geist zieht uns heran zu neuen Creaturen. Der Geist macht uns zu lebendigen Bürgern des himmlischen Reiches. Der Geist gibt Zeugniss unserm Geiste, dass wir Gottes Kinder sind. Welch eine Ehre! Welch eine Auszeichnung! Wären wir uns nicht unserer Unwürdigkeit bewusst, wir könnten fast stolz darüber werden! Aber Gott hat uns nicht zum Stolze, sondern uns zum Troste und den Anderen zum Segen erwählt!

Zum Segen für Andere! Das vergessen wir ja nicht, wenn wir die Lehre der Erwählung richtig erfassen wollen. Israel wurde nicht erwählt, damit die Heiden verworfen werden, sondern dass durch Israel alle Völker auf Erden gesegnet werden. Und das Neutestamentliche Bundesvolk ist nicht erwählt, damit die Anderen verloren gehen, sondern damit diese an jenem lernen die grossen Thaten Gottes preisen und im Lichte der Wahrheit wandeln.

Denn wir sind erwählt zum Gehorsam. Durch den Geist und in der Heiligung des Geistes sind wir erwählt — das bezieht sich mehr auf das innere Leben; zum Gehorsam sind wir erwählt, das betrifft mehr, möchten wir glauben, das äussere Leben. Es muss nun kund werden, dass wir Christen sind; es muss Zeugniss abgelegt werden, wie gross auch der Hohn, wie bitter auch die Verfolgung sei. Der Name Christi muss bekannt werden. Wie geschieht das? Durch Gehorsam. Keine Worte, keine Phrasen, keine besondern Mienen oder Trachten: das Zeichen des Glaubens ist der Gehorsam. Wo kein Gehorsam, da ist das ganze Christenthum, wie reich es auch sei an grünen Blättern, keine zwei Kreuzer werth. Der Gehorsam allein, der stempelt uns zu wahren Christen. Durch den Gehorsam allein erfüllen wir unsern Beruf, ein Licht der Welt, ein Salz der Erde zu werden. Durch den Gehorsam allein wird unsere Erwählung eine Quelle des Heils für die übrige Menschheit.

Endlich durch den Gehorsam allein werden wir unsererseits theilhaftig des höchsten Gutes, des Inbegriffes aller Heilsgnade, nämlich: der Besprengung des Blutes Jesu Christi. Die tröstende, heiligende, vollendende Kraft Jesu Christi, die erfüllt nun unser Herz und erquickt unsere Seele. Wir werden Glieder seines Leibes und leben seines Lebens. Und was wir aus uns nicht vollbringen konnten, das bringt sein Geist, seine Kraft zu Stand und Wesen. Wir leben, doch nun nicht wir, sondern Christus lebet in uns. So ziehen wir den Himmel herab auf die Erde. So tragen wir die Erde hinauf in den Himmel.

Und nun? Wo sind die Fremdlinge geblieben? Sie sind Bürger der himmlischen Heimat geworden. Was ist aus den verachteten, hin und her zerstreuten Jüngern des Gekreuzigten geworden? Sie leuchten als das Licht der Welt und bilden das Salz der Erde. Wo ist die Erde hingekommen mit all' ihrem Elend und Jammer? Sie hat sich in einen Vorhof des Himmels verwandelt.

Wahrlich, solchen Christen, solchen Königen darf Petrus wohl den schönsten aller Grüsse entbieten: „Gott gebe euch viel Gnade und Frieden!"

Seid ihr solche Christen geworden? Möchtet ihr solche Bürger des göttlichen Reiches werden? . . . . O dann darf auch ich euch begrüssen mit dem apostolischen Grusse:

„Gott gebe euch viel Gnade und Frieden!"

II. Die lebendige Hoffnung, deren Herrlichkeit, Gewissheit und Erfüllung.

I. Petr. 1/3—5.

Wo sind denn die Fremdlinge geblieben? Sie sind Bürger des himmlischen Reiches geworden. Was ist aus den verachteten, hin und her zerstreuten Jüngern des Gekreuzigten geworden? Sie leuchten als das Licht der Welt und bilden das Salz der Erde. Wo ist die Erde hingekommen mit all' ihrem Jammer und Elend? Sie hat sich verwandelt in einen Vorhof des Himmels? — So fragten, so antworteten wir in unserer letzten Betrachtung auf Grund der zwei vorhergehenden Verse. Die Fremdlinge haben wir als Erwählte begrüsst, die Verlassenen sahen wir sicher geborgen unter des Allmächtigen Schutz und Schirm, die Zerstreuten liessen wir im Geiste vereinigt um den Einen guten Hirten, und wie Thau aus der Morgenröthe fiel vom Himmel herab auf ihr Haupt und Herz Gnade und Friede. Wahrlich, solche Glückskinder, dachten wir, die sind nicht zu beklagen, darum stimmen wir nun auch von Herzen mit ein in des Apostels Freudenruf: „Gelobt sei Gott!"

Merkwürdig! Die Fremdlinge, die hin und her Zerstreuten fühlten sich unglücklich in ihrer Diaspora. Der Apostel schrieb ihnen, sie zu trösten, zu stärken, zu ermuntern und kaum hat er sie begrüsst, so jauchzt und frohlockt er schon: „Gelobt sei Gott!" Merkwürdig und doch wie natürlich! Die Welt, wenn sie trösten will, bemüht sich, das Leid zu verkleinern, das Unglück zu leugnen

oder zu verhüllen, um schliesslich der eigenen Kraft die übrige Last aufzulegen, d. h. sie täuscht und Täuschung gebiert Trostlosigkeit und Verzweiflung. Der Christ aber lässt sich weder täuschen noch überreden. Klaren Auges überblickt er sein Elend, misst er dessen Höhe, Breite und Tiefe, allein dann schaut er auch empor: sein Auge ruht auf dem Vater Jesu Christi. Das gibt Muth und Kraft, das löst die Zunge nicht zum Klagen, sondern zum Loben und Danken. Inmitten der Trübsale stimmt er, vom allertiefsten Herzensgrund, ein Loblied nach dem andern an, von dem was Gott an ihm gethan. — So der Apostel!

Und der Gott, den wir als Vater Jesu Christi anbeten und lieben dürfen, der Gott, dessen Seligkeit das Heil der Menschen ist, der Gott, von dessen Liebe Christus der Zeuge und Bürge geworden, der soll auch den Christen in der Diaspora Trost und Erquickung spenden! Daher der Ruf, der uns aus den heutigen Textesworten entgegenklingt: „Empor die Herzen! Empor die Sinne! Himmelwärts! Heimwärts!" Ist auch das Paradies hinieden verloren, es erwartet uns droben ein neues Erbtheil. Ist auch die Erde wüste und leer, die Heimat im Himmel ist herrlich und reich! Folgen auch hier unten Kämpfe um Kämpfe, daheim ist Ruhe und Seligkeit! Warum denn verzagen? Freuet euch vielmehr. Lobet euren Gott, der euch zu einer lebendigen Hoffnung wiedergeboren und lasset diese Hoffnung, deren Herrlichkeit, Gewissheit und einstige Erfüllung die Quelle sein eures Trostes, eurer Beseligung!

Herrlich ist die Hoffnung, die unser Herz erquicken soll, denn wir sind wiedergeboren zu einem unvergänglichen und unbefleckten und unverwelklichen Erbe, das behalten wird im Himmel. „Unvergänglich" ist das Erbe! Gibt es etwas auf Erden, das sich damit vergleichen liesse? Nichts, denn hier ist Alles vergänglich und eitel. Seifenblasen, Schaum und Traum, das bietet uns die Welt dar. Kaum halten wir etwas in der Hand, so kommt ein Windstoss und fort fliegt es — unwiederbringlich. Kaum

erfasst unser Geist einen Gedanken, so lauert der Feind darauf, der Zweifel, und vorüber ist unsere Gewissheit. Kaum erquickt unser Herz ein süsser Genuss, so schleicht sich ein Gift ein, noch eine Secunde und verbittert wird die Freude. Heute roth, morgen todt — das ist das eiserne Gesetz, dem Menschen und Dinge unterworfen sind. Wo ist ein bleibendes Glück auf Erden? Nirgends. O, es könnte Einen diese Erfahrung zu Tode martern, dürften wir nicht unsere Augen gen Himmel erheben. Nur die Hoffnung, droben einst ein unvergängliches Erbe zu finden, vermag uns aufrecht zu erhalten inmitten dieses allgemeinen Dahinsterbens. Wenn man dir sagen würde, du könntest nach einer langen, beschwerlichen Reise von vielen, vielen Jahren ein Land erreichen, wo ewiges Frühjahr und ewiges Wachsthum dich umgäbe, du würdest ohne Zweifel dich aufmachen und der Reise Beschwerden geduldig ertragen. Und sähest du die Vorüberziehenden trauern und weinen über die Blätter, die vergelben, die Blumen, die verwelken, die Früchte, die verfaulen, du würdest dich in deinem Innern um so herzlicher freuen über den ewigen Frühling, der dir verheissen ist und dankbar ausrufen: „Gelobet sei Gott!" Eine solche Hoffnung ist den Christen bescheert!

Und dieses unvergängliche Erbtheil ist zugleich „unbefleckt". Kennt ihr etwas auf Erden, das unbefleckt wäre? Von Zeit zu Zeit — es ist erst kürzlich wieder geschehen — überraschen Einen die Zeitungen mit Enthüllungen. Rückhaltslos werden dann — leider nur aus Parteihass oder Rache — die schmutzigsten Geschichten erzählt und noch schmutzigere in Aussicht gestellt. Man steigt hinunter bis in die tiefsten Geheimnisse des Privat-, des Familien-, des Berufslebens und an's Tageslicht bringt man ekelhafte Schandthaten, haarsträubende Scandale. Dadurch werden dann die Menschen auf eine kurze Zeit aus ihrem süssen Taumel geweckt und man hört sie jammern und klagen: „Ach Gott, wie ist das möglich? Wer hätte so was geglaubt?" Solche Katastrophen sind für die grosse

Masse von nöthen, um den Vertrauensseligen zu zeigen, in welch einem Sumpfe wir waten! Die Christen aber brauchen diese Enthüllungen nicht. Was sie bestätigen hat uns das Wort Gottes schon längst geoffenbart: „Die Sünde hat Alles befleckt!" Kein Mensch, kein Kind, kein Geld oder Gut, weder Herz noch Geist, nichts, nichts, das unbefleckt wäre! Du selbst bist von oben bis unten, von aussen und innen unrein und befleckt. Betrachte dein Herz, wie viele sündhafte Gedanken und Lüste! Prüfe deine Lippen, wie viele bittere und böse Worte, die sie gestreift! Schaue auf deine Hände, wie viel Schmutz ist daran hängen geblieben! Nichts, nichts ist unbefleckt! Das ist es ja gerade, was Einem das Erdenleben so lästig, so drückend, so bleiern erscheinen lässt. Und doch verfallen wir nicht in trübselige Melancholie. Wir blicken hinauf und „Gelobet sei Gott!" ruft unser Herz, denn droben erwartet uns ein unbeflecktes Erbtheil. Dort werden wir hoch erhaben sein über Sünde, Schmutz und Folgen der Sünde. Dort wird Gottes Geist unsern Geist erfassen, mit seiner Glut durchdringen und ihn umgestalten in das Bild Jesu Christi. Licht aus Licht, gezeichnet mit dem leuchtenden Siegel des Geistes, ganz verklärt und vergöttlicht: so werden wir wohnen und leben in der Heimat der Seelen. Wahrlich, bei solchen Aussichten brauchen wir nicht die Köpfe hängen und die Arme sinken zu lassen. Muthig schreiten wir vorwärts, und einmal droben, dann wohl uns! Niemand wird uns die Krone mehr rauben, denn das Erbtheil, das unbefleckte, ist zugleich „unverwelklich"!

Unverwelklich! Hier ein ewiger Wechsel zwischen Lust und Last, Freud und Leid, Kreuz und Krone, eine immerwährende Fluctuation. Auch die lieblichste Blüthe des Erdenlebens ist mit dem Tode behaftet; dort aber erwartet uns ein Tag ohne Abend, ein Frühling ohne Aufhören, eine Schönheit ohne Runzel, eine Kraft ohne Ermatten, eine Freude ohne Unterbrechung. Unverwelklich und doch nicht ermüdend, nicht langweilig. „Keine träge Musse ist

die Seligkeit der Mitherrscher Christi, so wenig sie es hier war, sondern eine erweiterte Thätigkeit, Pflege der Gottesschöpfung, wie sie hier die Menschheit pflegte." (Herder.) Das Eine ist kein Einerlei. Es wird auch dort ein Fortschritt sein, aber nicht wie in diesem irdischen Leben von Armuth zum Reichthum, vom Elend zum Glück, aus der Nacht zum Licht, es ist ein Fortschritt von Leben zu Leben, von Liebe zu Liebe, von Klarheit zu Klarheit, von Licht zu Licht, von Gott zu Gott. Gott, dieser ewige und ewig unausmessbare Ocean von Licht, Liebe und Leben, das ist das Geheimniss der steten Bewegung in der Ruhe, des Fortschrittes mitten im Ziele, die Seligkeit der Seligen. Immer, bemerkt Irenäus, belehrt sie Gott, immer lernen sie: denn seine Reichthümer haben keine Schranken und seine Weisheit ist ohne Mass; es ist ein Fortschritt von Ewigkeit zu Ewigkeit. Das erwartet uns droben. Gelobet sei Gott!

Und das erwartet uns sicher: es wird behalten im Himmel. Wie hoch auch die Wellen des Unglaubens schlagen, wie grimmig die Feinde sich geberden, wie furchtbar die Hölle wüthe, es ist Alles umsonst. Das Erbtheil wird behalten im Himmel.

Das unsere Aussicht und Zuversicht. Und wir sollten verzagen und klagen? Von Johannes Huss wird erzählt, dass er diesen Spruch ganz besonders liebte. Das wundert uns nicht, das erklärt uns aber, warum er so tapfer, so heldenmüthig in Constanz den Märtyrertod hat erdulden können. Auch für uns ist er eine unerschöpfliche Quelle von Trost und Erquickung. Ohne ihn wäre die Welt eine wüste Stätte des Todes, durch ihn verwandelt sie sich in ein heiliges Land.

Ihr habt Alle schon Trümmer und Ruinen, Ueberreste einer alten Zeit gesehen. Zeigt sie einem ungebildeten Manne, er schaut die Steine nicht einmal an, viel lieber ist ihm ein Haus auf dem „Ring." Führt einen Gelehrten davor, sein Auge wird erleuchtet, sein Geist verklärt, sein Herz erfreut. Das

Zwiegespräch zwischen ihm und den Steinen beginnt. Er lässt sich erzählen von den Herrlichkeiten der alten Zeit, er hört und hört und vergisst darüber Welt und Weltsorge.

So ergeht es dem Menschen. Wir stehen in einer Welt von Ruinen. Ohne lebendige Hoffnung leben wir gedankenlos dahin, Erde für Erde, aber mit der Hoffnung im Herzen belebt sich Alles hienieden, und überall finden wir Zeichen und Vorbilder der zukünftigen Herrlichkeit. Ach, wie wird Einem da das Leben erleichtert, verschönert und verklärt! Geht es auch einmal etwas mühsam, drückt es auch einmal zu hart, das Herz blickt empor und freudig fliegt wieder über die Lippen ein: „Gelobet sei Gott der Vater unseres Herrn Jesu Christi!"

Aber mit Hoffnung trösten, denken wohl Manche, ist gar ein verbrauchtes Kunststück. Hoffen und Harren, sagt ja das Sprichwort, macht Manchen zum Narren. Wohl wahr, allein die Hoffnung, die wir hegen, ist keine nichtige. Es ist eine „lebendige" Hoffnung und deren Gewissheit wird begründet durch unsere Geburt sowohl als durch unsere Wiedergeburt. Gott, sagt der Apostel V. 3, hat uns wiedergeboren zu einer lebendigen Hoffnung. Gott hat den angebornen Glauben an die Unsterblichkeit noch besonders bekräftigt, die angestammte Zuversicht noch eigens bestärkt. Er hat uns zu einer lebendigen Hoffnung wiedergeboren. Dem natürlichen Menschen, dem kurzsichtigen Verstande, der durch die Sünde geblendeten Vernunft konnten wohl noch Zweifel aufsteigen, aber da griff Gott ein, da kam er zu Hilfe. Er hat uns wiedergeboren zu einer lebendigen Hoffnung, und zwar „nach seiner grossen Barmherzigkeit". Folglich ist diese Hoffnung kein frommer Betrug, keine eitle Vorspiegelung. Gott ist kein sündhafter Vater, der seine Kinder täuscht um sie zu beruhigen. Sein Wort ist wahr und was er zusagt, das hält er gewiss. Er hält es ihm zu Ehren, uns zum Heil. So bürgt nebst seiner Wahrhaftigkeit seine Liebe für die Gewissheit unserer Hoffnung. Ich habe einmal gelesen, dass die Larve des Hirschhornkäfers sich bei ihrer Verpuppung ein grösseres Gehäuse baut, als sie

zur Ausfüllung mit ihrem zusammengekrümmten Leibe braucht. Warum? Damit die hernach sich entwickelnden Hörner auch mehr Platz haben. So richtet der Mensch sein irdisches Leben für das zukünftige ein. Sollte nun dieselbe Macht, die den Hirschhornkäfer und den Menschen schuf, dem Käfer Wahrheit in den Instinct, dem Menschen Lüge in den Glauben gelegt haben? Dagegen protestirt schon der eine Satz: „Gott hat uns wiedergeboren zu einer lebendigen Hoffnung nach seiner grossen Barmherzigkeit!" Entweder die Hoffnung ist gewiss oder Gott ist nicht blos der härteste aller Tyrannen, sondern das herzloseste aller Ungeheuer. Es ist schon eine Lästerung des göttlichen Namens, solch' einen Gedanken nur zu denken. Nein, die Hoffnung ist fest gegründet, der Grund, darauf wir stehen, der ist das „Ewige Erbarmen, das alles Denken übersteigt, dass er mit offenen Liebesarmen herab sich zu den Sündern neigt".

Diese Hoffnung wird ferner versiegelt „durch die Auferstehung Jesu Christi von den Todten". Wie die Reben grünen durch den Saft am Weinstocke, so ist der Christen Hoffnung lebendig durch die Kraft der Auferstehung Jesu Christi. Wir sind eingegliedert seinem Leibe, wir sind ihm blutsverwandt geworden, wir sind durch die Wiedergeburt mit seinem Tode und seiner Auferstehung zusammengewachsen, mit ihm in das himmlische Leben versetzt; wir haben gleich ihm ein Anrecht auf die Güter des Vaters, wir sind Erben Gottes, Miterben Jesu Christi. Um Christi, des Erstlings willen, reifen die ihm angehören, zu der Ernte der Auferstehung und des Lebens hinan. Auferstanden, hat Christus die Sünde und den Tod besiegt und er stellt nun in sich jene Verklärung und Vollendung dar, welcher die gesammte sichtbare Schöpfung mit ihrem Haupte, dem Menschensohn, entgegengeführt werden soll. Wo er ist, da werden auch die Glieder sein. Der Glanz der Verklärung, der ihn umflossen, wird dereinst auch über die Seinen ausströmen. Sein Sieg über Sünde

und Tod, Nacht und Grab wird auch ihr Sieg sein. Nur noch eine kleine Weile und der Auferstehungsmorgen wird tagen: „Gelobet sei Gott!"

Wenn Luther traurig und betrübt war, so tröstete und ergötzte er sich allezeit an dem Worte: „Vivit!" (er lebt!) Er schrieb solches oft mit Kreide auf den Tisch, an alle Thüren und Wände: vivit, vivit. Als er gefragt wurde, was er damit meinte, gab er zur Antwort: Jesus lebt und wenn der nicht lebte, so begehrte ich mir nicht eine Stunde zu leben. Allein, weil er lebt, so werden wir auch leben durch ihn, denn er sagt: „Ich lebe und ihr sollt auch leben!"

Ihr! Wer denn? Wer wird einst die Erfüllung dieser lebendigen Hoffnung an sich selbst erfahren? Der Apostel antwortet im fünften Verse: „Ihr, die ihr aus Gottes Macht durch den Glauben bewahret werdet zur Seligkeit!" Darunter befinden sich wohl nicht alle Menschen ohne Unterschied? Beiweitem nicht. Man wird nicht selig dadurch, dass man stirbt. Wer der Erde gedient, wird von der Erde belohnt. Wer sich dem Golde verkauft, wird mit Gold bezahlt. Wer sich selbst huldigt, wird mit Selbstgefälligkeit ausgefüllt. Ein Jeder erntet, was er gesäet hat. Ganz wie auf allen anderen Gebieten.

Zur Seligkeit sind nur diejenigen berufen, die da hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit, die sich sehnen nach dem Heile, nach dem Leben der Seele, die den Weg der Wahrheit betreten, den uns Christus gebahnt, die von der Gnade leben wollen, die Christus uns erwirkt. Das sind die Berufenen.

Unter den Berufenen aber werden nur diejenigen auserkoren, die aus Gottes Macht durch den Glauben bewahret werden, mit anderen Worten: die bis zum Tode ausharren, immer mehr wachsen und zunehmen in der Heiligung des Geistes, im Gehorsam, beständig bleiben in der Nachfolge Jesu Christi und ihr ganzes Sinnen und Denken, Schalten und Walten, Sein und Wesen besprengen lassen mit dem Blute Jesu Christi. Das sind die Auserkorenen!

Hie und da seufzen und träumen, einen Anlauf nehmen und wieder zurückprallen, einen schüchteren Versuch machen und dann die Arme in den Schoss sinken lassen, mit den Lippen dienen ohne das Herz zu opfern, mit dem Verstande capituliren, ohne sich selbst gefangen zu geben, das Christenthum als Paradekleid anziehen, zur Kirche sich halten aus Anstand oder Interesse, das Alles ist eitle Tändelei, nicht mehr werth, als römischer Ablass. Wollen wir das Erbtheil droben erlangen, so gilt es treu und fest Christo anzuhangen, ihm zu folgen, wohin er uns führt, ihm zu gehorchen, was er auch immer befehle, ihm ähnlich zu werden, wie schwer es uns scheine, kurz, unsere Nachfahrt mit dem wahren, lebendigen Glauben zu zieren! — Unmöglich, denkt ihr wohl! Es wird zuviel von uns verlangt. Unsere Hoffnung wird dadurch illusorisch. Man nimmt uns mit der einen Hand weg, was uns mit der andern soeben geboten wurde! Unmöglich!... Wir bleiben verloren!... Gott bewahre! Was den Menschen unmöglich, das ist doch unserm Gott noch möglich! Er wird uns aus seiner Macht durch den Glauben bewahren zur Seligkeit! Er sorgt dafür, dass nicht die Erbschaft den Erben, die Erben nicht der Erbschaft fehlen. „Unsere Hoffnung," sagt der Abt Bernhard von Clairveaux, „unsere Hoffnung steht fest auf drei Dingen: auf der Liebe, die uns zum Kind angenommen, auf der Treue, die uns das Erbe versprochen, auf der Macht, die uns dasselbe zu geben vermag!" Das ist auch unsere Zuversicht. Seine Macht wird auch uns das Erbtheil geben! Er bewahrt uns — eigentlich ganz dem Urtexte nach, — er bewacht uns, er umgibt uns mit einer Wacht. Ringsherum stehen die Feinde. Von allen Seiten fliegen heran die feurigen Pfeile des Bösewichts. Er aber bewacht uns aus seiner Macht und seine Macht ist wunderbarlich! „Mein Heil kommt von dem Herrn, du hörst der Menschen Flehen, und du errettest gern!"

Er bewacht uns, und zwar durch den Glauben. Wie eine Stadt durch die Festung, so wird der Christ aus

Gottes Macht durch den Glauben geschützt. Der Glaube ist eine Schutzmauer, hinter welcher wir sicher wohnen dürfen. Und damit kein Feind eine Bresche schiesse, hält er, der Herr, treue Wacht.

Erinnerst du dich nicht, wie oft er dir deinen Glauben geschützt und gerettet? Da standest du am Rande eines Abgrundes; plötzlich erwachtest du und erkanntest, zu spät beinahe, die drohende Gefahr. Seine Hand aber erfasste dich: er hatte dich bewacht. Dort überfiel dich eine schwere Versuchung: du warst nahe daran zu fallen. Eine Stimme von Oben ertönte: du wurdest gerettet. Er hatte dich bewacht. Gestern sassest du angstvoll vor dem Bette deines Kindes. Menschenhilfe konnte nicht mehr helfen. Gottes Hilfe schien zu versagen. Du warst auf dem Punkte, Glauben und Hoffnung über Bord zu werfen; da genas dein Kind: dein Glaube wurde gerettet. Er hatte gewacht. Heute erst haben sich so manche Zweifel bei dir eingeschlichen. Süss war deren Geplauder, verlockend deren Schmeicheleien; wie leicht hättest du den Verräthern die Wahrheit ausgeliefert; allein es war dir, als träte Christus vor dich mit seinem liebevollen Antlitz und freudig riefst du aus: „Herr, wo soll ich hingehen? Du hast Worte des Lebens." Du warst gerettet. Er hatte gewacht. Und ist es dir nicht schon geschehen, dass du aus der Kirche kamst und dir innerlich sagtest, oder auch es öffentlich aussprachst: „Es ist doch das Wort Gottes ein Licht auf unserem Wege; es soll dennoch — der Welt zu trotz — meines Fusses Leuchte bleiben." Und wenn du von Gräbern zurückkehrtest, warst du nicht getröstet, wenn du das Echo jenes Siegesrufes vernehmen durftest: „Ich bin die Auferstehung und das Leben, wer an mich glaubt, der wird nimmermehr sterben!"

Sehet, Christen, so stärkt uns der Herr aus der Macht seiner Stärke. So bewacht er uns. So gibt er uns neue Kraft. So führt er uns zum Ziele. So baut er im Glauben ein Bollwerk um unsere Seele, dass uns des Feindes List

nichts anhaben könne. Er bewacht uns, und wenn Gott für uns ist, wer sollte wider uns sein?

Wie lange aber soll dieser Kampf dauern? Wie lange werden wir so auf dem „qui vive" stehen müssen? Wann wird sich unsere lebendige Hoffnung erfüllen? Wann wird die Seligkeit offenbar werden? In der letzten Zeit, d. h. in der Zeit, welche aller Dinge Ende und des Glaubens Krönung herbeiführen wird. Wann wird diese Zeit anbrechen? Wann sie für die Menschheit kommen wird, wissen wir nicht und brauchen es nicht zu wissen. Thoren und Müssiggänger, die sich mit solchen Fragen beschäftigen! Für uns aber — und das schreiben wir uns mit glühenden Lettern in's Herz — für uns, für einen Jeden unter uns, kommt sie mit dem Tode. Dann wird den gläubigen, den treu gebliebenen Kämpfern des Glaubens der Siegespreis zuerkannt die Seligkeit offenbar werden.

Christen, werden wir unter den Gekrönten stehen? Werden wir das himmlische Leben erben? Werden wir den Richterspruch unsres Herrn mit einem dankbaren Freudenruf erwidern: „Gelobet sei Gott und der Vater unsres Herrn Jesu Christi?" Was meint ihr wohl?

O, wer Alles könnte lassen,
Dass er, frei von eitlem All',
Wanderte die Friedenstrassen
Durch dies thränenvolle Thal!

III. Die Bewährung des Glaubens.

I. Petr. 1/6—9.

Wer wird einst das unvergängliche, unbefleckte, unverwelkliche Erbe, das behalten wird im Himmel, ererben? Wer wird die Erfüllung der lebendigen Hoffnung, zu welcher Gott uns, nach seiner grossen Barmherzigkeit, wiedergeboren hat, an sich selbst erfahren und erleben? Es sind — antwortete darauf der Apostel in unserer letzten Predigt — diejenigen, „die aus Gottes Macht durch den Glauben bewahret werden zur Seligkeit". Eine trostreiche, herzerhebende Antwort! Ihr erinnert euch noch, wie wir uns darüber freuten, wie wohl wir uns fühlten unter des Allmächtigen Schutz und Schirm. Er sorgt dafür, „dass die Erbschaft nicht dem Erben, die Erben nicht der Erbschaft fehlen" — das war uns eine frohe Botschaft, eine trostreiche Zusage.

Es wäre jedoch ein gefährlicher, verhängnissvoller Irrthum, wenn wir uns nun, auf diese Zusicherung hin, einem beschaulichen Leben hingeben und Gott sagen möchten: „So legen wir denn die Hände in den Schoss und blicken zu dir empor, sorge du, du allein für uns und unsrer Seelen Seligkeit." Ein Irrthum, noch mehr, ein unverzeihlicher Leichtsinn. Wohl bewahrt uns Gott und er kann und will uns bewahren, aber doch nur durch den Glauben. Der Glaube ist das Mittel, dessen er sich bedient, uns zu bewahren. Der Glaube ist die Festung, die uns schützen, die treue Wache, die uns hüten soll. Der Glaube kann

uns aber erst dann bewahren, schützen und hüten, wenn er stark, wachsam, d. h. echt, lebendig, thätig ist in der Liebe und in der Hoffnung. Beim Glauben heisst es nicht blos: „wie steht Gott zu uns?" sondern auch: „wie stehen wir zu Gott?" Das Verhältniss Gottes zu uns fordert ein entsprechendes Verhalten zu ihm. In seiner Entwicklung muss sich der Glaube, ein Werk Gottes, durch das Leben als Menschen Werk bethätigen. Darauf macht nun der Apostel seine Leser aufmerksam. Den ersten Theil der Antwort auf die Eingangs gestellte Frage haben wir im fünften Verse vernommen; den zweiten Theil, die Ergänzung desselben, finden wir jetzt in den soeben verlesenen Texteswörten. Eine lebendige Hoffnung — so warnt der Apostel jene und durch sie auch die heutigen Christen — kann nur mit lebendigem Glauben erfasst werden, und lebendig ist allein der Glaube, der sich durch die Anfechtung in der Gegenwart läutern und durch die Zuversicht auf die einstige Offenbarung Jesu Christi beleben lässt! Mit anderen Worten: lebendig ist nur der Glaube, der thätig ist in der Liebe und in der Hoffnung.

In der Liebe! Ach, sie wird oft auf eine harte Probe gestellt! Sie hat oft schwere Prüfungen zu bestehen. Es gibt so mannigfache Anfechtungen, die ihr gar arg zusetzen. Da sind die Irrlehrer und Irrlehren alle, die uns die Liebe rauben oder verleiden möchten, hier einen Zweifel ausstreuen, dort an einer alten Säule rütteln, bald schmeicheln, bald höhnen, einmal mit ernster, das anderemal mit heiterer Miene die gewichtigsten Argumente oder die süssesten Verlockungen zur Bekämpfung der Liebe vorführen. Da sind die früheren Freunde, die spötteln und verächtlich die Achseln über uns zucken: „So, nun bist du auch einer von denen, deine Sprache verräth dich." Da sind die ehemaligen Spiel- und Freudengenossen — Sündenknechte und Götzendiener — die uns mit ihren Verleumdungen, Schmach- und Lügenreden verfolgen: „Er hat sich aus Interesse, aus Ehrgeiz jener Partei angeschlossen"; oder: „Die Furcht und

Angst vor der Hölle hat ihn bekehrt; er ist umgekehrt, feig und bleich wie ein Kind, das vor der Strafe zittert". Da sind die Unglücksfälle aller Art, die uns treffen: unsere Lieben sterben dahin, unsre Unternehmungen misslingen, unsere Kräfte erschlaffen, Wehmuth und Schwermuth haben Frohsinn und Heiterkeit verdrängt; es ist, als machte Gott uns zur Schmach unsern Nachbarn, zum Spott und Hohn denen, die um uns her sind. Da sind die Lebensfrohen, die Spötter und Feinde, die sich eine Freude daraus machen, zu fragen, ob wir noch glauben, dass an Gottes Segen Alles gelegen ist, und Thränen sind unsere Speise Tag und Nacht, weil man täglich zu uns sagt: „Wo ist nun euer Gott?" So werden wir von Versuchungen, von Anfechtungen aller Art bestürmt, je nach Stand, Lage, Geschlecht, Gemüthsart, Erziehung, Bildung, Kirchen und Landesgemeinschaft, Zeitlauf und Zeitgeist. „Wir sind allenthalben in Trübsal, auswendig Streit, inwendig Furcht." (2. Kor. 7/5.)

Kein Wunder fürwahr, wenn uns solche Anfechtungen mit Traurigkeit, mit Wehmuth erfüllen; wir sind ja Alle aus Fleisch und Blut und empfinden am innigsten gerade den Schmerz, der unserm Glauben wehe thut — unsere Liebe aber darf deshalb nicht erkalten. Ist sie aufrichtig lebendig, im Herzen tief gegründet, so muss sie uns vielmehr die Kraft geben, mit Paulus zu sprechen: „Wir haben allenthalben Trübsal, aber wir ängsten uns nicht. Uns ist bange, aber wir verzagen nicht. Wir leiden Verfolgung, aber wir werden nicht verlassen. Wir werden unterdrückt, aber wir kommen nicht um." (2. Kor. 4/8, 9.)

Und sie gibt uns die Kraft dazu, wenn wir bedenken, dass die Anfechtungen doch nur eine „kleine", eine kurze Zeit dauern, höchstens siebzig, achtzig oder — rechnen wir die ersten zwanzig Jahre unseres Lebens ab, die wir doch meistens ohne Sorgen zubringen — nur fünfzig, sechzig Jahre. Was ist diese kurze Spanne Zeit im Vergleich zur Ewigkeit? Was das kurze Leiden gegenüber der ewigen

Freude? .... Als Agnes, eine geborne Prinzessin in Böhmen, Gemalin des Herzogs Heinrich in Sachsen, an einer schmerzlichen Krankheit darniederlag, träumte sie kurz vor ihrem Ende, sie sähe einen Engel mit einem goldenen Becher vor ihr stehen. Sie nahm den Becher, trank und klagte hierüber: „Ach, wie gar bitter geht das ein." Der Engel aber erwiderte: „Sei zufrieden, auf diese Bitterkeit wird bald eitel Süssigkeit folgen." Und siehe, kurz darauf schlief sie sanft und selig ein. — So geht es allen Christen. Hier Kreuz, Kerker, dort selige Freiheit. Hier Leid, dort Freude. Hier Tod, dort ewiges Leben. „Unsere Trübsal, die zeitlich und leicht ist, schafft eine ewige, über alle Massen wichtige Herrlichkeit."

Und wir möchten in unserer Liebe erkalten? Sollten wir nicht vielmehr in derselben noch wachsen und zunehmen? Können wir doch die ewige Seligkeit schon nach einer kurzen Leidenszeit gewinnen! Ist das nicht der sprechendste Beweis für Gottes Gnade und Güte? .... Gibst du etwa dein Vaterland auf, weil du einige Tage lang in Staub und Hitze zu gehen hast, um dasselbe zu erreichen? Oder zweifelst du an der Liebe deiner Eltern, weil sie so weit wohnen und dich vor Staub und Hitze nicht beschützt haben?

Bei Gott aber ist es anders, denkt ihr. Er könnte uns alle diese Mühen ersparen. Er hat ja die Macht dazu! Allerdings. Die Macht dazu hat er wohl. Die Liebe aber gestattet es nicht. Sagt er doch selbst: „Es muss so sein." O vergessen wir das ja nicht! Es muss so sein! Es ist Gottes Rathschluss und Ermessen. In allen unsern Anfechtungen offenbart sich eine ordnende Hand; sie misst uns nach Weisheit und Liebe den Kelch der Trübsal zu. Das soll uns trösten. Das kann unsere Liebe lebendig erhalten.

Warum sind wir denn bei jeder Anfechtung so schnell aufgeregt, so leicht ungeduldig? Weil wir sie meistens den bösen Menschen, dem ungünstigen Geschick zuschreiben,

oder weil wir Trübsal und Strafe so oft verwechseln, oder auch weil wir in jeder Strafe nicht den Ernst, die Zucht der Liebe, sondern den Zorn des Strafenden glauben erblicken zu müssen. Das erbittert, macht trost- und muthlos! Hier aber hat die Bosheit der Menschen nichts verschuldet, hier ist das blinde Geschick nicht anzuklagen, hier kann von einer Strafe — und wäre auch Strafe vorhanden — von einem Zorn nicht die Rede sein. Gott reicht uns den bittern Kelch dar und sein Vaterherz träufelt auch keinen Tropfen Bitterkeit mehr hinein als es zu unserem Heile nothwendig ist. Er hat keine Gedanken des Leidens, nur Gedanken des Friedens über uns. Wäre das Heil ohne Trübsal erreichbar, sie bliebe uns erspart, kann es aber nur durch Trübsal — des alten Adams wegen — erlangt werden, so ist es gewiss ein Zeichen seiner Liebe, wenn er uns züchtigt, und ein Beweis seiner Huld und Gnade, wenn er dafür sorgt, dass die Anfechtungen, durch welche das Heil zu erkämpfen ist, nur von kurzer Dauer seien.

Wer Kinder erziehen will, der muss sie auch unter der Ruthe halten. Wer die Ruthe schont — sagen die Sprüche — der hasst seinen Sohn. In der grossen Familie, wo Gott der Vater ist und wir die Kinder sind, gelten die gleichen — die göttlichen — Grundsätze.

Und somit hätten wir schon im Vorhinein die Frage gelöst: „Warum muss es so sein?" Es muss so sein, weil Gott uns erziehen will, weil Gott verlangt, „dass unser Glaube rechtschaffen und viel köstlicher erfunden werde, denn das vergängliche Gold, das durch's Feuer bewährt wird!" Was macht ihr mit einem Goldklumpen? Ihr lasst ihn reinigen, schlackenfrei machen. Und weil das Gold durch's Feuer geläutert, in Fluss gesetzt werden muss, damit die unreinen Elemente als Schlacken ausscheiden, zögert ihr gewiss nicht, das Gold in's Feuer zu werfen und erschreckt gewiss nicht, wenn ihr es vor euren Augen schmelzen und zerrinnen seht. Ihr wisst es

ja: Aus dem Schmelztiegel geht der Schatz schöner und reiner hervor.

So sind wir — o Christen, seht, welch' eine Liebe! — so sind wir das Gold unseres Gottes. Wir sind ihm ebenso theuer, ebenso werthvoll als das Gold uns. Er will an uns die gleiche Freude haben, als wir an dem Golde. Darum lässt er uns läutern, reinigen, schlackenfrei herstellen. Ginge es ohne das Feuer der Trübsal, ach! er würde uns diese Hitze gern ersparen. Geht es mit wenigem Feuer, Niemand freut sich mehr darüber als er. Muss es aber in hellen Flammen auflodern, so trägt er ein Stück Holz nach dem andern herbei, dass es glühend heiss werde, denn ihm ist es vor Allem darum zu thun, dass sein Gold, wir, seine Kinder, rein, klar, schlackenfrei vor seinen Augen erscheinen. Und die Holzstösse, die er herbeischafft, das sind unsere mancherlei Anfechtungen, die setzen unser Leben in Fluss und stossen die verkehrten Naturelemente aus. Da zeigt es sich dann, was an unserem Christenthume echt ist oder unecht. Ist unser Glaube lebendig, aufrichtig, ein wirkliches Herzenseigenthum, so besteht er die Probe; ist es nur Scheinglaube, so fällt und fährt er dahin. Ist das Bibellesen nur äussere Form, so verzichten wir darauf, wenn es uns Hohn und Spott einträgt; ist es inneres Bedürfniss, so fahren wir fort, unbekümmert um der Welt Ansicht. Haben wir uns in die Wahrheit nur hineingeredet, so wanken und schwanken wir bei der seichtesten Einwendung, bei der kleinsten Verfolgung; haben wir uns aber in die Wahrheit hineingelebt, so bleiben wir fest und aufrecht, trotz Majorität und Masse. Sind wir Jünger Jesu Christi, so bleibt er uns immer Anfänger und Vollender des Glaubens, sind wir nur Diener der Kirche, Schleppträger eines Mannes oder einer Partei, so kehren wir um, wenn Mann und Partei nicht oben stehen. Gerade bei solchen Anfechtungen, da zeigt es sich, wie es in unseren Herzen bestellt ist: ob wir Christen sind, nur wenn es stromab, oder auch, wenn es stroman geht, Christen,

nur auf der Hochzeit zu Kana oder auch bei dem Essigtrank auf Golgatha, Christen, wenn Tausende und Tausende Hosiannah rufen, oder auch Christen, wenn Millionen „Kreuzige, kreuzige!" schreien und Johannes und Maria allein beim Kreuze stehen. „Im Feuerofen," sagt Augustinus, „verbrennt das Stroh, aber das Gold wird geläutert; jenes fällt in Asche, dieses wird vom Schmutze rein." „Das Feuer läutert das Gold, das Unglück die starken Charaktere," hatte vor ihm ein heidnischer Philosoph, Seneca, gesagt. Und in dem Liede, das wir soeben gesungen, heisst es:

Das Gold wird auf dem Feuerherd,
Ein Christ in mancher Noth bewährt.

Ja, erst durch jene Taufe in der Fluth, durch jene Bewährung im Leben erreicht unser innerer Mensch seine rechte Reife. Was wir lebendig empfinden, was wir fruchtbar zu machen suchen in der Gemeinschaft, muss im Kampfe, in der Treue, in der langen Erprobung des Lebens seine Weihe finden. „Das christliche Leben ist: Erziehung; seine Bedeutung ist uns zur vollen Klarheit und Kraft zu führen. Eben im Kampfe gegen die Fluthen, wenn die Bewährung unserer höchsten Liebe uns fast unmöglich scheinen will: dann erst offenbart sich uns die herrliche Bevorrechtung des christlich Freien, dann eben ist Sieg und bleibende Freiheit am nächsten." (Gelzer, Religion im Leben.)

Wohl wird der bittere Kelch dadurch nicht versüsst, der Schmerz dadurch nicht in Freude verwandelt — Trübsal bleibt Trübsal — aber Dank diesen Erwägungen gelingt es den Leiden nicht mehr uns zu betäuben, uns irre zu führen, unsere Liebe zu gefährden. Wir wissen, dass Gottes „Liebe" uns für die Ewigkeit erziehen will und unser Herz bleibt selbst im Unglück auf Gott gerichtet, der Sonnenblume gleich, die stets, auch beim trübsten Himmel, der Sonne sich zuwendet. „Was betrübst du dich, meine Seele, und bist so unruhig in mir? Harre auf Gott, denn ich werde ihm noch danken, dass er meines Angesichts Hilfe und mein Gott ist."

Ja, harret des Herrn, hoffet auf ihn, denn einst wird bei den Auserwählten das Glaubensgold strahlen als unvergänglicher Schmuck, einst wird auf die Zeit des Glaubens, die Zeit des Schauens folgen und zu jener Zeit, „wenn nun geoffenbaret wird Jesus Christus", dann wird uns widerfahren „Lob, Ehr' und Preis"!

Lob für die bewiesene Glaubenstreue aus dem Munde des gerechten Richters: „Ei, du frommer und getreuer Knecht, du bist über Wenigem getreu gewesen, ich will dich über Viel setzen, gehe ein zu deines Herrn Freude." Preis und Ehre vor dem Angesichte Gottes, des himmlischen Vaters: „Wer überwindet, dem wird Christus geben mit ihm auf seinem Stuhle zu sitzen und sie werden sein Angesicht sehen und sein Name wird an ihrer Stirne sein." Und von jener Zeit an werden sie in ewiger Gemeinschaft leben mit Jesu Christo dem Herrn der Herrlichkeit. „Da wird sich in ihnen abspiegeln des Herrn Klarheit mit aufgedecktem Angesichte und sie werden verklärt von einer Klarheit zur andern, als vom Herrn, der der Geist ist." Da wird er kund thun den Reichthum seiner Herrlichkeit an den Gefässen der Barmherzigkeit. Da wird das Niedrige verschlungen von der Glorie, das Fleischliche vom Geistigen, das Menschliche vom Göttlichen. Was Gott von Anfang an vorhatte mit den Menschen und der ganzen Schöpfung, was jetzt verborgen und vergraben liegt unter dem Schutt von Sünde, Moder und Tod, was da seufzt unter dem Fluche der Vergänglichkeit, das wird dann erscheinen im reinsten Glanze, in ungetrübter Harmonie des göttlichen Ideals und der himmlischen Wirklichkeit. Und Gott wird abwischen jede Thräne von Aller Augen und der Tod wird nicht mehr sein, noch Klage, noch Wehgeschrei, noch Schmerz. Das Alte ist vergangen. Es ist Alles, Alles neu geworden. Das ist unsere, das sei eure Hoffnung.

Oder fürchtet ihr etwa, sie könnte zu Schanden werden? Das sollte wahrhaftig eure geringste Sorge sein. Denn „ihr habt ihn nicht gesehen und doch liebt ihr ihn".

Ihr habt ihn nicht gehört und doch ist euch sein Wort süsser als Honigseim. Ihr habt ihn nicht gesprochen und doch klingen euch aus allen seinen Lehren und Mahnungen himmlische Klänge, göttliche Töne entgegen. Ihr habt niemals mit ihm verkehrt und doch findet ihr in seiner Gemeinschaft die köstlichsten Stunden, die süssesten Freuden. Glaubt ihr nun, dass ihr dort Oben — wo ihr ihn sehen, hören und sprechen werdet — weit und ferne von ihm leben könntet? Glaubt ihr, dass der Herr, der euch schon durch sein Wort, durch seinen Geist, durch seine Liebe zu sich ziehet, an sich bindet, mit sich vereinigt, ohne euch, von euch getrennt, leben und herrschen möchte? O nein. Ihr habt ihn nicht gesehen und liebt ihn. Ihr werdet ihn sehen und in seiner Gemeinschaft ewig selig sein. Hoffet und lasst euch auf Flügeln der Hoffnung über alle Felsen und Abgründe hinüber und hinauf tragen in das Reich der ewigen Freude.

Oder fürchtet ihr etwa, die Güter wären zu gross, als dass sie euch geschenkt werden könnten? Auch das ist eine eitle Sorge. Denkt doch! „Ihr glaubet an ihn, obgleich ihr ihn nicht sehet." Ihr glaubt, dass er euch von Sünde und Tod durch das eigene Opfer am Kreuze erlöst hat. Ihr glaubt, dass er um euretwillen in den Tod gegangen. Ihr glaubt, dass die Liebe für euch ihn diesen Leidensweg geführt und ihm diesen Leidenskelch in die Hand gedrückt hat. Das glaubt ihr, weil wir es euch verkündigt, gepredigt haben; das glaubt ihr trotz aller Mängel, Schwächen und Fehler eurer Lehrer, und ihr fürchtet, dass der, der keinen Anstand genommen hat, eure Sünden auf sich zu nehmen, euch seine Güter vorenthalten könnte? O, wenn ihr ihn sehen werdet, ihn, die Wahrheit, lauter wie Sonnenstrahl, die Heiligkeit, rein wie das Licht, die Liebe voll Erbarmen, Gnade und Friede, wenn ihr schauen werdet in sein Auge ohne Falsch, in sein Herz ohne Lüge, in sein Antlitz ohne Schminke, dann wird jeder Zweifel schwinden und in seiner Gemeinschaft werdet ihr euch freuen mit unaussprechlicher, herrlicher Freude.

Mit unaussprechlicher Freude, d. h. mit einer Freude, die zu gross ist, um in die unvollkommene Menschensprache gefasst zu werden. Wohl mag der Versuch, diese Seligkeit auszusprechen, einen ungewöhnlichen Reiz haben — und es sind schon Manche dieser Versuchung unterlegen — allein es ist eine ungesunde Neugierde, ein fleischliches Gelüsten, ja sogar eine Versuchung Gottes, das beschreiben zu wollen, was der heilige Geist „unaussprechlich" nennt. „Warum schwieg uns die Bibel hierüber? Ueber Gegenstände, nach denen wir schmachten, von denen jedes Wort, jeder Laut uns die Seele weckt und das Herz entzündet, warum schwieg sie darüber? Doch nicht etwa, dass der Dichter reden und uns ihren Mangel an Nachrichten in süssen Phantasien ersetzen sollte?" (Herder.) Was uns zu wissen noth thut, das hat Gott uns geoffenbaret, das muss uns genügen. „Die Evangelisten sagen nicht mehr, als sie wissen; sie zeugen nicht weiter, als wir begreifen; die Sache, die wir nicht begreifen sollen, aber wissen müssen, nennen sie nur und lassen den Vorhang sinken." (Herder.) Die Freude, die uns erwartet, fügt der Apostel hinzu, ist eine herrliche, besser eine verherrlichte, ungetrübte, sieggekrönte, eine „in Herrlichkeit" gekleidete Freude. Damit muss sich unser Glaube begnügen. Droben werden wir schauen. Und kommt die Zeit des Schauens, dann geniessen wir diese Freude, dann sind wir am Ziele, dann „haben wir davongebracht, empfangen, das Ende, den Preis unseres Glaubens, der Seelen Seligkeit".

Welch eine herrliche Aussicht! Und unsere Liebe möchte erkalten, unsere Hoffnung erschlaffen, unser Glaube wanken? Gott bewahre! Wir tragen geduldig das Kreuz, das er uns auferlegt. Wir beugen uns willig unter die Last, die er uns zu tragen befiehlt. Wir wandeln getrost den Weg, den er uns weiset. Wir beten an seine Rathschlüsse, und überfällt uns eine Stunde der Schwachheit, dann — o Christen, nicht wahr, das wollt ihr thun und im Geiste vereint mit allen treuen Zeugen des Herrn, bis zu eurem

seligen Ende thun? — dann werfen wir uns auf die Kniee und seufzen und beten aus allertiefstem Herzensgrunde:

Gekreuzigter! Lass mir dein Kreuze
Je länger und je lieber sein!
Dass mich die Ungeduld nicht reize,
So pflanz' ein solches Herz mir ein,
Das Glaube, Lieb' und Hoffnung hegt,
Bis dort mein Kreuz die Krone trägt.

IV. Die Grösse des Heils.

Petr. 1/10—12.

Wir tragen geduldig das Kreuz, das er uns auferlegt. Wir beugen uns willig unter die Last, die er uns zu tragen befiehlt. Wir wandern getrost den Weg, den er uns weiset. Wir beten an seine Rathschlüsse, und überfällt uns eine Stunde der Schwachheit, so werfen wir uns auf die Kniee und seufzen und beten aus allertiefstem Herzensgrunde:

> Gekreuzigter! Lass mir dein Kreuze
> Je länger und je lieber sein!
> Dass mich die Ungeduld nicht reize,
> So pflanz' ein solches Herz mir ein,
> Das Glaube, Lieb' und Hoffnung hegt,
> Bis dort mein Kreuz die Krone trägt.

Mit diesen christlichen Vorsätzen schlossen wir unsere letzte Betrachtung. Von den gleichen Gefühlen beseelt, setzen wir uns heute wieder zu des Apostels Füssen, und angesichts des Heils, dessen Grösse er uns in so eindringlicher Weise schildert, können wir nicht anders, als feierlich wieder zu besiegeln, was wir früher gelobet.

Wer möchte auch so leichtsinnig sein und ein Heil verscherzen, das die Propheten mit der glühendsten Sehnsucht erwarteten, die Apostel und Evangelisten mit der heiligsten Begeisterung gepredigt haben, und die Engel im Himmel mit seliger Wonne betrachten?

Eine Perle wirft man nicht in den Sand. Ein himmlisches Kleinod lässt man nicht in der Ecke liegen. Und

würden auch alle Feinde sich vereinigen, um dessen Werth herabzusetzen, dessen Echtheit zu verdächtigen, für uns bleibt es immerfort das „Eine, was noth thut" und wir geniessen es dankbar in Gemeinschaft mit den Propheten, Aposteln und himmlischen Geistern.

„Nach dieser Seligkeit — sagt der Apostel — haben gesucht und geforscht die Propheten, welche von der euch zugedachten Gnade geweissagt haben, und zwar geforscht, auf welche und welcherlei Zeit der Geist Christi, der in ihnen war, und die Christo verordneten Leiden und die darauf folgenden Herrlichkeiten zuvor bezeugt hatte, hindeutete, geforscht, trotzdem ihnen enthüllt ward, dass sie nicht sich, vielmehr uns damit dieneten."

Die Propheten haben geweissagt von der euch zugedachten Gnade. Habt ihr das schon bedacht? Es ist kein Zufall, der euch die Gnade geschenkt, kein blindes Geschick, das euch mit diesem Heile beglückt. Nicht von ohngefähr, auf's Geradewohl seid ihr erwählt worden. Gott hat euch berufen. Schon vor Anfang der Zeiten ruhte sein Auge auf euch. Sein Herz schlug euch entgegen, noch ehe ihr sein Walten und Wirken ahntet. Seine Hand hat euch geleitet, bevor ihr ihn kanntet. In Liebe und Barmherzigkeit hat er Euer von jeher gedacht. Und diese eure Erlösung lag ihm — menschlich gesprochen — so sehr am Herzen, dass er auch die Vorurtheile, welche in Israel gegen die Heiden herrschten, bekämpfen und durch die Propheten die Erwählung aller Völker vorherverkündigen liess.

Siehe, das ist mein Knecht, ich erhalte ihn, und mein Auserwählter, an welchem meine Seele Wohlgefallen hat — so lesen wir Jesaias 42/1. — Ich habe ihm einen Geist gegeben. Er wird das Recht unter die Heiden bringen. Siehe — heisst es weiter 55/5 — du wirst Heiden rufen, die du nicht kennst und Heiden, die dich nicht kennen, werden zu dir laufen, um des Herrn willen, deines Gottes und der Heiligen in Israel, der dich preise. Und die Heiden —

spricht Jeremias 4/1 — werden an dem Herrn gesegnet sein und sich seiner rühmen. Denn der Tag des Herrn ist nahe über alle Heiden. Denn so wie ihr (Söhne Juda's) getrunken habt auf meinen heiligen Bergen, sollen alle Heiden beständig trinken, trinken und schlürfen, als wären sie nicht gewesen — weissagt Obadja. Und mit den kräftigsten Worten wird diese Weissagung bei Haggai und Sacharja wiederholt: „Ja, alle Heiden will ich bewegen. Da soll dann kommen aller Heiden Trost und ich will dies Haus voll Herrlichkeit machen. Er wird Frieden lehren unter den Heiden und seine Herrschaft wird sein von einem Meere bis an das andere, und vom Wasser bis an der Welt Ende — so spricht der Herr Zebaoth."

Die Propheten schauen über die Schranken der Gegenwart hinaus und hinein in eine herrliche Zukunft, wo alle Völker den himmlischen Vater im Geiste und in der Wahrheit anbeten werden; sie lassen sich über die engen Grenzen des irdischen Vaterlandes hineintragen in die weiten Kreise der himmlischen Gottesfamilie, und ahnen die Regel, die dort zur Hausordnung werden soll: „Hier ist kein Jude noch Grieche, hier ist kein Knecht noch Freier, hier ist kein Mann noch Weib, denn ihr seid allzumal Einer in Christo Jesu. Seid ihr aber Christi, so seid ihr ja Abraham's Samen und nach der Verheissung Erben. (Gal. 3/28, 29.)

Was die Propheten geahnt, ist nun, euch zum Heil, in Erfüllung gegangen. Ihr habt die verheissene Gnade erhalten. Christus „mit seinen Leiden und seiner Herrlichkeit" ist euch nun erschienen. Er ist auch um eurer Missethat willen verwundet und um eurer Sünde willen zerschlagen worden. Die Strafe lag auf ihm, auf dass auch ihr Frieden hättet. Und um eurer Gerechtigkeit willen ist er auferstanden. Der Sieg, den er erkämpft, soll auch euch zugute kommen. Die Herrlichkeit, die ihn umleuchtet, ist euch bestimmt. „Es ist ein Geringes, dass du mein Knecht bist, die Stimme Jacob's aufzurichten, das Verwahrloste in Israel wiederzubringen, sondern ich habe dich zum Lichte der Heiden ge-

macht, dass du seist mein Heil bis an der Welt Ende" (Jesaias 49/6) — so spricht der Herr; und nun, da die Zeit erfüllt ist, da sich die Weissagung verwirklichen soll, möchtet ihr — o Christen, diese Frage geht auch uns an — den Liebesplan Gottes mit eurer Lauheit oder Gleichgiltigkeit durchkreuzen? O ferne, ferne sei uns ein solcher Undank.

Mein Alles, was ich liebe,
Mein Alles, was ich übe,
Sei mein Herr Jesus Christ.
Weil ich in ihm besitze,
Was einer Seele nütze,
Was einem Menschen köstlich ist.

Die Propheten sahen das Heil, doch nur von ferne, wie Moses vom Nebo das gelobte Land. Aber die Freude, zu wissen, dass die Heiden auch zum Reiche Gottes berufen seien, dass sie durch Christus aus der Finsterniss heraus in das Reich des Lichtes, der lebendig machenden Wahrheit hinein versetzt werden sollten, diese Freude erfüllte, bewegte, begeisterte sie derartig, dass sie die von Gott selbst gewollten Geheimnisse zu errathen suchten und „forschten, auf welche und welcherlei Zeit der Geist Christi deutete".

Ein wohl zu beherzigender Wink! — im Vorbeigehen bemerkt. — Christus wird kommen — das wurde ihnen offenbart. Wann wird er kommen? — das wurde nur angedeutet. Christus wird herrschen, das wissen auch wir. Wann wird er herrschen mit aller Macht und Herrlichkeit? — das steht ausser dem Kreise der Heilswissenschaft. Wohl ist das Forschen auch bei dieser Frage erlaubt, die gegebenen Anhaltspunkte dürfen wir deuten, man hüte sich aber Nebenfragen zu Hauptfragen zu stempeln, man hüte sich besonders, die eigenen Phantasien mit Gottes Offenbarungen zu verwechseln. Das Ansehen des göttlichen Wortes leidet darunter!

Also die Propheten haben geforscht, und dieses Forschen gibt Zeugniss von der Sehnsucht, mit welcher sie die herr-

liche Zukunft erwarteten. Wann wird diese glückliche Zeit kommen? Wie wird sie beschaffen sein? Wird Gott sein Volk zuvor erlöst und vor der Völkerwelt verherrlicht haben, ehe die Heiden das Heil geniessen werden? Wie hängt das Heil der heidnischen Welt mit dem Leiden und der Herrlichkeit Jesu Christi zusammen? Das waren die Fragen, die sie zu beantworten suchten. Gleich Bergleuten, die in ihren Schacht einfahren und nach dem edlen Erz der Erde forschen, so vertieften sich die Propheten in ihre eigenen Weissagungen, um die darin verborgenen Heilsschätze aufzudecken. Und so haben sie geforscht bis hinab zu den letzten Zeiten. „Hüter, ist die Nacht bald hin?" das war die Frage, die der Frommen Herz bewegte, und die Freude, welche Hanna und Simeon empfanden, als sie das „Licht der Heiden" erblickten, lässt uns den Jubel ahnen, mit welchem die Propheten, diese mächtigen Zeugen Gottes, den Tag, den er gemacht, begrüsst hätten!

Und nun? Was Jene umsonst erwartet, ist euch unverdienterweise geschenkt worden. Was Jene geahnt, habt ihr erkannt. Was Jene gesucht, habt ihr aus Gnaden gefunden. Sie hofften, ihr geniesset. Sie blickten aus, ihr sehet. Und dieses Heil möchtet ihr — o Christen, diese Frage geht auch uns an — möchtet ihr, einiger kurzen Prüfungen wegen, aufgeben? O ferne, ferne von uns eine solche Thorheit!

Mein Alles, was ich liebe,
Mein Alles, was ich übe,
Sei mein Herr Jesus Christ.
Weil ich in ihm besitze,
Was einer Seele nütze,
Was einem Menschen köstlich ist.

Noch unverzeihlicher erscheint uns eine solche Thorheit, wenn wir bedenken, dass die Propheten, voll Erstaunen über die Grösse des Heils, gesucht und geforscht haben, obgleich sie wussten, dass das, was sie weissagten, nicht ihnen, sondern uns gelte, dass sie das Heil, das

sie verkündigten, nicht für sich, sondern für uns, an ihrem Theil, durch ihren Dienst beschafften. Trotzdem haben sie geforscht! So leuchtend, so glänzend erschien ihnen das Heil, das sie von ferne schauten, dass sie ihr Herz nicht davon abzuwenden vermochten.

Wenn ihr einen köstlichen Schatz sehet, den ihr nicht besitzen könnt, oder ein Gut rühmen hört, das ihr nicht geniessen dürft, so verschliesst ihr euer Herz, damit sich die Lust nicht einschleiche und euch mit zwecklosem Verlangen martere. Die Propheten aber blieben vor diesem Gute stehen, schauten dasselbe mit offenen Augen an und betrachteten es bewegten Herzens, obgleich sie wussten, dass sie nichts davon geniessen würden. Der Anblick allein genügte ihnen, so köstlich war die Herrlichkeit, die daraus hervorging. Und dieses Gut ist nun in eurem Besitze. Ach! habt ihr denn den Werth desselben noch nicht erkannt?

Nach uns das Ende der Welt, was kümmern uns die folgenden Geschlechter, so kreischen die Menschen, weil sie ihres Unglaubens wegen von der Erde nur Kummer und Sorgen geerntet, und trüben Blickes schauen sie in die finstere Gruft hinein, wo Asche zur Asche zurückkehrt. — Nach uns das Licht, das Heil, die Erlösung, so jubeln die Propheten, weil sie eine Ahnung haben von dem Lebensstrome, der die Welt überfluthen, von der Gnadensonne, welche die Welt erleuchten wird und freudigen Herzens schauen sie hinein in die selige Zukunft.

Diese Zeit ist nun gekommen. Das Heil, das Jene erwartet, liegt in euren Händen. Welch' eine Gnade! Und ihr wäret im Stande — o Christen, auch uns gilt diese Frage — ihr wäret im Stande, einiger vergänglicher Trübsale wegen ein solches Kleinod in den Wind zu schlagen? O ferne, ferne von uns ein solcher Leichtsinn.

Mein Alles, was ich liebe,
Mein Alles, was ich übe,
Sei mein Herr Jesus Christ.

Weil ich in ihm besitze,
Was einer Seele nütze,
Was einem Menschen köstlich ist.

Aber ist denn auch das Heil, das uns angeboten wird, das gleiche, das die Propheten geweissagt und erwartet haben? Gewiss — erwidert hierauf der Apostel — dieses gleiche Heil ist euch verkündet worden durch diejenigen, welche euch, in der Kraft des heiligen Geistes, der vom Himmel gesandt worden ist, das Evangelium gepredigt haben. Da ist kein Irrthum, keine Täuschung möglich. Die Heilspredigt, die ihr gehört, ist eins mit dem Inhalt der Alttestamentlichen Weissagungen. Derselbige Geist, der die Propheten zum Weissagen berufen, hat auch die Evangelisten zu Zeugen ausgerüstet. Es ist ein Heil, eine Gnade, mit dem einzigen Unterschiede blos, dass dort die Verheissung, hier die Erfüllung zu suchen ist, dass dort der Keim gelegt wurde, hier die Frucht zur Reife kommt. Dieser wunderbar angelegte Zusammenhang zwischen dem Alten und dem Neuen Bunde, den Weissagungen und den Erfüllungen, dem Gesetz und dem Evangelium, welcher Jahrtausende umfasst, der beweist so recht den göttlichen Ursprung beider Heilsordnungen. Wer kann denn solch' eine grossartige Harmonie ordnen und durchführen? Der allein, vor dessen Intelligenz tausend Jahre sind wie ein Tag. Die hehre Gestalt Jesu Christi hat ihren Schatten vorausgeworfen, ehe sie in die Zeitlichkeit eingetreten ist. Als nun die Zeit erfüllt war, da wich der Schatten und die Gnadensonne erschien, leuchtend und glänzend!

Von dieser Gnadensonne werdet ihr nun beleuchtet, und zwar Dank den Evangelisten, die euch in der Kraft des heiligen Geistes, der vom Himmel gesandt wurde, die frohe Botschaft des Heils verkündet haben. So wurdet ihr bevorzugt! Ihr habt die Lebenssonne nicht mit eignen Augen entdeckt. Die Evangelisten machten euch darauf aufmerksam. Diese Bevorzugung ist nicht euer Verdienst, es ist eitel Gnade und Barmherzigkeit. Gott hat sich

eurer erbarmt! Denn die Evangelisten, die euch das Heil verkündet, sind nicht aus eigener Machtvollkommenheit zu euch gekommen: Gott hatte sie dazu berufen, dafür ausgerüstet. Es war am Pfingstfeste, da sandte Gott seinen Geist vom Himmel herab und in der Kraft dieses Geistes haben sie gewirkt, haben sie auch verkündet den Heiland der Welt! Dass sie die angebornen Vorurtheile gegen die Heiden überwunden, die Engherzigkeit der Juden durchbrochen und den universellen Liebesplan Gottes anerkannt haben, dass sie, allen Trübsalen und Verfolgungen zum Trotz, in ihrem Eifer um der Seelen Heil nicht ermüdeten, dass sie sich freuten, um Christi Willen Schmach zu leiden, dass sie, die Ungelehrten und des Redens Unkundigen, so gewaltig zeugten mit neuen flammenden Zungen, das ist weder ihr, noch viel weniger euer Verdienst, sondern Gottes Werk, des heiligen Geistes Wirkung. Und ihr möchtet das Alles für nichts achten, ein Heil verscherzen, das Gott euch durch den heiligen Geist selbst hat darreichen lassen? ...

O Christen, dieser Vorwurf trifft auch uns! Wie oft werden auch wir wankelmüthig! Wie oft vergessen auch wir die Gnade, die uns zu Theil geworden ist! Und doch, wenn wir bedenken, wie tief wir noch in Sünden und Verzweiflung steckten, wie leer unser Herz, wie gedrückt unsere Seele, wie hoffnungslos unser Inneres gewesen; wenn wir uns erinnern an die trüben Tage, die wir ohne Christus verlebt haben, an den Unfrieden, der an unseren Herzen zehrte, an die öde, leere Wüste, darinnen wir wandelten einsam und trostlos, hungernd und dürstend; wenn wir diesem Elende gegenüberstellen den Trost, der uns nun erquickt, die Hoffnung, die uns beseelt, die Zuversicht, die uns belebt, die Freude, die uns erfasst, weil wir in Christo „Abba, lieber Vater!" rufen dürfen; wenn wir erwägen, dass dieses Heil auch uns von Gott, aus lauter Gnaden, ohne unser Verdienst, durch den heiligen Geist geschenkt wurde, — o dann müssen wir uns unseres Kleinglaubens schämen und vor unserem Undanke erbeben.

Christen, länger darf es so nicht mehr dauern! Alle Lauheit muss vernichtet, alle Gleichgiltigkeit im Keime erstickt werden! Und sollten noch Zweifel zu überwinden sein, sie werden verstummen vor der einen, der letzten Thatsache, die der Apostel in unserm Texte erwähnt: „das Heil, das uns geboten wird, steht in seiner Grösse und Tiefe so einzig und herrlich da, dass es selbst die Engel gelüstet hineinzuschauen". Ja, diese Thatsache wird den Ausschlag geben. Ein Gut, das alle Welt schätzt, verachtet ihr nicht. Einen Schatz, den Jedermann preist verschmäht ihr nicht. Ein Kleinod, das selbst Engel staunend betrachten, geben wir nicht auf. Und die Engel gelüstet es hineinzuschauen. Von ihren Himmelshöhen bücken sie sich hernieder, um in das Menschenleben mit seiner Noth und Sünde zu schauen und die Wunder der erlösenden Liebe anzubeten. Wie dort bei der Bundeslade die Cherubim auf den Gnadenstuhl blickten, der die Buchstaben des Gesetzes versöhnend bedeckt, so beugen sich die Engel über die Krippe, wo die Verheissung geschenkt und das leere Grab des Osterfürsten wo die Verheissung erfüllt ist. Für die Engel im Himmel gibt es nichts Höheres, nichts Anbetungswürdigeres als das Geheimniss unserer Erlösung. Sie verfolgen die wunderbaren Dinge Gottes in der Wiedergewinnung des verirrten Geschlechts; jeder neue Wendepunkt in der Geschichte des Reiches Gottes entdeckt ihnen neue Spuren von Gottes Liebe und Weisheit, gibt ihnen neue Veranlassung, den zu preisen, der aus Gnade den Sünder zum Leben beruft. „Dass die Welt, wo sie Gott entfremdet ist, wieder Gottes wird, ist für sie ein Gegenstand der Freude. Das Gnadenwerk als solches liegt insofern ausser ihrem Bereiche, als es für sie nur den Gegensatz von gut und bös gibt, ohne die Möglichkeit einer Bekehrung aus Sünde zur Gerechtigkeit. Da sie nun Zeugen zu solcher Wiederkehr zu Gott sind, so verlangt sie nach Einsicht in das, wodurch dieselbe gewirkt wird, nach Einsicht in den inneren Zusammenhang zwischen den Thatsachen der aposto-

lischen Verkündigung und zwischen den durch dieselben hervorgebrachten Wirkungen." (Hofmann, Schriftbeweis, I, p. 360). So gross, so wunderbar herrlich ist das Heil in Christo. Selbst die Engel im Himmel müssen es bewundern, und dient es ihnen auch selbst nichts, weil sie keine Sünde begangen, so gereicht es ihnen doch zum Segen, denn sie werden gerade dadurch veranlasst, immer tiefer in die Gedanken Gottes hineinzuschauen, immer gründlicher zu erforschen den Reichthum des erbarmenden Vaterherzens.

Und ihr könntet Augen und Herz abwenden von dem, was die Engel zu schauen begehren? Sind denn eure Augen verblendet? Ist denn euer Herz verstockt? O lasset euch mahnen und warnen und haltet was ihr habt, dass Niemand euch die Krone raube!

Haltet was ihr habt! Diesen Ruf wollen wir auch mit offenen Ohren, mit willigem Herzen vernehmen! Viele Propheten und Gerechte haben begehrt zu sehen, was wir sehen und haben es nicht gesehen, und zu hören, was wir hören und haben es nicht gehört. (Matth. 13/17.) Evangelisten und Apostel haben uns in der Kraft des heiligen Geistes die frohe Botschaft vom Heile verkündet. Engel gelüsten darnach, einen Blick in dies herrliche Geheimniss zu werfen. Was der Propheten Sehnsucht gewesen, der Apostel Predigt geworden, der Engel Wonne geblieben, das — fürwahr — halten wir fest und halten wir hoch!

Mein Alles, was ich liebe,
Mein Alles, was ich übe,
Sei mein Herr Jesus Christ.
Weil ich in ihm besitze,
Was einer Seele nütze,
Was einem Menschen köstlich ist.

V. Die gegürteten Lenden.

I. Petr. 1/13.

In unvergleichlicher Weise hat Petrus die Herrlichkeit des Heils in Jesu Christo hervorgehoben; mit begeisterten Worten hat er das unbefleckte, unverwelkliche, unvergängliche Erbe gepriesen, das uns im Himmel bereitet ist; mit glühender Liebe hat er die Grösse, die Einzigartigkeit des Erlösungswerkes betont, das die Propheten geweissagt, die Apostel verkündet hatten und worein die Engel einen Einblick zu thun verlangen.

So hat er die Herzen seiner Leser hinaufgezogen zum Geber aller guten und aller vollkommenen Gabe; so hat er, wie einst Jehovah vor Moses, die ganze Fülle der göttlichen Barmherzigkeit vor ihrem Geiste vorüberziehen lassen und, im Vorgeschmack der unbeschreiblichen, mit Herrlichkeit gekleideten Freude, athmen die hin und her zerstreuten Fremdlinge frisch und freudig auf.

Vorwärts haben sie geschaut und ihr Herz frohlockte bei der gewissen Hoffnung des ihnen zugedachten Heils. Rückwärts haben sie geschaut und mit Dank bestätigten sie, dass sie die Beglückten sind, die Begünstigten, welchen das im Alten Testamente geweissagte Heil durch die evangelische Predigt zu Theil geworden ist. Und vorwärts wie rückwärts erschien ihnen, mit der Gewissheit, die wunderbare Grösse des geschenkten Heils.

Der feste Grund ist also gelegt, gefunden ist das rechte Fundament, darauf sie ihr Leben und Wirken, ihr Glauben

und Hoffen aufbauen können. Nach allen Seiten hin ist die Grösse der Gabe, der Reichthum des himmlischen Segens dargelegt. (3—12.) Es bleibt somit nichts Anderes mehr übrig, als das geschenkte Gut mit innigem Danke entgegenzunehmen, der Gnade sich zu trösten, die ihnen zu Theil geworden und sich würdig zu erweisen der unverdienten Erwählung des himmlischen Vaters.

Ganz natürlich folgen daher, nach dem Lobpreise Gottes, nach der Danksagung für die köstliche Hoffnung, die entsprechenden Bitten und Ermahnungen, die bezüglichen Belehrungen und Unterweisungen. Und nicht minder natürlich ist es, dass sie alle zusammen auf einen Punkt, auf ein Ziel hindeuten, nämlich auf die Heiligung. Es ist eben die Heiligung der beste Dank für Gottes Gabe, der sicherste Beweis für deren Würdigung, und zwar — der Eintheilung des Briefes gemäss — die Heiligung im Allgemeinen (1/13—1/21), wie sie der Heiligkeit dessen entspricht, der uns berufen hat, und die Heiligung in besonderen Fällen, wie sich dieselbe 1. unter den christlichen Mitbrüdern entfalten (1/22—2/10), 2. in einer dem Christenthum feindlichen Welt gestalten (2/11—4/19) und 3. in der Gemeinde selbst bei jedem Einzelnen, je nach seiner besonderen Stellung, und bei Allen, ohne Unterschied, behaupten muss, ja — 5/10 und 11 — im Hinblick auf die durchhelfende Gnade, die nicht vergeblich zu der ewigen Herrlichkeit berufen hat, sich entfalten, gestalten und behaupten kann.

Gross die Gabe, ebenso gross die Aufgabe; hoch das Ziel, desto rastloser die Arbeit; reich der Segen, desto ernster die Verpflichtung — das ist die Mahnung, die sich von nun an durch den ganzen Brief hindurchziehen wird.

Fast könnten wir — nicht wahr? — vor einer solchen Aufgabe erschrecken. Es erfasst uns eine gewisse Beklommenheit, eine übrigens leicht verzeihliche Furcht. Wir schauen auf das Ziel, und die grosse Distanz, die sich vor unseren Augen ausdehnt, macht uns bange; wir blicken auf das grosse Werk der Heiligung und wir erbeben, wenn wir

unserer schwachen Kräfte gedenken. O wie nahe liegt da die Versuchung, den Kampf aufzugeben, alle Arbeit zu unterlassen, und am glücklichen Ausgange verzweifelnd, die Arme in den Schoss zu legen: „Es wäre doch nicht gelungen!"

Allein Petrus kommt diesen Bedenken zuvor. Er kennt, aus eigener Erfahrunng, des Menschen Herz, dessen Schwachheit und Verzagtheit; deshalb erinnert er noch einmal, mit kurzen Worten, an die Herrlichkeit, die uns droben erwartet und ruft den Zagenden, gleichsam ermunternd, begeisternd zu: „Hoffet auf die Gnade — auf die Aufnahme bei Gott, auf die Lossprechung im Gericht, auf die ewige Erlösung — die euch bei der Wiederoffenbarung Jesu Christi wie ein Kleinod dargebracht wird." Hoffet! Lasst euch das Ziel nicht verrücken! Lasst euch den Muth nicht rauben! Lasst euch das Herz nicht erschweren. Hoffet!

Ein Schütze richtet das Auge scharf auf den Gegenstand, den er treffen will. Was ihn umgibt, beachtet er nicht; er kennt nur Eins: das Ziel. So blicket hinauf, scharf wie der Schütze: hoffet. Ein Feldherr folgt seinem Plane; gerade aus führt er die Truppen, über Berg und Thal, dem Punkte zu, den er für die Operationen ausgewählt. Seid wie der Feldherr, und geradeaus laute die Losung: hoffet. Ein Baumeister rastet nicht, bevor sein Gebäude unter Dach steht. Sind auch mehr Arbeiter nothwendig, ist auch die Mühe eine grössere, trotz Schweisstropfen und Anstrengungen wird ausgeführt, was er entworfen. Seid wie der Baumeister, krönet das Gebäude: hoffet! Ein Naturfreund schreitet über Stock und Stein muthig hinauf zu dem Gipfel des Berges, der herrlichen Aussicht entgegen; wohl muss er öfters stehen bleiben, um Kräfte zu sammeln, frisch aufzuathmen, aber zurück geht er doch nicht; oben ist oben, dort harrt seiner der Lohn. Seid wie die Freunde der Natur, behaltet im Auge das Endziel der Wanderschaft und hoffet. Hoffet auf die ewige

Seligkeit, auf die himmlische Erlösung ganz und völlig, ohne Wanken, ohne Rückhalt, ohne Zweifel oder Kleinmuth, mit ganzer Glaubenszuversicht, mit voller Hingebung der Seele. „Unverwandt auf Christum sehen, bleibt der Weg zur Seligkeit."

Der Weg zur Seligkeit aber nur dann, wenn das Schauen und Hoffen auf Christus zum Wandeln wird in Christus. Darum — und zwar deshalb besonders, weil das bescheerte und im Himmel behaltene Heil so köstlich und die Hoffnung unseres Berufes so herrlich ist — hoffet mit begürteten Lenden eures Gemüthes, d. h. gürtet auf, gürtet hoch die Lenden eurer Gesinntheit, eurer Gesinnung.

Mit begürteten Lenden! Ein herrliches Bild der geistigen Bereitschaft und Rüstigkeit! Die weiten, faltigen Gewänder der Morgenländer machten ungeschickt zu den Geschäften des Lebens. In dieser Kleidung konnten sie weder ungestört arbeiten, noch unermüdet gehen oder tapfer kämpfen. Sie mussten ihre Kleider aufschürzen, mit einem Gürtel um die Lenden befestigen. Dann erst waren sie ungehindert im Arbeiten, Gehen und Streiten. Wer also eine Reise anzutreten hatte, fasste seine Gewänder zusammen durch einen Gürtel; so mussten die Israeliten das Osterlamm gegürtet essen. (2. Moses 12/11.) Wer arbeiten wollte, band den Gurt um die Lenden, wie das tugendsame Weib in den Sprüchen: „Sie gürtet ihre Lenden fest und stärket ihre Arme." (31/17.) Wer sich zum Kampfe rüstete, konnte des Gürtels nicht entbehren. Hiob wird aufgefordert, seine Lenden zu gürten wie ein Mann. (38/3.) Demnach fasste man das weite, faltige Unterkleid durch einen Gürtel zusammen, um sich frei bewegen zu können, um dem Körper einen festen Halt zu geben, wenn man gehen, arbeiten, ringen, überhaupt etwas thun und verrichten wollte.

Der Ausdruck, dessen sich der Apostel hier bedient, lässt sich daher leicht erklären und verstehen. Hätte auch Christus denselben früher nicht gebraucht und durch den Zusatz: „Lasset eure Lichter brennen, seid gleich den

Menschen, die auf ihren Herrn warten, wenn er aufbrechen wird von der Hochzeit, auf dass wenn er kommt und anklopft, sie ihm bald aufthun" (Luc. 12/34—37) gegen alle Missverständnisse geschützt, des Apostels Leser hätten ihn wohl zu deuten gewusst.

Wie Jene für die irdischen Geschäfte, so sollen sich die Christen für die geistigen Geschäfte hoch aufschürzen, sollen die Lenden ihres Gemüthes, ihrer Gesinnung gürten, den Gürtel straff um die Lenden spannen, dass sie ihre Gedanken aus aller Zerstreuung und Flatterhaftigkeit zusammenfassen und sie — eingedenk der Seligkeit, die ihnen zu Theil werden wird — regsam und rüstig seien zum Wandel mit Christus, zur Arbeit in Christus, zum Kampfe für Christus!

Zum Wandel! Eine Wanderschaft, eine Pilgerfahrt ist unser Leben schon oft genug genannt worden, aber wie alt auch diese Bezeichnung sei, neu wird sie immer für einen Jeden von uns auf Erden. Unser Leben ist eine Pilgerfahrt, und zwar — das eben erfahren wir immer wieder auf's neue — eine schwere. Denn unser Weg führt uns durch die Welt hindurch und in der Welt herrscht die Sünde, und mit der Sünde die Versuchung. Da gilt es die Falten des Gewandes eng zusammenzufassen, das Kleid hoch zu schürzen, dass es der Koth nicht bespritze, der Schmutz nicht beflecke. Oder möchtet ihr etwa eure Kleider weit dahin fliegen lassen, dass sich Eitelkeit, Selbstsucht, Fleischeslust, Habsucht in ihren Falten verbergen? Ach gürtet die Lenden! . . . Unser Weg führt uns durch die Versuchungen des eigenen Herzens. Da heisst es vorsichtig wandeln, denn die Versuchungen unseres Herzens sind wie Dornen, an denen das Kleid nur zu leicht hängen bleibt, wie spitze Nägel, von denen es nur zu schnell zerrissen werden kann. Möchtet ihr mit einem zerrissenen, zerfetzten Gewande vor Gott, vor den Menschen erscheinen? O, fasset die Falten zusammen: gürtet die Lenden! Und sind wir auch von ganzem Herzen in die Nachfolge Christi eingetreten, so hört doch die Nothwendig-

keit nicht auf, mit gegürteten Lenden vorwärts zu gehen. Denn Christus führt uns auf den schmalen Weg, durch die enge Pforte. Da ist kein Platz für ein weitfaltiges Kleid. Liessen wir's hängen, wir sähen die Grenzen des Weges nicht und thäten einen grossen Fall. Käme der Wind, die Falten weit auseinanderzutreiben, wir könnten nicht durch die enge Pforte hindurch und müssten draussen vor der Thüre stehen bleiben. O, schürzet die Falten hoch und gürtet die Lenden!

Gürtet die Lenden zur Arbeit! Wohl ist die Gnade ein Geschenk und wir können dieselbe keineswegs weder durch unsere früheren Bemühungen erkaufen noch durch unsere späteren Anstrengungen verdienen. Haben wir aber das Heil in Christo erhalten, dann gilt es auch im Geiste Christi zu wirken. Der wahre Glaube ist kein leerer Traum für die Phantasie der Schwärmer, kein loser Schaum auf den Lippen von Schwätzern. Wer sich einbildet, als Christ mit gelöstem Gewande auf dem Federbette ruhen zu dürfen, wer da wähnt, der Höhepunkt des Glaubens sei das Schwelgen im süssen Genusse, das beschauliche Leben inmitten von Rührungen und Entzückungen, der kennt vom Glauben nur ein entsetzliches Zerrbild. O nein! Das Christenthum ist keine Summe von seligen Empfindungen, rührenden Erfahrungen, weichlichen Gefühlen, zuckersüssen Gesprächen, sentimentalen Herzensergiessungen. Fraget einen Petrus, fraget einen Paulus. Vom affectirten Tremolo findet ihr dort auch nicht die geringste Spur. Das Christenthum ist ein Arbeiterstand und zur Arbeit müssen wir die Lenden gürten. Wie dort im Schweisse des Angesichts das tägliche Brod verdient werden muss, so kann auch das himmlische Manna ohne Schweisstropfen nicht genossen werden. Wie die Bitte um das tägliche Brod die nachdrücklichste Ermahnung ist zum Arbeiten, so ist auch die Gnade, die uns geschenkt wurde und die ewige Seligkeit, die uns in Aussicht gestellt wird, die gewaltigste Aufforderung zum regen, thätigen Wirken. Die Trägheit im irdischen Leben ist die Quelle der

Verkommenheit, der Anfang des Elendes, die Wurzel aller Laster; die Beschaulichkeit, diese geistige Trägheit ist der Weg zur inneren Verarmung, zum sittlich-religiösen Bankerotte. Haben und Erwerben, Sein und Werden, das muss bei dem Christen in dem einen Accord, in dem einen Entschlusse ausklingen: „Wir folgen Jesu nach!" Weg denn mit den affectirten Seufzern! Weg mit dem nervösen Schluchzen! Wir blicken hinauf zum Ziele, wir hoffen auf die einstige Erlösung, wir gürten die Lenden zur Arbeit. Und Arbeit gibt es wahrhaftig genug! Schaut in euer Herz! Ist denn alles Unkraut schon ausgerottet? Sind alle Wurzeln des Bösen vertilgt, alle Strömungen des inneren Lebens regulirt, alle Leidenschaften überwunden? Könnt ihr sagen, dass ihr euch zu jeder Zeit, unter allen Erfahrungen und Einwirkungen von innen und aussen wirklich besitzt und beherrscht? O, welch' eine Arbeit!... Gürtet die Lenden! Schaut hinein in euer Haus! Ist hier Alles geschehen, was zur Erhaltung des häuslichen Friedens, zur christlichen Erziehung der Kinder, zur freundlichen Behandlung der Untergebenen erforderlich ist? O, welch' eine Arbeit!... Gürtet die Lenden! Schauet hinein in eure Gemeinde! Habt ihr Alles gethan, was die Möglichkeit gestattet, um die Uebelstände auszurotten, die Verleumdungen zu entkräften, die Parteien zu versöhnen, die materiellen und religiösen Missstände zu heben? O, welch' eine Arbeit!... Gürtet die Lenden! Schauet hinein in die Kirche! Wie viel Noth, wie viel Elend! Hier sind Arme, die den evangelischen Glaubensschatz verloren und dort Verlassene, die keine Ahnung haben von dem Reichthum der göttlichen Gnade. Die Einen schmachten in heidnisch gebliebenen, die Andern in heidnisch gewordenen Ländern. Jene klagen mit bittenden Herzen, diese mit affectirtem Spotte. Und wenn das Rufen der Einen dem christlichen Herzen wehe thut und wehe thun muss, so trifft Einen das höllische Lachen der Andern wie ein Dolchstich durch die Brust! O, wie viele Arbeit!... Gürtet die Lenden!

Endlich gürtet die Lenden zum Kampf! Dass ein Christ, der mit gegürteten Lenden arbeiten und vorwärts schreiten muss, ohne Kampf nichts erreichen, nichts erzielen kann, braucht gewiss nicht weiter erörtert zu werden. Wohlan, so gürtet die Lenden zum Kampfe!

Mögen die Feinde herannahen, die Gegner angreifen, die Widersacher losschlagen; wir sind zum Kampfe bereit: gegürtet sind die Lenden. Mögen die Legionen von Lüsten und Versuchungen unter dem Obercommando des Fürsten, „dessen grausame Rüstung ist Gross' Macht und viel List", sich bemühen, uns mit schmeichelnder Stimme in ihre verfänglichen Netze zu locken, wir lassen uns nicht verführen. Sollte ihnen auch eine Ueberraschung gelingen, schnell werden wir gerettet: die Lenden sind gegürtet. Mögen die schlauen Vorboten des Versuchers alle Künste aufbieten, um uns im Geheimen, leise, geräuschlos zu umringen, gefangen zu nehmen, wir verlieren das Ziel nicht aus den Augen. Die Rüstung wird uns zur Rettung. Wozu sind denn die Lenden gegürtet? Der Kampf wird aufgenommen. Und wenn sich die Feinde erheben gegen das Wort unseres Gottes, gegen die Erlösung unseres Heilandes, wenn sie sich miteinander verbinden, um Sturm zu laufen gegen die unvergänglichen Schätze der göttlichen Wahrheit, so werden wir wissen, was unsere Christenpflicht von uns fordert und, mit gegürteten Lenden, wacker kämpfen für Gott und sein Reich.

Das ist unsere Lebensaufgabe! Ganz bedeckt mit dem Gewande der Gerechtigkeit Jesu Christi und das eigene Kleid hoch aufgeschürzt, dass uns nichts hindern noch aufhalten könne, Herz und Augen oben zur Stärkung, die Hände unten zur Arbeit und Vertheidigung — so pilgern wir zum himmlischen Jerusalem!

Und nach gethaner Arbeit, nach erreichtem Ziele, nach vollendetem Kampfe, o, dann werden wir selig ruhen in Gott und uns ewig freuen der Gnade, die uns droben durch Christus wird dargebracht werden.

Auf denn zum göttlichen Wandel! Auf zur christlichen Arbeit! Auf zum seligen Kampfe! Auf mit gegürteten Lenden!

Gürtet die Lenden! Geht rastlos voran!
Gott will es . . . Wir folgen . . . Er führt uns hinan!

Gürtet die Lenden! Das Werk werd' vollbracht!
Gott will es . . . Wir wirken . . . Er gibt uns die Macht!

Gürtet die Lenden! **Führt muthig den Krieg!**
Gott will es . . . Wir kämpfen . . . Er hilft uns zum Sieg!

VI. Die Nüchternheit.

I. Petr. 1/13.

Die Lenden sind gegürtet. Die Falten der Gewänder sind zusammengefasst. Ungehindert ist die Bewegung. Wir können frei gehen, arbeiten und kämpfen. Mit anderen Worten: die Gedanken sind aus der Zerstreuung gesammelt. Was den Aufschwung, die Entwicklung des christlichen Lebens hemmen könnte, ist beseitigt. Mit gegürteten Lenden stehen wir da, bereit aus dem Lande der sichtbaren Gegenwart heraus und hinein zu pilgern in das Verheissungsland der unsichtbaren Zukunft, bereit, uns auf dem Wege dahin durchzuarbeiten, wenn nöthig, durchzukämpfen. Wir sind bereit. Das ist schön und löblich, genügend aber nicht. Wir haben noch keinen Pilger gesehen, der das Ziel seiner Reise schon um deswillen erreicht hätte, dass er zum Aufbrechen bereit war. Sind die Lenden gegürtet, so gilt es auch mit aller Entschiedenheit das zu thun, wozu die Rüstung uns verpflichtet, das zu erreichen. was uns die himmlische Berufung in Jesu Christo vorhält. Zur Erfüllung dieser Lebensaufgabe gehört aber ein klarer, nüchterner Geist, darum warnt uns heute der Apostel: Seid nüchtern, hoffet nüchternen Sinnes.

Nüchtern bleiben, mit klarem Auge, scharfem Urtheil, praktischem Blick, geistiger Sicherheit, aller Ueberreizung und Ueberspannung ledig, frei von jeder Berauschung, damit wir Weg und Steg, Freund und Feind wohl erkennen und, mit Luther zu sprechen, nichts den Glauben abstosse —

so haben wir zu hoffen, so haben wir der vollkommenen Seligkeit entgegen zu gehen.

Ein trunkener, taumelnder Mensch vermag nichts zu leisten. Selbst das Wenige, das er mechanisch verrichtet, fällt so verkehrt, so ungeschickt aus, dass er den Kindern zum Gespötte, den Erwachsenen zum Aergerniss wird. Gerade so ergeht es dem unnüchternen Christen. Er wird untüchtig. Sein Urtheil ist getrübt, seine Hand gelähmt, sein Fuss unsicher. Dieser Zustand ist aber um so bedenklicher, als der unnüchterne Christ — allen Trunkenen gleich — inmitten des grössten Taumels von seiner Nüchternheit fabelt und bei vollem Selbstbewusstsein zu verrichten vorgibt, was der Rausch allein ihm eingegeben. Die Nüchternheit ist daher — nach Besser — die Bedingung, ohne welche Niemand des gegenwärtigen Heiles theilhaftig bleiben und dem zukünftigen entgegen kommen kann . . . . . Der aber ist recht nüchtern und wach, der, unzerstreut und unbezaubert von den Dingen dieser Welt, stille zu Gott und gesammelten Sinnes, abschüttelnd die Trägheit des Fleisches und sich entschlagend der Einbildung des eigenen Geistes, auf das himmlische Erbe, auf das Ende des Glaubens, der Seelen Seligkeit, alle Kräfte seines Gemüthes hinwendet.

Nichts ist unentbehrlicher als die Nüchternheit. Ohne sie beim Einzelnen kein gesundes christliches Leben! Ohne sie bei der grossen Masse keine normale Entwicklung des göttlichen Reiches!

Und doch, wie gross die Berauschung in der christlichen Kirche! Man bedauert ein Land, in welchem die Trunkenheit wie eine Pest um sich greift. Noch mehr zu bedauern ist die Kirche, in welcher die Nüchternheit schwindet und der geistige Rausch die Menschen benebelt. Es wäre nicht schwer nachzuweisen, dass unsere Zeit von diesem Uebel schrecklich heimgesucht wird. Besser ist es jedoch und für uns selbst zweckmässiger, von allen historischen Momenten abzusehen und die Nüchternheit selbst an und für sich zu betrachten. Wir fragen daher: wozu

sollen wir nüchtern sein? und antworten hierauf: wir sollen nüchtern sein, um das zu verrichten, wozu wir die Lenden gegürtet haben, d. h. wir sollen nüchtern sein zum Wandel, zur Arbeit, zum Kampfe.

Nüchtern zum Wandel! Dazu gehört vor Allem, dass wir unser Ziel recht erkennen. Auf's Geradewohl ausgehen, im Finstern umhertappen, plan- und ziellos in der Welt umherlaufen, das lässt sich bei einem überspannten Schwärmer entschuldigen, niemals aber bei einem Menschen von gesunden Sinnen. Der Weg muss sich klar vor unsern Augen ausdehnen; das Ziel muss recht sichtbar vor uns stehen; die Richtung muss uns so bekannt sein, dass wir sie nicht verfehlen können, wenn auch die Strasse nicht immer rechts und links mit Pappelbäumen bepflanzt ist. Mit anderen Worten: Wir müssen das Endziel unserer Bestimmung kennen, das Endziel sagen wir, nicht blos das Ziel des irdischen, sondern das Endziel des ewigen Berufes. Ist doch unser Leben nicht durch die sichtbare Erde begrenzt. Sind wir doch hienieden, um uns auf die Ewigkeit vorzubereiten. Das zu vergessen, zu übersehen wäre schon ein bedenklicher Mangel an Nüchternheit.

Was würdet ihr von einem reichen Manne halten, der seinem Kinde keinen Unterricht ertheilen liesse, weil es einst Vermögen genug besitzen wird, um von seinen Renten zu leben? Wie würdet ihr den Menschen beurtheilen, der Leib und Geist sorgfältig erhielte und nährte, die Seele aber langsam dahinsiechen liesse?

Wohlan denn, welches ist der Weg zum ewigen Leben? Welches ist das Endziel unserer Bestimmung? Die hin und her zerstreuten Fremdlinge, an welche Petrus schreibt, hatten diese Frage bereits beantwortet. Und ihr? Wäret ihr noch vor jenen zurück? Oder habt ihr euch schon in aller Nüchternheit die Hauptlebensfrage gestellt?

Ist aber die Frage gestellt, so muss sie auch nüchtern beantwortet werden. Wo werden wir die Antwort finden? Etwa bei uns selbst? Nein. Wie viele Versuche der Mensch

auch in seiner Ueberspannung machen möge, um aus eigener Weisheit diese Frage zu beantworten, sie werden alle, gleich den früheren, jämmerlich misslingen. Der ganze alt- und neumodische Kram von Erlösungstheorien ist nichts Anderes als ein schwaches Spinngewebe.

Der nüchterne Mensch verfährt anders. Er denkt sich: die Frage über die Ewigkeit kann nur von der Ewigkeit aus beantwortet werden und dieser Antwort spürt er nach. Wo wird er sie finden? In dem Buche, das der Geist der Ewigkeit geschrieben, in der Bibel. Dort ist die Stimme Gottes zu hören, dort ist das Licht der Ewigkeit zu schauen. Die Bibel ist die Staatsgesetzgebung des Gottesreiches, die magna charta für den Pilger nach dem himmlischen Jerusalem, das Vademecum zur Seligkeit. Wer nüchtern ist, greift zur Bibel.

Oder fürchtet ihr etwa, sie nicht zu verstehen? Unnütze Furcht! Leset sie nüchternen Sinnes und ihr werdet vor ihrer Fasslichkeit erstaunen. Und nüchtern vermag sie Jedermann zu lesen, der mit der ebenso ernsten als einfachen Frage an sie herantritt: „Was soll ich thun, dass ich selig werde?" Darin liegt das ganze Geheimniss zum Verständniss der Bibel. Dadurch wird auch ferner die Nothwendigkeit begründet vom Neuen Testament zum Alten und nicht vom Alten zum Neuen Testament überzugehen. Die allerwichtigste Frage bleibt immerhin die Erlösungsfrage. Sie führt uns zu Jesu Christo und besitzen wir ihn, so haben wir den Kern und Stern der heiligen Schrift. Durch das Neue Testament zu Christus und mit Christus hinein in die Bibel, das ist der rechte Weg der christlichen Nüchternheit.

Ist aber der Weg gefunden, dann gilt es auch auf demselben vorwärts zu kommen. Die Heilskenntniss muss zur Heilserfahrung, zur Heilswissenschaft werden. Möglich, ja höchst wahrscheinlich, dass von nun an die Entwicklung eine verschiedenartige sein wird. Die Einen werden mehr erfahren, die Anderen mehr ergründen; hier wird der Verstand, dort das Gemüth überwiegen. Wie dem aber auch

sei, die Heilserkenntniss muss eine persönliche, selbstän dige lebendige werden; wir müssen in ihr wachsen und zunehmen — je nach unseren eigenthümlichen Naturanlagen. Träumen, Schwärmen, sich unter den Schatten eines dichtbeblätterten, lieblichen Baumes niedersetzen, die Umgebung anstarren und voll Entzücken alle Augenblicke ausrufen: „Ach wie schön, wie wunderschön!" — das führt gewiss nicht zum Ziel. Im geistigen Leben ebensowenig. Redensarten, Phrasen, Schlagwörter überlassen wir dem Mundhelden. Mit der falschen Sicherheit mag sich der Schwärmer abfinden. Rührscenen mit obligatem, so leicht zu erweckendem Träufeln des Thränensäckleins gönnen wir den Kindern. Der nüchterne Christ geht vorwärts. Er sucht sich Rechenschaft zu geben über seinen Glauben; er bemüht sich, in demselben fest und sicher zu werden; er lässt ihn in Fleisch und Blut übergehen, er eignet sich denselben an und documentirt ihn als sein Eigenthum durch eine aufrichtige, thatkräftige Nachfolge Jesu Christi. Er geht vorwärts. Ist auch der Weg mitunter etwas kothig, die Hitze drückend, die Luft schwül, der Himmel mit Wolken bedeckt: er denkt an das Ziel und pilgert weiter. Die Sorgen, die Heimsuchungen, die Prüfungen, die Lasten, Räthsel und Geheimnisse des Lebens pressen ihm wohl manche Seufzer aus: ist er aber nüchtern, so verzweifelt er doch an Gottes Gnade nicht. Er hofft auf die einstige Seligkeit, harrt getrost aus in der treuen Nachfolge seines Erlösers und pilgert weiter.

Er pilgert, er geht, er läuft nicht. Schneller an's Ziel kommen zu wollen, als es Gott bestimmt hat, heisst des Allweisen Ordnung eigenwillig brechen. Mit verbundenen Augen an den schwierigen Fragen des christlichen Glaubens vorüberlaufen, verräth Furchtsamkeit und Ungewissheit. Blos den Geheimnissen der Ewigkeit nachspüren und hochmüthig durch das Alltagsleben hindurchrennen wollen, zeugt von Selbstsucht und Aufgeblasenhait. Der nüchterne Christ geht allmälig, Schritt für Schritt, vorwärts. Findet er Dinge unterwegs, die er nicht begreifen kann — Fragen,

die unsern Horizont übersteigen, wunderbare Fügungen, die jeder menschlichen Erklärung spotten, Vorfälle, die der Gnade Gottes zu widersprechen scheinen — er wird sich weder aufregen noch irreführen lassen; ruhig schreitet er vorwärts, alle Räthsel werden sich ja lösen am Ziele der Wallfahrt. Diese Zeit aber wird von Gott bestimmt. Darum wartet er, bleibet nüchtern und gehet unverdrossen weiter auf der von Gott bezeichneten Bahn.

Er geht und springt nicht. Nichts ist gefährlicher als sich vermöge phantastischer Sprünge in eine Sphäre hinein- oder hinaufzuarbeiten, in welche wir einmal nicht gehören. Das heisst Gott versuchen. Weg denn mit allen Grübeleien über den Zustand der Ewigkeit, die Beschaffenheit unserer dereinstigen Existenzform, die Beschäftigung der Erlösten im Jenseits! Die einzige Frage, die wir immer tiefer zu ergründen haben, ist die: „Was soll ich thun oder lassen, um Jesu Christo treu und wahrhaftig nachzufolgen?" Aber auch hier hüten wir uns vor Ueberspannung. Engel werden wir niemals auf Erden. Gott verlangt es auch nicht. Wir wohnen hienieden als Menschen, menschlich bleibt unsere Entwicklung. Nichts wird verstümmelt oder ertödtet, Alles hingegen geläutert und geheiligt. Das ist die echte Nachfolge Jesu Christi. Der nüchterne Christ ist bestrebt, Ideal und Realität harmonisch miteinander zu verbinden, das Ideal nach Kräften zu verwirklichen, die Wirklichkeit nach Möglichkeit zu idealisiren. Fürchtet ihr vielleicht, das sei doch gar zu wenig verlangt? Dann versucht es einmal: nichts ist schwerer als diese treue Nachfolge Jesu Christi.

Um jedoch vorwärts zu kommen, ohne zu laufen, ohne zu springen, muss man sich unterwegs auch gehörig stärken. Womit? Mit der einfachen Hausmannskost der Bibel. Wir wissen wohl, dass man heutzutage lieber nach Leckerbissen und Süssigkeiten, nach Zuckerbrod und Zuckerwasser verlangt oder auch nach pikanten Paprikasaucen gelüstet, diese Kost aber verdirbt den Magen. Wir bitten euch: lasst sie liegen. Und sollten noch so viele Prediger auftreten und

vom Eigendünkel geblendet, sich schmeicheln, den alten Wahrheiten durch ihre Mittelchen, nach amerikanischem Vorbilde, neue Reize verleihen zu können, so warnen wir dennoch: hütet euch vor solchen Speisen. Die göttliche Wahrheit braucht keine menschlichen Zuthaten. Darum geniesset die Kost, die Gott euch anbietet: die Bibel, die alte und ewig neue Bibel, die Bibel, welche schon für unsere Urgrossväter ein unerforschliches Erbauungsbuch gewesen und heute noch für uns alle eine Fundgrube ewig neuer Wahrheiten geblieben ist. Nährt euch aus der Bibel. Sie stärkt zum nüchternen Wandel.

Stärkung aber genügt nicht allein. Wollt ihr nüchtern vorwärts kommen, so gönnt euch auch von Zeit zu Zeit etwas Ruhe. Wer der Ruhe nicht zu bedürfen vorgibt, täuscht sich selbst. Der nüchterne Christ ruhet aus — am Sonntage, beim gemeinschaftlichen Gottesdienste, an den Werktagen in der Familie beim Hausgottesdienste oder im verborgenen Kämmerlein beim stillen Gebete. Wenn einem der Gang recht sauer wird, wenn die Schweisstropfen von der Stirne rollen, wenn die Kniee schlottern und die Füsse nicht mehr weiter wollen, da hilft nichts so sehr als das Gebet. Das Gebet ist die beste Erquickung, die süsseste Ruhe.

Sind wir dann recht gestärkt und ausgeruht, so verrichten wir munter und nüchtern unsere Arbeit. Die Arbeit an uns selbst in erster Linie. Wie wird uns die gelingen? Wenn wir dahin wirken, dass die Klarheit des Geistes, der Blick auf das Ziel, das volle Beisichsein niemals getrübt werde. Das ist die allgemeine Regel. Die Anwendung jedoch wird sich verschiedenartig zu gestalten haben, weil sie sich nach der Person, nach dem Individuum selbst richten muss. Hat doch ein Jeder seine eigene schwache Seite, seine besonderen Neigungen, Fehler und Anlagen: die müssen jetzt — der gegebenen Regel gemäss — je nach der Individualität selbst, bekämpft werden. Der gleiche Glaube fordert durchaus nicht den gleichen Kampf. Aergert

dich dein rechtes Auge, so reisse es aus und wirf es von dir; doch glaube ja nicht, dass nur die Einäugigen Christen sein können. Aergert dich deine rechte Hand, so haue sie ab und wirf sie von dir; doch glaube ja nicht, dass das Christenthum dort fehlen muss, wo sich die beiden Hände noch vorfinden. Ist dir die Kunst eine Versuchung, entsage der Kunst; hüte dich aber, den zu verurtheilen, der sie zu geniessen versteht, als genösse er sie nicht. Berauscht dich das gesellige Leben und wird es dir eine Versuchung zur Eitelkeit, Heuchelei und Lüge, kehre der Gesellschaft den Rücken; aber glaube ja nicht, dass deshalb alle Freunde des geselligen Lebens eitel, Heuchler und Lügner sein müssen. Hält dich die Lectüre gewisser Romane von deinen Pflichten ab, verwirrt und verdirbt sie dir dein inneres Leben, so wirf das Buch in die Ecke; hüte dich aber den zu verurtheilen, der die gleichen Romane fortlesen kann, ohne sich von ihnen beherrschen zu lassen.

So haben wir zu arbeiten nicht nach der Schablone, sondern nach unseren eigenen individuellen Anlagen. Einförmige Methoden gibt es nicht. Nur Eines bleibt bei Allen gleich: die Verpflichtung, dahin zu wirken, dass nichts — keine Liebe, keine Leidenschaft, keine Sorge, keine Arbeit, kein Geschäft — gar nichts uns berausche oder vom Ziele abführe, dahin zu wirken, dass — wie Luther recht drastisch sich ausdrückt — der alte Esel nicht zu muthwillig werde und auf's Eis tanzen gehe und breche ein Bein, sondern gehe im Zaum und folge dem Geist.

Und wie an uns, so werde die Arbeit an Andern verrichtet. Arbeitet ihr an einem Einzelnen, wollt ihr denselben für Christum und sein Evangelium gewinnen, so berücksichtigt seine Erziehung, seine Vergangenheit, seine Bildung, seine Anlagen, und darnach richte sich eure Methode. Arbeitet ihr an einem Volke, wollt ihr das Werk der Evangelisation in fremdem Lande treiben, so studirt zuerst dessen Geschichte, Traditionen und Eigenthümlichkeiten, dann erst entwerfet euren Plan.

Wie das Evangelium in jedem Einzelnen eine individuelle, so muss es in jedem Volke eine nationale Gestalt gewinnen: sonst fällt das göttliche Wort auf einen steinigen Boden und fasst keine Wurzeln. Leider wird das immer noch von den meisten amerikanischen und englischen Missionären unter den Christen vergessen, daher — dem guten Willen zu trotz — ihre geringen Erfolge, ihre kühle Aufnahme und in Folge dessen, ihre schiefen, einseitigen Beurtheilungen.

Habt ihr aber derartige Arbeiten nicht zu verrichten, so bleibt recht nüchtern zu Hause, in dem euch angewiesenen Wirkungskreise. Es ist ein bedenklicher Grad von Berauschung, wenn man sich dort nicht mehr wohl fühlt, wenn man über seine Sphäre eigenmächtig hinaus will. Die allereinfachste Pflichterfüllung darf nicht unterschätzt werden; gerade sie bleibt immerhin die grösste und schwerste Arbeit. Wer als Vater, Mutter, Kind, Taglöhner, Magd vor Gottes Angesichte lebt, im Geiste Gottes wirkt, der arbeitet auch im Dienste Jesu Christi und trägt das Seinige bei zur Verbreitung des Reiches Gottes. So wirket denn fort, ein Jeder an seinem Platze — als nüchterne Christen!

Bei Allem aber was ihr thut, wahret, pfleget die Nüchternheit. Lässt euch Gott nichts ernten von dem, was ihr ausgestreut: verzaget nicht. Im Dienste Gottes muss jede Arbeit gedeihen. Sehet ihr keine Früchte: Andere werden sie kosten. Das muss euch genügen. Bleibt nüchtern. Schenkt euch Gott grosse Erfolge, reifen unter eurer Pflege an Bäumen, die Andere gepflanzt haben oder mit Andern gepflanzt wurden, köstliche Früchte heran, überschätzet euch nicht. Ein Jeder halte mässiglich von sich selber. (Röm. 12, 3.) Auch hier darf die linke Hand nicht wissen, was die rechte thut. Unnützen Knechten steht das Rühmen schlecht an. Wie berauscht muss daher ein Arbeiter im Reiche Gottes, z. B. ein Prediger sein, wenn er sich nicht scheut, in die Posaune zu stossen und, mit vollem Munde, von seinen Gaben und Thaten öffentlich zu prahlen. Wie

wohlthuend hingegen, wie durch und durch christlich die Nüchternheit eines Zinzendorf!

„Und wenn man dann sein Werk gethan,
Denkt man gewöhnlich nicht mehr d'ran"

— so blickt er auf seine Arbeit zurück! Wenn aber gute Freunde Einen mit ihren Lobhudeleien, mit ihrem Weihrauche verfolgen, — was dann? Ei, da tritt man wieder in die Fussstapfen Christi. Er verbarg sich, er entzog sich den Augen derer, die ihn zum Könige berufen wollten. Wie der Meister, so der Knecht. Die Marktschreierei ist ihm ein Gräuel. Wo Humbug, Aufputzerei und Uebertreibung ihr Unwesen treiben, ist kein Raum vorhanden für christliche Nüchternheit.

Nüchtern zur Arbeit und schliesslich nüchtern zum Kampfe! Das ist wohl die allerschwerste Forderung, denn nichts ist seltener als die Nüchternheit beim Kampfe. Und doch muss sie der Christ üben, und er kann sie üben, wenn er nicht für die Person, nicht für die Partei, einzig und allein für die Sache selbst kämpft.

Nicht für die Person! Zwar liegt es manchmal nahe, die Sache mit der Person zu verwechseln, weil man leicht versucht wird, Alles, was ein christlicher Mann vertritt, als christlich anzusehen und blindlings anzunehmen; der nüchterne Christ aber weiss sich auch vor einem solchen Personencultus zu hüten. Nicht immer decken sich Person und Sache. Oft ist die Sache gut und deren Vertreter sind schlecht, oft ist die Person gut, die Sache aber bedenklich. Die Nüchternheit prüft und unterscheidet im Lichte des göttlichen Wortes. Wenn aber die Person wirklich christlich und die Sache, die sie vertritt, ebenfalls christlich ist, hört da nicht die Prüfung auf? Keineswegs. Die Stufen des Christlichen sind ja verschieden. Es gibt einen guten, einen wohlgefälligen, einen vollkommenen Gotteswillen. (Röm. 12, 2.) Prüfet also, ob das Christliche, das euch angeboten wird, unter den gegebenen Verhältnissen wirklich fördert,

der Vollkommenheit zuführt. — So weiss der nüchterne Christ Person und Sache zu trennen.

Nicht für die Person, ebenso wenig kämpft der nüchterne Christ für eine Partei. Ich habe noch niemals gesehen, dass die Partei den vollen Wahrheitsinhalt besitze, wohl aber schon tausendmal bestätigt, dass nichts die Menschen mehr berauscht und benebelt als der Parteigeist. Es ist, als athmeten alle Parteileute eine Luft ein, die mit Alkohol geschwängert ist. Solche Berauschung ist gewiss keine Ehre für die Kämpfer, kein Gewinn für die Sache!

Wir kämpfen als nüchterne Christen für die Sache allein, d. h. für Gott und sein Reich, für Christus und sein Evangelium, für die Offenbarung, deren Güter und Schätze. Höher als jeder Parteistandpunkt steht uns Gottes Wille und Gottes Ehre. Höher als jedwede Person steht Christi Wort und Offenbarung. Ist es nöthig, um der Sache wegen, Personen aufzugeben, die sich christlich dünken und vielleicht auch christlich sind, wohlan: lieb die Freunde, noch lieber die Wahrheit.

Wir kämpfen mit Gott und kämpfen mit den Waffen, die Gott uns gibt. Mit fleischlichen Waffen darf sich der nüchterne Christ nicht besudeln. Agitiren, werben, die Trommel rühren, hinterlistige Pläne schmieden, durch Winkelzüge zum Ziel gelangen zu wollen, den Gegner von rückwärts angreifen, die Taubeneinfalt von der Klugheit trennen, das ist eine schmachvolle Taktik, die jeder Christ verwerfen muss. Von solchem Parteigetriebe gilt das Wort über Aegypten: „Aegypten ist Mensch und nicht Gott, und ihre Rosse sind Fleisch und nicht Geist." (Jes. 31, 3.) Die Agitatoren selbst aber sind nicht besser als jene Franctireurs, die ihr Unwesen während des deutsch-französischen Krieges getrieben haben. Ihre Flinte feuerten sie ab, sie machten Lärm, tödteten auch hie und da einen feindlichen Soldaten, Erspriessliches aber haben sie nicht gestiftet. Vielmehr waren sie für das Land, das sie zu vertheidigen, für die Sache, die sie zu vertreten vorgaben, ein Schaden,

ein Unheil, eine Calamität! Der nüchterne Christ wirft sein Panier auf im Namen Gottes und kämpft mit der Losung: „Der Herr ist unser Richter, der Herr ist unser Meister, der Herr ist unser König, der hilft uns.“ (Jes. 33, 22.)

Kämpfen wir aber für Gott, so bekämpfen wir natürlich Niemanden anders, als die Feinde Gottes. Welches sind diese Feinde? Für die Einen sind sie zu schwer, für die Andern wieder zu leicht zu erkennen. Der nüchterne Christ betritt auch hier die Mittelstrasse. Er folgt seinem Herrn und Meister. Ihr kennet jene Worte: „Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich. Wer nicht wider uns ist, der ist für uns.“ Hier haben wir die Unterscheidungsmerkmale. Die zwei Sprüche scheinen sich zwar zu widersprechen, allein der Widerspruch ist nur scheinbar. Im ersten Falle handelt es sich um die Austreibung der Teufel, da bemerkt der Herr den ungläubigen Pharisäern: „Wer nicht mit mir gemeinschaftliche Sache macht, wer nicht mit mir ist, kann natürlich die Teufel nicht austreiben.“ Im andern Falle aber handelt es sich um Einen, der im Namen Jesu Teufel austrieb, ohne jedoch — äusserlich wenigstens — an Jesus selbst sich angeschlossen zu haben. Die Jünger wollten es ihm deshalb verbieten. Da trat Jesus in die Mitte und sprach: „Wer nicht wider uns ist, der ist für uns.“ So hält das erste Wort den Kämpfern die Energie, die Entschiedenheit vor, mit welcher sie für Gottes Sache eintreten sollen. Das Andere aber steht, gleichsam zum Schutze, über diejenigen, die der blinde Eifer allzu voreilig angreift und wehrt jede engherzige Verurtheilung ab. — Kämpfet — lehrt Christus — kämpfet mit jener Entschiedenheit, welche die Losung Einem verleiht: „Wer nicht mit mir ist, ist gegen mich;“ schonet aber, behandelt mit Liebe und Zuversicht, mit Sanftmuth und Freundlichkeit alle Menschen, — wer und wo immer — denen das Wort gilt: „Wer nicht wider uns ist, ist für uns;“ endlich bekämpft — der Schluss ist wohl berechtigt — nur diejenigen, die sich rückhaltlos als bewusste Feinde der göttlichen Wahrheit offenbaren.

Weg denn mit dem blinden Eifer! Weg mit der Verdammungssucht! Nüchtern zum Kampfe! Der Nüchternheit allein gebührt die Siegeskrone.

Nüchtern wandeln mit Christus, nüchtern arbeiten in Christus, nüchtern kämpfen für Christus — das bleibe fortan unsere Losung.

Vielleicht bedauert ihr, dass dieser Nüchternheit die poetische Dämmerung abgeht, dass das süsse Träumen beim Mondeslichte nunmehr unmöglich geworden ist. Mag sein, aber Christus sagt nicht: „ihr sollt Träumer werden", sondern ruft uns vielmehr zu: „ihr seid das Licht der Welt". Und wozu diese Auszeichnung uns verpflichtet, sagt Paulus am deutlichsten: „Wir aber, die wir des Tages sind, sollen nüchtern sein, angethan mit dem Krebs des Glaubens und der Liebe, und mit dem Helm der Hoffnung zur Seligkeit." (I. Thess. 5/8.)

O, dass die Zeit bald kommen möchte, wo die Nüchternheit aller Christen Herzen beseelen wird!

O, dass wir uns befleissigten, nüchtern zu werden und in aller Nüchternkeit unsern Lauf zu vollenden — Gott zur Ehre, uns zum Heile!

VII. Der Gehorsam, eine Wiedergeburt.

I. Petr. 1/14.

Die Lenden sind gegürtet. Der Sinn ist nüchtern. Es ist viel gewonnen und Grosses errungen worden. Allein es muss noch mehr erreicht, noch Grösseres geschaffen werden. Es gilt, vor Gott und den Menschen zu beweisen, dass wir mit gegürteten Lenden wohl arbeiten und mit nüchternem Sinne die Lebensaufgaben treu verrichten können. Dazu ermuntert uns heute der Apostel mit den Worten: „Stellet euch als gehorsame Kinder, nicht gleich wie vorhin, da ihr in Unwissenheit, nach den Lüsten lebtet," oder — wortgetreuer und richtiger — „als Kinder des Gehorsams gestaltet euch nicht gleich, den früher in eurer Unwissenheit gehegten Lüsten", d. h. verhaltet euch von nun an als Kinder des Gehorsams, so dass ihr nicht mehr in die Lüste eingehet, von denen ihr euch vorher in eurer Unwissenheit beherrschen liesset.

Hoffen wir in aller Nüchternheit auf die ewige Seligkeit, so werden wir Kinder des Gehorsams und bekunden den Gehorsam vor Allem dadurch, dass wir anders werden als wir früher waren, dass wir den alten Menschen ablegen.

Kinder des Gehorsams! Das unser Beruf! Wer auf die ewige Seligkeit hofft und zu dem unbefleckten, unverwelklichen, unvergänglichen Erbe wiedergeboren wurde, der kann nicht anders, als dem zu folgen, der ihn aus der Fremde in die Heimat zurückgeführt hat. Wer ein Bürger des himmlischen Reiches geworden ist, gehorcht den Ge-

setzen des himmlischen Königs. Wer unter der Fahne des Erlösers kämpft, legt an die Waffen des Lichts und merkt auf das Commando seines Herrn. Er befolgt Gottes Vorschriften, führt aus seine Befehle, richtet sich nach seinen Anordnungen, beugt sich unter seine Rathschlüsse, erfüllt seine Gebote, gehorcht seinem Willen, kurz er benimmt sich so, dass der Gehorsam als wesentliche Eigenschaft bei all' seinem Thun hervortritt — und zwar freiwillig, ungezwungen. Ohne zu murren, zu raisonniren, nach Gründen zu fragen, führt er aus, was Gott verordnet. Sein Gehorsam ist ein vollständiger, unbedingter.

Vielleicht erschreckt ihr vor dieser Forderung. Es gibt ja Eltern, welche die Kinder durch Gründe zum Gehorsam glauben bewegen zu müssen. Allein bei solcher Erziehungsmethode hört jeder Gehorsam auf. Wer zuerst, wo immer, die Verordnungen will begründet wissen, ehe er sie ausführt, folgt nur der eigenen Vernunft, oder der augenblicklichen Laune, vielleicht auch nur seinem persönlichen Interesse: er gehorcht aber nicht. Der Gehorsam muss ein blinder, ein unbedingter sein, sonst fehlt ihm jedwede sittliche Grundlage, es fehlt die vertrauensvolle Ehrfurcht.

Im Reiche Gottes ist übrigens dieser Gehorsam mit seiner Unbedingtheit um so nothwendiger, als Gottes Weisheit und Liebe über unsere Weisheit und Liebe noch höher erhaben ist, als der Himmel über die Erde!

Denken wir nur ein wenig darüber nach und jeder Zweifel wird schwinden. Ungehorsame Kinder mögen hie und da entschuldigt werden. Die Eltern sind ja sündhafte, schwache, kurzsichtige Menschen, die leider nicht immer den richtigen Weg bei der Erziehung einschlagen oder einhalten. Wie viel wird nicht versäumt, vernachlässigt, verkehrt angefasst, unrichtig durchgeführt! Bald mangelt es an Strenge, bald an Liebe. Hier fehlt der gehörige Ernst, dort die vertrauenerweckende Heiligkeit. Die Kinder merken es und die Ehrfurcht wird verletzt. Vor Gott aber gibt es keine Entschuldigungen. Er hat noch nie etwas ver-

säumt, übersehen oder vernachlässigt. Seine Güte reicht so weit der Himmel ist und seine Wahrheit so weit die Wolken gehen. Seine Gerechtigkeit steht wie die Berge Gottes und sein Recht wie grosse Tiefe. (Ps. 36/6, 7.) Wer dürfte es wagen, diesem Geber aller guten und aller vollkommenen Gabe den Gehorsam zu verweigern? „Der Herr hat mein noch nie vergessen, vergiss, mein Herz, auch seiner nicht.“

O wie berauscht und benebelt müssten wir sein, um mit unserem Gehorsam zu markten! Was würdet ihr von einem Kinde halten, welches die Vorschriften der Eltern nicht, oder nur so weit es ihm beliebt, berücksichtigen möchte? Ein schwaches Kind, das lässt sich tragen; ein krankes Kind, das pflegt ihr mit zarter Liebe; ein todtes Kind — ach! — darüber trauert ihr und wollt euch nicht trösten lassen; aber ein ungehorsames Kind, o lieber — nicht wahr? — ein todtes Kind. Und wir möchten uns Gott gegenüber erlauben, was wir an Kindern beklagen und bestrafen?

Aber die Verhältnisse, denkt ihr, sind ganz anderer Natur? Wie? Lasst ihr euch denn von Gott erwählen, um hernach seinen Willen mit Füssen zu treten? Wollt ihr euch der Erlösung trösten, um der Sünde zu dienen? Wollt ihr euch auf seine Liebe berufen, um seine Gnade zu missbrauchen? Wollt ihr . . . . ? Doch nein. Nur einem berauschten oder wahnsinnigen Menschen könnten solche Thorheiten, ja Frevelgedanken einfallen!

Der nüchterne Christ ist ein Kind des Gehorsams; dadurch unterscheidet er sich von den Weltkindern. Ist er Geschäftsmann, so leitet er die Geschäfte im Aufblick zu Gott. Ihm wird er einst Rechenschaft ablegen. Ist er Beamter, so erledigt er seine Acten in der Furcht Gottes. Jede Lüge, jede Verdrehung, jede Parteilichkeit ist ihm ein Gräuel. Gott richtet! Ist er Prediger, so verkündet er das Wort Gottes, nicht seinet-, sondern Gottes wegen. Dass Gottes Name verherrlicht werde, das bleibt seine einzige

Sorge. Der Vater steht als Hohepriester in seinem Hause und führt die Seinen zur himmlischen Heimat. Die Mutter pflegt und erhält in ihren Kindern das göttliche Ebenbild. Die Hausfrau verrichtet unter Gebet ihr oft langweiliges Tagwerk. Der Knecht, die Magd thut Gottes Willen von Herzen. Wo sie auch stehen und gehen, wirken und arbeiten, die nüchternen Christen bleiben Kinder des Gehorsams. Ihre Haltung gleicht der Haltung jener Kriegsknechte, von denen der Hauptmann von Capernaum rühmt: „Spreche ich zu dem Einen: Gehe, so geht er; zum Andern: Komm', so kommt er; zum Dritten: Thue das, so thut er's."

Wohl mag Einem die Arbeit oft sauer werden, aber der Gehorsam lässt sich nicht erschüttern. Das sind gewiss keine Christen, das sind Heuchler und Prahler, die heute mit lauter Stimme verkünden: „Ich gehe hin, Gottes Willen zu thun" und morgen unverrichteter Dinge zurückkehren und sich für entschuldigt halten, wenn sie jämmerlich klagen: „Ich konnte es nicht aushalten, ich wäre zu Grunde gegangen." Das sind keine Kinder des Gehorsams, die jetzt sich ihrer Treue und Stärke rühmen, und bald darnach, aus Bequemlichkeit, ihrem Gott wieder davonlaufen. Das sind keine Jünger Christi, die, ihren Worten nach, glauben Berge versetzen zu können und dann, wenn die Probe bestanden werden soll, zu schwach sind, auch nur den kleinen Finger zu rühren. Das sind klingende Schellen!

Der nüchterne Christ haltet an und haltet aus. Führt ihn Gott durch finstere Wege, er folgt in der frohen Zuversicht:

„Weg' hast du allerwegen,
An Mitteln fehlt's dir nicht,
Dein Thun ist lauter Segen,
Dein Gang ist lauter Licht."

Drücken ihn schwere Sorgen, bange Befürchtungen, er wirft sein Vertrauen nicht weg:

Er wird dein Herz entladen
Von der so schweren Last,
Die du zu keinem Schaden
Bis jetzt getragen hast."

Seufzet er unter der Last von Verleumdungen und Verdächtigungen, er blickt empor und bleibt getrost: „Gott sitzt im Regimente und führet Alles wohl." Legt ihm Gott ein noch schwereres Kreuz auf, er trägt es geduldig und spricht, seines Heilandes eingedenk:

„Ja, Vater, ja, von Herzensgrund,
Leg' auf, ich will's gern tragen,
Mein Wollen hängt an deinem Mund,
Mein Wirken ist dein Sagen."

So gehorcht der Christ. „So gehen seine Wege gewiss zum Himmel ein."

Ach wie schwer! O wir leugnen es nicht. Aber fragt doch euer Kind, das kleinste, wenn ihr wollt, ob es schwer ist, sich von Vater und Mutter tragen, führen und leiten zu lassen? Und wir sollten es zu schwer finden, uns ganz und rückhaltslos dem Herrn, unserem Gott anzuvertrauen, der seinen Engeln befohlen hat über uns, dass sie uns behüten auf allen unseren Wegen, dass sie uns auf den Händen tragen und wir unseren Fuss nicht an einen Stein stossen? O kennt ihr denn nicht die Fülle von Liebe, die in dem einen Wörtlein liegt: „Vater?"

Wisst ihr aber, wie sich dieser vertrauensvolle Gehorsam im alltäglichen, gewöhnlichen Leben zu offenbaren hat? Der Apostel sagt es uns: dadurch, dass wir den alten Adam kreuzigen, uns dieser Welt nicht mehr gleich stellen (Römer 12/2), unserem ganzen Leben eine andere Gestalt und Richtung geben, dass wir es nach einem neuen Schema bilden, den vorigen Lüsten und Neigungen, dem früheren Dichten und Trachten entsagen und unseren Sinn auf das richten, was droben ist.

Das ist die Frucht des Gehorsams, dessen Beweisung im Geist und in der Kraft. Ohne Wiedergeburt kein Gehorsam. Ohne Kreuzigung des alten Menschen keine Nachfolge Christi. Ohne Nachfolge Christi kein Glaube, keine Liebe, keine Hoffnung. Seid ihr nun Kinder des Gehorsams,

so erneuert euch im Geiste eures Gemüths und entsaget dem vorigen Dichten und Trachten!

Entsaget dem vorigen Dichten und Trachten! Das gilt vorerst den Adressaten unseres Briefes und zunächst den Christen im Pontus. Zur Zeit Constantin's hatte sich allerdings schon der grössere Theil jener Bevölkerung dem Christenthum zugewendet, aber ohne Mühe konnte die Kirche Christi auch dort nicht aufgebaut werden. Es gab Versuchungen und Verführungen genug. Einst hatten sie tapfer gekämpft gegen jede Fremdherrschaft und zur Zeit der Mithridate sogar den Römern Furcht eingejagt und Niederlagen zugezogen. Aber auf die Länge hin konnten sie sich vor solch einer Uebermacht nicht schützen. Das glorreiche ruhmvolle Reich wurde unter mehrere kleine Dynasten vertheilt und zuletzt, unter Nero, sogar zur römischen Provinz degradirt. O welch eine Demüthigung für diese tapferen Krieger! Welch ein Schmerz für die Patrioten! Wie oft mag ihr Herz geblutet und ihr Rachegefühl wild und leidenschaftlich sich geäussert haben! Auch die Christen wussten nicht immer ihrem Herzen zu gebieten, die nationalen Gefühle von jedem Hasse rein und frei zu erhalten, was um so leichter zu begreifen ist, wenn wir uns Nero's Grausamkeiten in Erinnerung rufen. Allein der nüchterne Christ bleibt auch als Patriot ein Kind des Gehorsams. Die glühendste Vaterlandsliebe ist nur dann eine Tugend, wenn sie von der Liebe Gottes durchdrungen und geläutert ist. Daran erinnert sie Petrus. Seid ihr Jünger Christi, so ersticket jedes Gefühl von Hass und Rache. Wohl dürft ihr trauern über das Schicksal, das euer Vaterland getroffen, und Gott will gerne trocknen die Thränen der Vaterlandsliebe, aber vergesset doch nicht: die Heimat der Seele ist droben im Lichte! Stellet denn Alles dem anheim, der im Regimente sitzet, haltet euch fern von Empörungen und Revolutionen, legt den alten Menschen ab und bildet euer Leben nach einem neuen, nach dem christlichen Schema!

Entsaget dem vorigen Dichten und Trachten! Das gilt ferner den Christen in Galatien! Die Versuchungen haben ihnen nicht gefehlt. Die Spuren des allgemeinen Volkscharakters konnten nicht so leicht verwischt werden, und doch musste hier mit der Vergangenheit gänzlich gebrochen werden. Die Galater waren zwar ein tapferes und freiheitliebendes Volk — Eigenschaften, die auch den Christen zieren — allein im Schatten ihrer mannigfaltigen Unarten verloren dieselben ihren ursprünglichen Glanz. Aufbrausend, stolz, reizbar, neugierig, veränderlich und unzuverlässig wegen ihrer Liebe zu Neuerungen — so werden uns die Galater geschildert. Auch waren diese tapferen Streiter die Sklaven des Aberglaubens. Bei ihnen stand die Wiege der Feen, bei ihnen blühten Wahrsagerei und Zauberkünste aller Art. Möchten wir eine Geschichte des Aberglaubens schreiben, wir müssten bei den Galatern den Ursprung so mancher Albernheiten suchen, die unser XIX. Jahrhundert noch, trotz seiner Aufklärung, mit fast peinlicher Sorgfalt pflegt. Sie achteten auf den Gesang der Vögel, auf den Lauf der Hasen, auf Ahnungen, Träume, Stellung der Gestirne u. s. w. Hoch in Ehren waren Steinelegen und magische Sprüche. Selbst Menschenleben fielen diesem Aberglauben zum Opfer. Nach grösseren Schlachten opferte man die Gefangenen, nach einer Genesung einige Sklaven oder Klienten, bei Staats- und Gemeindeopfern Verbrecher und Missethäter, die zu diesem Zwecke oft fünf Jahre lang aufbewahrt wurden. Waren solche Frevler nicht vorhanden, so kaufte man Menschen eigens zu diesem Zwecke, nährte sie auf öffentliche Kosten, um sie dann, nach einem feierlichen Umzuge, entweder an's Kreuz zu schlagen oder mit geweihten Pfeilen zu tödten. Das waren die Volkssitten. Mag sein, dass die Menschenopfer sehr bald als entsetzliche Greuelthaten und barbarische Verbrechen von den Christen verurtheilt wurden, aber es ist ihnen sicherlich viel schwieriger geworden, dem alten Aberglauben ganz und unbedingt zu entsagen. Denken wir doch an die Christen unserer

Zeit. Wie viel Aberglaube herrscht noch unter ihnen! Wie ängstlich zählt man seine Gäste — nur nicht dreizehn! Wie sorgfältig sucht man es zu vermeiden, an einem Freitag z. B. eine Reise zu unternehmen! Mit welch lächerlichem Ernste werden die Daumen gehalten! Wie viele Amuletten werden im Versteckten getragen! So grassirt der Aberglaube unter uns, trotz Aufklärung, Wissenschaft und christlicher Erfahrung. Wie arg muss es bei den Christen aus Galatien ausgesehen haben! Allein der Aberglaube — selbst der allerfeinste — verträgt sich mit dem christlichen Glauben ebensowenig, als die Menschenopfer. Darum mahnt sie Petrus: „Leget ab den alten Menschen und bildet euer Leben nach einem neuen, nach dem christlichen Schema."

Entsaget dem vorigen Dichten und Trachten! Das gilt drittens den Christen aus Cappadocien. Es blickt zwar auch die heutige Kirche noch mit Stolz auf die drei grossen Cappadocier — Gregor, Bischof von Nazianz, Basilius, Bischof von Cäsarea, und dessen Bruder Gregor, Bischof von Nyssa — aber auch dort fanden die Evangelisten zuerst einen harten, steinigten Boden. War doch das Volk, wenn auch tapfer und muthig, seinem innersten Charakter nach treulos, leichtsinnig und indolent. Dieser Leichtsinn ging selbst so weit, dass sie nicht einmal den Werth der Freiheit zu schätzen wussten, als die Römer sie ihnen anboten. Dass ihnen bei solch einem Leichtsinn die Freiheit der Kinder Gottes nicht immer als der Güter höchstes erschien, lässt sich leicht denken, umsomehr, als ihr Religionssystem eines der geläutertsten jener Zeit gewesen ist. Ihre frühere Religionslehre war nämlich ein Gemisch von griechischen Mythen und der Lehre von Zoroaster. Zoroaster's Lehre aber zeichnete sich vor allen anderen heidnischen Lehren und Sagen dadurch aus, dass sie den bestimmten Begriff der Schöpfung hat: die Welt ist aus Ormuzd's Macht hervorgegangen nicht durch Emanation, sondern durch das schöpferische Wort Honover, in welchem Gedanke und

That zusammenfallen. Damit konnte die griechische Lehre vom Zeus leicht in Einklang gebracht werden. War doch Zeus der oberste Lenker der Geschicke, und als solcher der Wächter des Gesetzes, der Schützer des Eides. Die Cappadocier waren also gewissermassen die Theisten von Kleinasien, die aufgeklärtesten unter ihren Nachbarvölkern. Mit welchem Stolz mögen sie oft von ihren früheren Lehren gesprochen, dieselben, mit nicht geringer Ueberschätzung, den christlichen Wahrheiten gegenübergestellt haben. Und trat dann das Evangelium an sie heran mit seinen strengen sittlichen Forderungen, da hat vielleicht manch Einer die Bemerkung fallen lassen: „Wozu diese Anstrengungen? Wir hatten es früher bequemer und an Aufklärung fehlte es uns nicht." Dagegen tritt nun der Apostel auf und mahnt: „Leget den alten Menschen ab und bildet euer Leben nach dem neuen, nach dem christlichen Schema."

Entsaget dem vorigen Dichten und Trachten, so mahnt er weiter die Christen von Asien. Dieselben — meistens Phrygier — waren weichlicher Natur. Von den vielen phrygischen Sagen weist keine einzige auf eine ehemalige kriegerisch kraftvolle, heroische Zeit des Volkes hin. So erklärt sich auch der mystisch-phantastische Zug in ihrem Wesen. Ihre Sagen klingen fast durchwegs märchenhaft. Einen besonderen Cultus widmeten sie der Cybele oder Rhea, der „grossen Mutter der Götter", welche Frieden und Glücksgüter mit sich bringt und Unglück an die Enden der Erde entfernt. Sie will ihren Liebling Atys wieder in's Leben zurückgerufen oder dessen Leichnam wenigstens vor Verwesung geschützt haben. Dieser mystisch-phantastische Charakter hat sich gewiss auch in's Christenthum einschleichen wollen. Vielleicht haben sie Anhaltspunkte zwischen dem alten und neuen Glauben gesucht, die das Christenthum zu entstellen drohten! Vielleicht haben sie auch den Schwachen zu lieb den neuen Wein oft in alte Schläuche zu fassen versucht! Vielleicht auch fanden sie ihre Freude daran, sich den Himmel mit ihrer mystischen

Phantasie recht sichtbar auszumalen! Für sie vielleicht betont es Petrus so nachdrücklich, dass die ewige Freude eine „unaussprechliche" ist. Wie dem auch sei, er warnt sie auch vor Schwärmerei und bittet: „Leget ab den alten Menschen und bildet euer Leben nach einem neuen, nach dem christlichen Schema."

Entsaget dem vorigen Dichten und Trachten, so mahnt er zuletzt die Christen aus Bithynien. Bithynien, ein reiches Land, war besonders durch gute Viehweide und fruchtbare Aecker, grossen Handel und Kunstfleiss ausgezeichnet. Auch war es mit Waldgebirgen reichlich bedeckt, so dass es treffliches Schiffbauholz liefern konnte. Die Bithynier — unter ihnen wohl auch einige Christen — waren somit im regen Verkehre mit andern Völkern. Wie oft mögen in Folge dessen die Schwächeren versucht worden sein, den Handel auch heidnisch zu betreiben! Wie Manchem mag der Reichthum oder der Kunstsinn zur Versuchung geworden sein! Die heute noch so sehr beliebte Phrase: „Kunst ist meine Religion" ist gewiss auch damals schon bekannt und verbreitet gewesen. Der Leichtsinn: „Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir todt", hat auch dort seine Verheerungen angerichtet. Die beliebte Ausrede so mancher Gleichgiltigen: „Handel, Geschäft vor Allem" war auch ihnen geläufig. Und wir würden uns nicht wundern, wenn der Geschäftsmantel auch damals schon unter seinen weiten Falten manche unlautere oder ungerechte Handlungsweise verbergen musste. Petrus warnt auf's strengste vor solchen Verirrungen und bittet: „Leget den alten Menschen ab und bildet euer Leben nach einem neuen, nach dem christlichen Schema!"

Ihr habt — sagt er zu Allen insgesammt nach Luther — nun genug genarret, darum stehet nun davon ab, weil ihr wissend seid worden und einen rechten Verstand habt überkommen.

Entsaget dem vorigen Dichten und Trachten! Dieses Wort gilt aber auch uns! Welches auch eure früheren

Neigungen gewesen sein mögen — ob ihr euch durch euren Nationalstolz oder durch euren Aberglauben, oder durch euren Aufklärungsdünkel, oder durch eure Schwärmereien, oder durch euren Geschäftstrieb habt verblenden und irre führen lassen — leget den alten Menschen ab!

Oder wäre dies bereits geschehen? Ja, sagen die Einen. Wir waren früher Kinder und Jünglinge, jetzt sind wir Männer und handeln als Männer. Wir waren früher arm, jetzt sind wir reich und wissen den Reichthum auch zum Nutzen und Frommen der Bedrängten zu verwerthen. Wir waren früher unbekannt, nun sind wir mit Ehren geschmückt und achten auf unsere Ehre. Ist das die ganze Aenderung? Dann habt ihr wenig gewonnen. Die Erneuerung, die der Apostel verlangt, muss aus uns selbst hervorgehen, muss sich im Geiste unseres Gemüthes vollziehen. Die Aenderung aber, die ihr erwähnt, ist die Folge von Verhältnissen, worüber ihr keine Macht besitzt.

So haben doch wir uns geändert — bemerken die Uebrigen. Wir sind nämlich recht kirchlich geworden. Wir besuchen die Gottesdienste, betheiligen uns an kirchlichen Vereinen und Arbeiten, was uns früher nicht einmal im Traume eingefallen wäre. Sehr schön! Aber warum thut ihr das? Nicht aus Selbstsucht oder Ehrgeiz? Wie thut ihr es? Ohne Hochmuth und Selbstgerechtigkeit? Täuschet euch nicht. Der Kirchenrock kann die Flecken der Herzen wohl bedecken, aber sie verbergen oder sie abwischen, das vermag er nicht.

Wollt ihr wissen, welch eine Erneuerung sich im Geiste eures Gemüthes vollziehen soll, so lasst euch hierüber von einem bewährten Christen, von dem Märtyrer Justinus, belehren. Indem er uns ein Bild von den Christen der apostolischen Zeit entwirft, hält er uns zugleich die Gestalt vor, welche Kinder des Gehorsams anzunehmen haben. „Wir — so schildert er uns die damaligen Christen — die wir einst in Unzucht lebten, befleissigen uns der Keuschheit, die wir uns mit Zauberkünsten abgaben, haben uns

dem Guten, dem unerschaffenen Gotte geweiht, die wir Geld und Besitz über Alles liebten, geben jetzt, was wir besitzen, willig hin zum allgemeinen Besten und theilen jedem Dürftigen mit; die wir uns gegenseitig mordeten und befehdeten und mit denen, die zu unserm Volke gehörten, keine Gemeinschaft hatten, wir sind jetzt, nachdem Christus erschienen, ihre Tischgenossen geworden und beten für unsere Feinde. Die, welche uns mit Hass verfolgen, suchen wir gütig zu besänftigen und haben die gute Hoffnüng, dass auch sie derselben Güter theilhaftig werden, deren wir uns freuen." Das ist die Gestalt, welche Kinder des Gehorsams sich aneignen sollen. Habt ihr euch in diesem Bilde erkannt? Habt ihr diesen Erneuerungsprocess schon durchgemacht? Seid ihr neue Creaturen geworden?

Eine radicale Aenderung — denkt ihr. Allerdings. Aber die Nothwendigkeit derselben kannten wir nicht. Wirklich? Könnt ihr euch allen Ernstes auf eure Unwissenheit berufen, um euren Stillstand zu entschuldigen? Eine faule Entschuldigung.

Seht doch: die Unwissenheit entschuldigt bei jenen Christen nur die früheren, keineswegs die nach der Annahme des Evangeliums begangenen Sünden. „Früher," sagt Luther, „war kein Glaube, keine Erkenntniss Christi und wo das nicht ist, da bleibt Irrthum und Blindheit, dass man nicht weiss, was Recht oder Unrecht ist", nun aber ist's anders: „sie sind ja wissend worden und haben den rechten Verstand überkommen."

Auch mag die Unwissenheit die armen Heiden entschuldigen, welche heute noch mit den früheren Indern beten müssen:

„Lass' mich nicht, o Varuna, eingehen in das Haus von Thon. Erbarme, Allmächtiger, erbarme dich. — Wenn ich umherwandle, zitternd wie eine Wolke, erbarme, Allmächtiger, erbarme dich.

Mangel an Kraft war es, du starker und glänzender Gott, dass ich irre gegangen bin. Erbarme, Allmächtiger, erbarme dich!

Durst überkam deinen Verehrer, ob er gleich in der Wasser Mitte stand. Erbarme, Allmächtiger, erbarme dich!

Wenn immer wir Menschen, o Varuna, ein Leid zufügen mögen dir, dem himmlischen Herrscher, wenn immer wir dein Gesetz brachen aus Unverstand, suche uns dann nicht heim um dieser Sünde willen."

Diesen armen Heiden möge ihre Unwissenheit als Entschuldigung dienen.

Aber ihr? Seid ihr denn jemals unwissend gewesen? Habt ihr Gottes Gebote nicht von Kindheit auf gelernt? Habt ihr keinen Unterricht genossen? Habt ihr keine christliche Erziehung erhalten? Seid ihr nicht confirmirt worden? Und habt ihr nicht seit jener Zeit tausend- und tausendmal die Gelegenheit gehabt, sein Wort zu hören, zu lesen, zu betrachten? O nein, ihr waret niemals unwissend. Aber doch schwach. Ja, sehr schwach. Allein auch das ist euch schon oft genug gesagt, gelehrt und gepredigt worden: Er, der Allmächtige, will euch zum Wollen das Vollbringen schenken, er will euch mit seiner Kraft aushelfen. Hier gilt darum keine Entschuldigung.

So leget, leget denn ab den alten Menschen, entsaget dem vorigen Dichten und Trachten und bildet euer Leben nach einem neuen, nach dem christlichen Schema. So ihr es unterliesset, müsste Gottes Strafe euch treffen, denn der Knecht, der seines Herrn Willen weiss und hat sich nicht bereitet, auch nicht nach seinem Willen gethan, der wird viele Streiche leiden müssen. Luc. 12/47.

Wohlan! Machet euch auf und beweiset euren Gehorsam durch die Erneuerung im Geiste eures Gemüthes! Gott wird helfen. Mit seiner Hilfe muss es gelingen.

Dir trau' ich! Lehre mich, wie gut,
Wie heilig deine Rechte sind.
Lass' mich sie thun mit frohem Muth',
Du bist mein Vater, ich dein Kind.

VIII. Die Heiligung, eine Frucht des Gehorsams.

I. Petri 1/15.

Sind wir Kinder des Gehorsams, so haben wir den alten Menschen abzulegen, dem vorigen Dichten und Trachten zu entsagen und unser Leben nach einem neuen Schema zu bilden. Das war das Ergebniss unserer letzten Betrachtung. Die Erneuerung im Geiste unseres Gemüthes, das ist die Frucht des Gehorsams, dessen Beweisung in der That und in der Wahrheit.

Nun aber frägt es sich: Nach welchem Schema haben wir uns zu bilden? Welche Gestalt sollen wir gewinnen? Darauf antworten unsere heutigen Textesworte: „Seid heilig in allem euren Wandel."

Im alten Bunde trugen die Hohenpriester an ihrer Stirne das goldene Blatt der heiligen Krone, und darauf waren die Worte eingegraben: „Die Heiligkeit des Herrn". Im neuen Bunde bilden alle Christen, ohne Ausnahme des Standes oder Berufes, das auserwählte Volk, das königliche Priesterthum: sie sind daher Alle berechtigt, ja verpflichtet, das goldene Blatt der heiligen Krone zu tragen, mit der Inschrift: „Die Heiligkeit des Herrn."

Sind wir Kinder des Gehorsams, so sollen wir — lehrt der Apostel Petrus — heilig sein in allem unserem Wandel, heilig nach Geist, Seele und Leib, heilig in unserem ganzen Verhalten zu Gott, zu den Menschen, zur Welt.

Heilig vor Gott! Das Innere, die Lebensquelle, das Herz selbst muss von jeder Sünde rein gehalten werden.

Gott sieht das Herz an. Was im Tempel zu Jerusalem das Allerheiligste gewesen, das muss das verborgene Heiligthum unseres Herzens werden: eine Wohnung Gottes. All' unser Denken, Dichten und Trachten wird vom heiligen Geiste getragen, durchdrungen, geheiligt. Das Unreine wird verbannt, ein neues Lebensprincip eingepflanzt und unsere Gedanken, Gefühle, Gesinnungen schliessen sich in dem einen Sinn und Streben zusammen, Gott zu dienen, seinen Namen zu verherrlichen, seinen Willen darzustellen. Früher war die öffentliche Meinung, der persönliche Vortheil, die Furcht vor dem Vorgesetzten u. s. w. . . . die Richtschnur deines Lebens, heute ist es Gottes Wort und Wahrheit. Früher hatte dich der Zeitgeist beherrscht, heute beseelt und belebt dich der Geist aus der Höhe. Früher war dein liebes Ich der Massstab, nach welchem du glaubtest Alles bemessen zu können, heute ist die göttliche Offenbarung ein Licht auf deinen Wegen, deines Fusses Leuchte. Früher warst du ein Gast und Fremdling der himmlischen Heimat gegenüber, heute ist dir das vergängliche Wesen fremd und du bist ein Bürger geworden des ewigen Himmelreiches. Früher hat dich das Wort Gottes oder das Beispiel eines Gerechten nur hie und da angeregt, nun aber wirkt der heilige Geist unablässig in dir fort, um in deinem Herzen die Saat des ewigen Lebens auszustreuen, und du darfst dankbar bekennen: „Ob ich schon aus Schwachheit fehle, herrscht doch in mir die Sünde nicht." Früher hast du das höchste Gut bald in der Ruhe des Gemüthes, bald in der Selbstgenügsamkeit oder in der Uebereinstimmung der Vernunft mit sich selbst gesucht, nun aber hast du es gefunden in der Gottähnlichkeit, in der Gemeinschaft mit Gott, in der Theilnahme an der göttlichen Heiligkeit und Seligkeit. Dein Herz ist Gottes Tempel geworden. Alle Saiten deines Innern tönen ihm zu Ehren, alle Wellenschläge der Seele wallen ihm entgegen. Wie aus einem klaren Quell das Wasser hervorströmt, jede Welle eine andere als die vorhergehende, aber jede derselben Reinheit und derselben Labung voll,

so fliesst aus der Tiefe unseres Herzens ein unversiegbarer Strom heiliger Gedanken hervor, die, ungeachtet ihrer Mannigfaltigkeit, alle insgesammt Träger derselben Heiligkeit sind. Das Ziel unseres Lebens ist Gott, sein Geist und sein Wille geworden. Die Inschrift, die dort bei den Hohenpriestern an ihrer Stirne auf dem goldenen Blatte der heiligen Krone prangt, ist nun mit unauslöschlichen Buchstaben tief in unser Herz eingegraben: „Die Heiligkeit des Herrn".

Eine ganz aussergewöhnliche, übernatürliche Erneuerung, nicht wahr? Im Vergleiche zu unserem früheren Zustande allerdings; aber dennoch ist dieselbe der ursprünglichen Natur des Menschen durchaus entsprechend. Wie Gott einst dem ersten Menschen seinen Odem eingeblasen, ihn für seine Gemeinschaft vorzubereiten, so weht ihn der gleiche Geist wieder mit seinem Hauch an, um die Gemeinschaft Gottes mit dem Menschen zu vollziehen. Die Natur des Menschen, welche durch die Sünde gegen Gott zerstört war, wird dem Geiste Gottes auf's neue erschlossen. Der übernatürliche Mensch ist der wahre Mensch. Er hat seinen Gott, in ihm sein Ziel wieder gefunden und Kraft dieser Wiedergeburt darf er nun sein ganzes Streben in dem einen Spruche zusammenfassen:

> Das ist mein Dank, das ist sein Wille:
> Ich soll vollkommen sein, wie er.
> Je mehr ich dies Gebot erfülle,
> Stell' ich sein Bildniss in mir her.

Er ist heilig vor Gott.

Diese Heiligkeit aber wird sich von nun an in seinem ganzen Wandel ausprägen. Wie vor Gott, so wird er jetzt auch vor den Menschen das goldene Blatt der heiligen Krone tragen, mit der Inschrift: „Die Heiligkeit des Herrn". Die Heiligkeit! Verwechseln wir sie ja nicht mit Verzückungen oder Verzerrungen, Augenverdrehen und affectirten Redensarten. Die Heiligenbilder, welche die römische Kirche zu malen verstanden, nähern sich unserem Ideale noch lange

nicht. Zwar scheint die Heiligkeit der nüchternen Kinder des Gehorsams beim ersten Anblick um ein Bedeutendes geringer zu sein: schaut ihr aber auf den Grund, so erkennt ihr darin den tiefen Ernst, den göttlichen Kern, welcher diese vor jener auszeichnet. Hier ist Wiedergeburt, dort Missgeburt, hier verklärte Natur, dort unnatürliche Verklärung. Des Christen Heiligkeit ist eine himmlische Pflanze, deren Wurzeln in Gott selbst, in den Tiefen des Herzens eingelegt wurden. Scheinheiligkeit aber ist nichts Anderes als eine künstliche Treibhauspflanze, die verwelkt und verdorrt, sobald sie die Gnadensonne bescheint. Die erstere ist göttlich, weil menschlich, die letztere ist ungöttlich, weil widernatürlich.

Solche Frömmelei hat mit der christlichen Heiligkeit nichts gemein. Die echte Frömmigkeit haftet nicht an der Oberfläche, sie geht in die Höhe und in die Tiefe. Ein stiller, häuslicher Wandel, aufrichtige Redlichkeit im täglichen Verkehr, innige Gottesliebe, lebendiger Glaube an Christus, herzliches Mitleid für die Armen, Sparpfennige für das Reich Gottes, an guten Tagen Nüchternheit, an bösen Geduld und Zufriedenheit, an guten und bösen kräftige Uebungen im Weiterkommen, um das vorgesteckte Ziel zu erreichen, das ist des echten Christen Heiligkeit, und als solche wird sie sich fortan bald in der einen, bald in der anderen Form entfalten, je nach den Verhältnissen, in denen wir uns befinden, je nach den sittlichen Aufgaben, die unserer harren!

Wir stehen inmitten von Parteien und widerstreitenden Meinungen: weder die Einen noch die Andern werden uns in ihr Parteigetriebe hineinziehen. Wir halten uns zu unserem Herrn und Gott allein: — es gestaltet sich die Heiligkeit zur Wahrheitsliebe, Geradheit, Aufrichtigkeit, Selbständigkeit. Die Gegenwart ist drückend, dunkel die Zukunft: wir werfen unsere Sorgen auf ihn: „der Herr ist unser Hirte, uns wird nichts mangeln" — es gestaltet sich die Heiligkeit zum lebendigen Gottvertrauen. Wir seufzen unter der Last

von schweren Anfechtungen; uns wird bange, aber wir verzagen nicht: unsere Seele ist stille zu Gott, der uns hilft — die Heiligkeit gestaltet sich zur frohen Zuversicht. Wir stehen allein hienieden, von allen Menschen verlassen, von Freunden verrathen, von Feinden verfolgt: wir heben unsere Augen auf zu den Bergen, von welchen uns Hilfe kommt, unsere Hilfe kommt von dem Herrn — und es gestaltet sich die Heiligkeit zur stillen Ergebenheit. Eine wichtige Entscheidung steht uns bevor: Lüge oder Wahrheit, Vortheil durch die Lüge oder Schaden durch die Wahrheit. Wir besinnen uns nicht lange: der Herr ist unser Licht und unser Hort, vor wem sollten wir uns fürchten? — es gestaltet sich die Heiligkeit zur männlichen Charakterfestigkeit. Die Versuchungen drängen sich an uns heran, immer heftiger, immer drohender. Wollen wir einlenken und Gott verleugnen? Wir halten aus — die Heiligkeit gestaltet sich zur Treue. Das ist, um nur wenige Beispiele anzuführen, die echt christliche Heiligkeit der Kinder des Gehorsams.

So waren die Apostel heilig. In den verschiedensten Stellungen ihres Lebens, was sie auch zu thun oder zu leiden hatten, immer blieben sie treu ihrer Losung: „Wir sind Christi". So war jener Polykarpus heilig, der dem schnaubenden Proconsul auf seine Drohung hin: „Ich will dich den wilden Thieren vorwerfen lassen, dass du dich bekehrest" — ruhig und demüthig antwortet: „Lass' sie herkommen, eine Bekehrung vom Bessern zum Schlimmern findet bei uns nicht statt, schön ist's hingegen, wenn man sich von der Ungerechtigkeit zur Gerechtigkeit bekehrt." Heilig jener Wiener Bürger Caspar Tauber, der im Jahre 1523 in Wien selbst, auf dem „Gries", seines evangelischen Bekenntnisses wegen, enthauptet und verbrannt wird und angesichts des Todes seinem Heiland Lob und Dank opfert: „O Herr Jesu, ich sage dir Dank, dass du mich Unwürdigen erwählet und würdig erachtet hast, um deines göttlichen Wortes willen zu sterben." Heilig Paul Gerhard, der um seines festen Glaubens willen von seinem Fürsten

aus Amt und Brod gesetzt wird, dann in den Garten geht und dort zu dem aufschaut, der über den Wolken thront und die Vöglein besorgt. Heilig Jacob Moser, der — eine Säule der Gerechtigkeit — im Gefängnisse schmachtet und die Versuchungen von Kälte und Einsamkeit, Krankheit und Elend mit den einfachen, aber inhaltsreichen Worten überwindet: „Nur treu, nur treu!" Heilig ein Vinzens von Paula, ein A. H. Franke, ein Oberlin, ein Georg Müller und so viele Andere, die in der Kraft ihres Glaubens Berge versetzen. Heilig die vielen Glaubensboten, die Vaterland und Familie verlassen, Entbehrungen, Mühseligkeiten und Gefahren aller Art geduldig ertragen, um den armen Heiden die Botschaft des Heils zu verkünden. Heilig jener Missionär unseres Jahrhunderts, Schlatter genannt, der bei den Nogaïstataren jahrelang freiwillig als Knecht sich verdingt und die niedrigsten Dienste verrichtet, um durch Geduld, Treue und Sanftmuth eine Familie für die christliche Religion zu gewinnen. Heilig alle Menschen, welche bei grossen oder kleinen, verborgenen oder öffentlichen Thaten nach dem einen Grundsatze handeln: „Was wir auch thun, es geschieht Alles zu Gottes Ehre!"

Sobald aber dieser Grundsatz unser Leitstern geworden ist, werden auch die Lebensverhältnisse, in welche Gott uns versetzt, durch welche unser Wandel uns führt, von dem klaren Lichte aus der Höhe beleuchtet.

Stehen wir im Dienste der Wissenschaft, wir sind heilig dem Herrn. Auch hier lässt sich diesem Ideale nachjagen. Es gibt zweierlei Wissenschaft. Die eine sucht ihren Ausgangspunkt in der Welt, in der Vielheit der Dinge oder in irgend einem Dinge aus dieser Vielheit und bemüht sich von diesem Punkte aus, der in der Peripherie gelegen ist, zu dem inneren Wesen, womöglich zum Mittelpunkte der Dinge zu gelangen. Die andere geht aus von Gott, hat ihren Sitz im Mittelpunkte selbst und zieht von da aus ihre Linien beständig nach der Peripherie, die sich immer mehr ausdehnt. Die letztere ist die christliche

Wissenschaft. Sie stellt alles menschliche Wissen in's Licht der göttlichen Wahrheit und sucht auf allen Gebieten den Namen Dess zu verherrlichen, der von sich sagen kann: „Ich bin der ich bin." Selig die Jünger der Wissenschaft, die diesem Ziele nachjagen! Auf ihrer Stirne glänzt die Inschrift: „Die Heiligkeit des Herrn."

Stehen wir im Dienste des Staates, wir sind heilig dem Herrn! Auch Staatsmänner können ihre Stirn schmücken mit der Inschrift: „Die Heiligkeit des Herrn!" Es wird ihnen gelingen, wenn sie weder eigene Ehre, noch persönlichen Vortheil suchen, noch viel weniger nach falscher Popularität haschen, sondern dem einen Ziele nachjagen, das da ist: treue, rechtschaffene Pflichterfüllung im Aufblick zu Gott. Dass sie im Kreise ihrer Rechte und Pflichten, nach Massgabe ihrer Kräfte, dem Gesammtwohl dienen und zum Aufbau eines lebendigen, reich gegliederten, mit allen Gütern des Geistes und der Liebe gesegneten Volksthums das ihrige beitragen, das ist der Christen einziger Ehrgeiz. Auch politische Charaktere brauchen nicht aufzuhören, christliche Charaktere zu sein. Ein Engländer, der berühmte Staatsman Peel, wurde einst von einem hervorragenden, unangemeldet eintretenden Parlamentsmitgliede in seinem Studirzimmer überrascht, als er auf den Knien lag: „Sie werden sich vielleicht wundern, mich im Gebete zu überraschen," sagte der gefeierte Premierminister, „aber bedenken Sie, dass meine Schultern zu schwach sind für das Gewicht, mit dem das Volk sie belastet hat; ich kann es nur tragen, wenn ich mir Kraft hole aus der Quelle, die allein die wahre Kraft gibt." So dringt das Christenthum als Sauerteig in das politische Leben ein. So verbindet man Heiligkeit und Vaterlandsliebe.

Stehen wir im Dienste der Kirche, wir sind heilig dem Herrn. Hier sollte es selbstverständlich sein und doch! ... Auf der diesjährigen Versammlung der Evangelischen Allianz zu Basel hat sogar einer der geistvollsten Redner (de Pressensé), die dort zum Worte gekommen sind, die Christen

ernstlich gebeten, sich vor jeder Unlauterkeit im Dienste des Herrn sorgfältigst zu hüten. Wie demüthigend dies Geständniss sei, wir müssen es unumwunden bekennen: das war ein rechtes Wort, am rechten Platz vom rechten Mann gesprochen. Allgemein wird das jesuitische Princip verurtheilt: „Der Zweck heiligt die Mittel"; in wie vielen Kreisen aber — auch der evangelischen Kirche — huldigt man dem fast noch schlimmeren Principe: „Der Zweck heiligt die Mittelchen." Welch' eine Schmach für den Namen Christi! Wie wenn die reine Lehre nicht reine Moral verlangte und voraussetzte! O dass wir uns doch aller fleischlichen Waffen entledigen möchten! O dass doch Coterien, Agitationen, Intriguen, böse und arglistige Schliche ein- für allemal aus der Kirche verbannt würden! Es wird ja doch nichts dadurch gewonnen. Die Sache selbst leidet darunter, wenn sie von rohen, brutalen und unreinen Händen berührt wird und die sich in ihrer Kurzsichtigkeit und Selbstsucht verleiten lassen, solche Waffen zu führen, solche Mittelchen zu gebrauchen, werden einst, wenn sie der Engel Lobgesang hören werden: Heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaoth — vor dem Zorn dessen erschrecken, der sich nicht spotten lässt. Weg denn mit allen diesen sündlichen Werken und Gesinnungen! Heilig dem Herrn!

Wo wir auch seien, was wir auch thun, wozu uns Gott berufen möge, immer und überall leuchten durch unsern ganzen Wandel hindurch die glänzenden Strahlen seiner Inschrift: „Die Heiligkeit des Herrn!"

Heilig vor Gott, heilig vor den Menschen, auch heilig bleiben wir selbst in unserem Verhalten zur Welt! Heilig, nicht düster, nicht finster, nicht weltflüchtig, nicht menschenscheu, — heilig. Wie könnte denn ein düsterer Geist von dem ausgehen, aus dessen Angesicht eine ungetrübte Heiterkeit hervorleuchtet, von Christus, der Gastmähler und Hochzeiten besuchte, von Christus, von welchem eine alte Legende erzählt, dass seine Jünger, wenn sie zu Jesus gingen, sich einander zuriefen: „Lasst uns zur Freundlichkeit gehen"?

Wie von den Aposteln, die fröhlich zu sein mit den Fröhlichen lehren und die Freuden der Dichtkunst anempfehlen? Ist denn die Freude in dem Herrn nicht ein Grundzug der christlichen Gemüthsstimmung? Ist denn diese Freude nicht zum Theil eine Frucht der Heiligkeit im Herrn?

Mag auch das Mönchsthum oder der schroffe Pietismus mit seinem Tadel Alles überschütten, was das Leben verschönert, solche Ueberspannungen haben mit der Lebensansicht des Evangeliums nichts zu schaffen. Der Christ bleibt in der Welt und geniesst die Welt als Christ.

Als Christ nimmt er Theil am geselligen Leben. Selbstverständlich hält er sich von allen Gesellschaften fern, in welchen ein flacher, inhaltsleerer, langweiliger Ton vorherrscht, „auf das Eitle vertraut und nichts Tüchtiges geredet wird". (Jes. 59/4), wo aber geistige Anregung, interessante Unterhaltung, ernstes Gespräch, frische Erholung, christliche Gesinnung zu finden ist, da lässt er sich gern nieder, wenn er überhaupt ein Talent zur Geselligkeit hat. Auch wird er die Formen, Gebräuche und Sitten der Gesellschaft gern beachten, jedoch nur insofern als sein Charakter als Christ dadurch nicht beeinträchtigt wird. Inmitten aller Conventionen und Regeln weiss er sich als Christ frei zu bewegen. Die Etiquette verleitet ihn nicht zur Heuchelei. Die Höflichkeit artet nicht in Schmeicheleien, Lobhudeleien oder fade Complimente aus. Er adelt den sogenannten „guten Ton" durch seine christliche Persönlichkeit. Inmitten der buntesten Gesellschaft bleibt er der Hohepriester mit der Inschrift: „die Heiligkeit des Herrn", aber wo man ihm dieses goldene Blatt von der Stirne herunter reissen möchte, von dort zieht er sich sofort zurück. Wo die Spötter sitzen, ist für einen Jünger Christi des Bleibens nicht mehr.

Als Christ geniesst er die Natur! Die herrliche Schöpfung liebt er als Werk des Allmächtigen. Er erfreut sich an den grossartigen Zügen, die Gott seinem Werke aufgedrückt, an den schönen Liebesgedanken, die ihm derselbe ver-

kündet. Wie auf dem Angesichte der Menschen die unsichtbare Seele sich einen sichtbaren Ausdruck gibt, so verräth ihm die Natur gleichsam das Angesicht Gottes, des verborgenen Schöpfers, der dahinter wohnt. Ja sie wird ihm sogar zur Weissagung auf die einstige Heimat der Seele. Die Bilder der Schöpfung stellen sich vor ihm auf wie eine Leiter, auf deren Sprossen er sich zum ewigen Gottesreiche erhebt. Ach, denk' ich, — wer bewundert nicht dieses schlichte, schöne, wahre Lied P. Gerhart's: —

Ach denk' ich, bist du hier so schön,
Und lässest uns so lieblich gehn
Auf dieser armen Erden!
Was will doch wohl nach dieser Welt
Dort in dem neuen Himmelszelt
Und güldnem Schlosse werden?

So wird für den Christen auch die Naturfreude eine Geistesfreude. Es leuchtet hindurch die Heiligkeit des Herrn!

Als Christ wartet er endlich des Leibes! Auch hier ist Raum für die Heiligkeit, wie sehr man es in Abrede stellen möge. „Den Zwiespalt zwischen Geist und Sinnlichkeit — behauptet man (Strauss: Leben Schubert's) — kann das Christenthum nicht heilen, weil es ihn nicht bei der Wurzel angreift. Eigentlich möchte es die Sinnlichkeit ausrotten; da er dies nicht kann, so drückt es ein Auge zu und lässt sie unter der Hand gewähren, sofern sie nur unter gewissen Schranken bleibt. Aber das ist auch Alles; vom Anerkennen und positiv bildenden Eingehen auf dieselbe ist nicht die Rede. Der Christ ist im besten Falle nur ein auf einem gezähmten Thier reitender Engel, kein Mensch aus einem Guss .... Die natürliche Grundlage des menschlichen Wesens nicht zu unterdrücken, sondern aus sich selbst heraus zu humanisiren, das haben nur die Griechen verstanden." Welch' ein Irrthum! Ist denn vergeistigen nicht mehr als humanisiren? Der Christ vergeistigt den Leib. Ist die Vergeistigung des Leibes etwa eine Ausrottung der Sinnlichkeit? Nein, es ist die Regelung derselben. Wird

der Zwiespalt zwischen Geist und Sinnlichkeit nicht gerade dann erst ausgeglichen, wenn man das Verhältniss zwischen Geist und Leib in seine ursprüngliche, natürliche Stellung wieder zurückversetzt? Das Alles gelingt dem Christenthum allein. Die natürliche Grundlage der Menschen wird weder unterdrückt noch verstümmelt; ihr Vorhandensein ist von Gott gewollt, nach Gottes Willen bilden wir sie um; sie wird vergeistigt, geheiligt. Zwar kann der Berg der Verklärung erst droben im Jenseits erklommen werden, aber jeder Schritt, den wir hier auf Erden zurücklegen, muss uns diesem Endziele näher bringen. Der Christ stellt den Leib unter das Gesetz des Geistes; er beherrscht dessen Triebe und Empfindungen zum Zwecke des ihm befohlenen inneren und äusseren Berufes. Der Leib wird geistlich bestimmt. Der Zug nach Unten, die Schwere der Materie wird überwunden. Die Gegensätze bleiben zwar immer bestehen, aber sie beengen, sie stören das Leben nicht mehr. Des Leibes Bethätigungen werden vom Geiste durchdrungen und geregelt. Das Sinnliche wird zugleich ein Sittliches. Der Leib wird Wohnung und Tempel Gottes.

Bis jetzt hat sich sein Mund nur zum Essen und Trinken geöffnet, seine Zunge nur zum Aussprechen von irdischen Dingen sich bewegt; nun aber verkündet er die Ehre Gottes, seine Lippen überfliessen von Dank und laut erschallt das Loblied:

> O dass ich tausend Zungen hätte
> Und einen tausendfachen Mund!
> Ich stimmte damit um die Wette
> Aus allertiefstem Herzensgrund
> Ein Loblied nach dem andern an,
> Von dem, was Gott an mir gethan.

Bis jetzt haben seine Hände nur Werkzeuge gehalten, Geld gezählt, Schätze gesammelt, nun öffnen sie sich zum Wohlthun und falten sie sich zum aufrichtigen Gebete. Bis jetzt haben seine Füsse nur den breiten kothigen Weg betreten, nun aber, da sie Christus rein gewaschen, tragen sie ihn

in das Haus unseres Gottes, in die Hütten der Armen, der Witwen und Waisen. Bis jetzt ruhten seine Augen mit Wohlgefallen nur auf vergänglichen Dingen der sichtbaren Welt, nun aber sind sie erleuchtet nnd können nicht genug bewundern die Herrlichkeit unseres Herrn. Bis jetzt ergötzten sich seine Ohren nur an den leichten und lustigen Tönen der Welt; nun aber erbauen sie sich an dem kräftigen Gesang eines kernigen Chorals und lauschen mit Freudigkeit einer christlichen Predigt.

So folgen die Glieder dem heiligen Geiste! Und sie fügen sich willig, freuen sich, im Dienste ihres Herrn zu wirken und dem sich zu ergeben, der auch sie zur Verklärung berufen. Der Leib wird das Organ des Geistes. Die Glieder „als Waffen der Gerechtigkeit" halten treue Wache um ihn. Das letzte Ziel der göttlichen Wege ist auch hier schliesslich erreicht: Geist, Vergeistigung, Heiligkeit. Der Christ ist ein Mensch aus einem Guss.

Welch' eine erhabene, herrliche Stellung nimmt doch das Kind des Gehorsams inmitten der Welt ein! Wahrlich, wir brauchen die Hohenpriester im alten Bunde nicht zu beneiden! Was sie allein, ausnahmsweise und äusserlich blos darstellten, das kann in uns Allen eine beständige, feste, innerliche Gestalt gewinnen! Wohlan! Lasst uns unsere Stirn mit dem goldenen Blatt der heiligen Krone schmücken, und damit, wie Calvin sich ausdrückt, „unser ganzes Sein und Wesen nach allen Richtungen hin den süssen Wohlgeruch der Heiligkeit ausströme", lasst uns in unser Herz, in unsere Seele, auf alle Glieder unseres Leibes mit unauslöschlichen Buchstaben die Inschrift eingraben: „Heilig dem Herrn!"

Du aber, o Gott, hilf uns! Hilf und lass Alles wohlgelingen!

O du Abgrund aller Güte,
Zeuch durch's Kreuz in dich hinein,
Geist und Sinnen und Gemüthe
Ewig mit dir eins zu sein!

IX. Die Nothwendigkeit der Heiligung.

I. Petr. 1/15—17.

Möchten wir auf alle Warum der vorwitzigen Menschen antworten, wir müssten — falls wir unseren gesunden Verstand noch besässen — in der allerkürzesten Zeit dem Wahnsinne verfallen. Es gibt einmal Fragen, die unserer kurzsichtigen Vernunft spotten, Räthsel, deren Lösung einer höheren und besseren Welt vorbehalten ist, Geheimnisse, deren Schleier Gottes allmächtige Hand allein zu lüften vermag. Die christliche Wissenschaft steht eben im Dienste der Ewigkeit.

Anders verhält es sich mit dem christlichen Leben. Da hat jedes Warum sein Darum. Entsaget den vorigen Lüsten, seid heilig in allem euren Wandel — so hat uns der Apostel Petrus letzthin gemahnt — und kaum hatten wir Zeit, die Fragen zu stellen, welche solchen ernsten Ermahnungen immerhin folgen, als schon die Antwort ertheilt und dadurch jede Forderung in ausführlichster Weise begründet war. Wir sollen heilig sein — soweit der erste Theil seiner Antwort — 1. weil Gott selbst heilig ist; 2. weil dieser heilige Gott uns berufen hat; 3. weil er unser Vater geworden ist und 4. unser Richter — und zwar ein unparteiischer Richter — sein wird.

Gott ist heilig! Als solchen hat er sich geoffenbart im Himmel und auf Erden, als solcher wird er gepriesen von allen Frommen im alten und im neuen Bunde. Zitternd vor seiner Heiligkeit bedecken Engel und Seraphim ihr Antlitz und Einer ruft dem Andern zu: „heilig, heilig, heilig

ist der Herr Zebaoth, alle Lande sind seiner Ehre voll". Unruhig, weil voller Augen inwendig, stehen um den Stuhl die Thiere mit sechs Flügeln und der Seher des Neuen Bundes hört wie sie sprechen: „heilig, heilig, heilig ist Gott der Allmächtige, der da war, der da ist und der da kommt". Auf dem Berge Sinai spricht Gott aus dem Feuer unter Donner und Blitz zu seiner Gemeinde und seine Worte, welchen die feierliche Betonung seiner heiligen Majestät vorangeht: „Ich bin der Herr dein Gott" schliessen mit der allerstrengsten Forderung der Heiligkeit: „Lass dich nicht gelüsten". Zwischen dem Berge Thabor und der Stadt Tiberias, im galiläischen Lande, auf den Hörnern von Hattin, hält Christus seine Reichspredigt und mahnt: „Ihr sollt vollkommen sein, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist". Im Alten Bunde erzählen die Himmel die Ehre Gottes und verkündigen die Gerechtigkeit des Herrn; im Neuen Bunde sehnt sich alle Creatur nach den Erstlingen des Geistes, nach der Kindschaft und wartet auf die Erlösung. Der Psalmist blickt zurück auf sein vergangenes Leben und bekennt aus eigener Erfahrung: „du bist nicht ein Gott, dem gottlos Wesen gefällt, was böse ist, bleibt nicht vor dir". Die Apostel, von Gottes Heiligkeit durchdrungen, stimmen alle mit ein in das Bekenntniss: „Jesus Christus ist uns gemacht von Gott zur Weisheit, zur Gerechtigkeit, zur Heiligung und zur Erlösung, auf dass wer sich rühmet, der rühme sich des Herrn". Im Alten Bunde spricht der Herr: „Ich will meinen Geist ausgiessen über alles Fleisch, eure Söhne und Töchter sollen weissagen". Im Neuen Bunde fällt Gottes Geist auf die in Jerusalem versammelten Jünger herab und sie predigen „von den grossen Thaten ihres Gottes". Dort seufzen die Frommen: „Schaffe in uns ein reines Herz und gib uns einen neuen gewissen Geist", hier frohlocken die Christen: „der Geist Gottes gibt Zeugniss unserem Geist, dass wir Gottes Kinder sind".

So vereinigen sich Himmel und Erde, Alter und Neuer Bund, Moses und Christus, Gesetz und Evangelium, Pro-

pheten und Apostel, um aller Welt zu verkünden: „heilig, heilig, heilig ist Gott der Allmächtige, der da war, der da ist, der da kommt". Und diese Heiligkeit unseres Gottes ist die Quelle, die Triebkraft unserer Heiligung. Die christliche Moral hat ihre Wurzeln im christlichen Dogma. Dass wir Tempel Gottes werden, dass wir der Sünde gekreuzigt und gestorben, gänzlich, rückhaltlos und ewig entsagen Allem, was Gott zuwider ist, dass wir in der unbegrenzten Unterwerfung unter Gottes Willen die wahre Befreiung von der Knechtschaft erringen, dass unser Herz nichts verlangt als Gott über Alles und in Allem zu lieben — das ist eine Wirkung des heiligen Geistes. Wir können daher die philosophische Moral nicht billigen, wenn sie die Sittlichkeit auf sich selbst stellt und unabhängig von der Religion zu erhalten trachtet — als ob man Frucht und Baum, Quelle und Bach, Wärme und Licht von einander zu trennen vermöchte — wir schöpfen alle sittlichen Kräfte aus Gott und lassen die Religion zur Wahrheit werden im christlichen Wandel. Und wir thun dies aus freiem Triebe, mit willigem Herzen, weil wir Alles was wir sind und haben dem verdanken, der uns berufen hat!

Er hat uns berufen! Berufen hatte er einst das Volk Israel, dass es sein auserwähltes Volk werde — seine Schuld ist es, wenn bis jetzt alle Verheissungen des Herrn noch nicht Ja und Amen an ihm geworden sind. Berufen hatte er jene Heiden, denen unser Brief adressirt ist. Wie viele Völker, die ringsherum im Schatten des Todes sassen und den gnädigen Gott nicht kannten! Was hatten jene vor diesen voraus? Nichts. Gott erbarmte sich ihrer und berief sie aus Gnaden durch die Apostel zum Evangelium. „Ich werde gesucht" — spricht der Herr (Jesaias 65/1) — „von denen, die nicht nach mir fragten, ich werde gefunden von denen, die mich nicht suchten, und zu den Heiden, die meinen Namen nicht anriefen, sage ich: hier bin ich, hier bin ich". Wie einst, so beruft der Herr auch heute noch. Seit unserer Kindheit geht er uns nach und immer wieder

giesst er Wasser auf die Durstigen und Ströme auf die Dürren. Er hat uns berufen durch den Mund unserer Mutter als sie uns das kindliche, einfältige Gebet lehrte:

„Lieber Vater, mach' mich fromm,
Dass ich in den Himmel komm;"

berufen durch die Lehrer, als wir dort in der Schule mit Andacht lauschten auf die ernsten und schönen Geschichten, die uns Gottes Heiligkeit und Güte so drastisch und erbaulich zu schildern wussten; berufen, als wir am Confirmationstage den Taufbund erneuerten und die Frage: — erinnert ihr euch noch? — „begehrt ihr aus Ueberzeugung der christlichen Kirche anzugehören und wollt ihr in ihr bleiben mit unverbrüchlicher Treue? Versprecht ihr diesem Glauben gemäss würdiglich darin zu wandeln, zu leben, zu sterben?" — mit einem lauten, frischen Ja freudig beantworteten; berufen am Trauertage, als wir Vater oder Mutter zur Erde bestatteten und die ernste Mahnung vernahmen: „wir haben hier keine bleibende Stätte"; berufen am Hochzeitstage, wo wir auf ihn gewiesen wurden und im Aufblick zu ihm die neuen Pflichten zu erfüllen versprachen, „dass Eins das Andere mit sich in den Himmel bringe"; berufen durch die eigenen Kinder, womit er uns später erfreute. — Hast du noch nie, theure Mutter, beschämt auf dich selbst zurückgeblickt, wenn du dein Kind beten lehrtest. O, dachtest du, wo ist für mich diese schöne Zeit hingekommen? und aus dem Seufzer wuchs ein Vorsatz, aus dem Vorsatz eine köstliche That hervor. Hast du noch nie, lieber Vater, wenn du deine Kinder zum Gehorsam ermahntest und schüchtern vielleicht auf Gott hinwiesest, zuerst flüchtig nur, dann aber immer ernster und anhaltender dein eigenes Herz geprüft: wo ist dein Gott, dein himmlischer Vater geblieben? — du hast ihn gesucht und glücklich wiedergefunden.

So beruft uns Gott in mannigfaltiger aber anhaltender Weise. Und wozu beruft er uns? Zum irdischen Glücke? O nein, die Welt vergeht mit all' ihrer Lust. Zu welt-

lichen Ehren? O nein. Bei ihm gilt nur eine Ehre: wer sich rühmet, der rühme sich des Herrn. Zur Verrichtung herrlicher Ceremonien? O nein. „Ich habe Lust", spricht der Herr, „an der Liebe und nicht am Opfer; und an Erkenntniss Gottes und nicht am Brandopfer" (Hoseas 6/6). Zur äusseren Befolgung der gottesdienstlichen Ordnungen, der kirchlichen Gebote? O nein. „Es werden nicht Alle, die zu mir sagen: Herr, Herr, in das Himmelreich kommen; sondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel" — so spricht unser Heiland (Matth. 7/21).

Wohlan, wozu hat uns denn Gott berufen? Fragt euch selbst. Wozu kann denn der Gott uns berufen, von dem Himmel und Erde bezeugen, dass er heilig ist? Er beruft uns zur Theilnahme an seiner göttlichen Vollkommenheit, zur persönlichen, lebendigen Gemeinschaft mit ihm. Der Zweck seiner Berufung ist unsere Heiligung. Zwischen dem Heiligen und dem Unheiligen kann keine Gemeinschaft bestehen: die Berufung zur Gemeinschaft mit ihm muss daher — wem leuchtet dies nicht ein? — eine Berufung zur Heiligung werden. Unser Herz mit Allem was es liebt und wünscht, unser Sinn mit Allem was er dichtet und trachtet, unsere Seele mit Allem wonach sie sucht und strebt, unser Geist in Allem was er lernt und lehrt, unser Leib sammt Gliedern und Trieben — Alles, Alles soll durch unsere Gemeinschaft mit Gott geheiligt werden. Wie die Augen der Knechte auf die Hände ihrer Herren sehen, wie die Augen der Magd auf die Hände ihrer Frauen, also sehen unsere Augen auf den Herrn unseren Gott (Ps. 123/2). Wir befleissigen uns der Heiligung, weil Gott, der uns berufen hat, heilig ist.

Der Zweck der göttlichen Berufung ist unsere Heiligung. Habt ihr das wohl erwogen? O, arme Seele, wie leid es mir auch thut, dich von der Höhe deiner eingebildeten Frömmigkeit herabzustossen, wie sehr es mich schmerzt, dir eine Sicherheit zu rauben, in welcher du bis jetzt so behaglich gelebt, mit Ernst und Nachdruck muss ich dich

warnen: all' dein Christenthum ist nur ein übertünchtes Grab, so lange du nicht erneuert und geheiligt bist im Geiste deines Gemüthes. Der Zweck der göttlichen Berufung ist die Wiederherstellung seines Ebenbildes in dem, den er einst zu seinem Bilde geschaffen hatte.

Das ist auch in unserer Erziehung der letzte und höchste Zweck aller Wege Gottes. Wie er die Unbekehrten zu seiner Gemeinschaft beruft, so bestärkt und begründet er die Frommen in seiner Heiligung. Alle unsere Erlebnisse werden diesem Zweck dienstbar gemacht. Schmerzlich entbehrst du, weinende Mutter, deinen Liebling, o frage dich wohl, ob du ein ungetrübtes Glück für deine Seele hättest ertragen können? Bitter erscheinen dir deine Leiden, armer Kranker, aber fühlst du noch nicht, welch' eine Schule der Demuth, der Geduld, der Liebe sie für dich geworden sind? Du klagst über deine drückende, beengende Lage, bist mürrisch und unzufrieden, aber merkst du denn nicht, lieber Freund, wie nöthig dir diese Uebung ist, um deinen Eigenwillen zu brechen? Der uns berufen, kennt allein das genaue Mass von Licht und Schatten, Sonnenschein und Wetter, Frost und Hitze, das am besten ist, um die Blumen hervorzurufen, die hier auf Erden den himmlischen Hausstand zieren und auch im Reiche Gottes ewig blühen werden in unverwelklicher Lieblichkeit. O, wie erhellt sich doch Alles um uns, wenn wir Gottes Zweck recht erkennen! Wie wird Alles so licht und so klar! Wie leicht wird es Einem um's Herz! Unsere Seele wird stille zu Gott, der uns hilft!

Die Welt hat moralische Verkleinerungsgläser; der Unglaube gebraucht sie, um die Thaten Gottes zu betrachten. Der Christ hat keine Vergrösserungsgläser — wie liesse sich denn das Allergrösste vergrössern? — aber Ferngläser hat er, die gebraucht er für seinen Sternenhimmel und durch sie gewinnt er, so weit der Himmel reicht, einen Seherblick. Wenn auch die Sonne hinter den Wolken verborgen bleibt, so wird uns doch nicht bange. Wir nehmen das

Fernglas zur Hand und lesen an unserem Sternenhimmel die Worte: „Gott züchtiget uns, auf dass wir seine Heiligung erlangen." Ebr. 12/10.

Gott beruft uns zur Heiligung. Möchten wir diesen Ruf überhören? Wären wir Knechte, Taglöhner oder Lohndiener geblieben, wir würden vielleicht mit einander rathschlagen wider den Herrn und seinen Gesalbten: „Lasst uns zerreissen ihre Bande und von uns werfen ihre Seile." Nun aber ist es zu spät. Wir haben ja seinen Ruf mit dem Vaternamen beantwortet. Auf seine Einladung hin: „Gib mir mein Sohn, meine Tochter, dein Herz", sind wir vor ihm erschienen als Kinder und haben ihn unter Thränen des Dankes, der Liebe gebeten: „Nimm hin, o Vater, mein Herz." Nun können wir nicht mehr zurück treten. Nun darf das Verhältniss zwischen Gott und uns nicht mehr aufgelöst werden. „Sintemal wir ihn zum Vater anrufen", sind wir ihm treuen Gehorsam schuldig und leisten ihn gern. Gerade darum, weil wir ihn zum Vater anrufen, halten wir seine Gebote und gehorchen wir seinem Willen. Und gerade darum, weil er uns als Kinder angenommen hat, ist das Streben nach Heiligung für uns eine Gewissenssache geworden. Ist es doch den Kindern ein Bedürfniss, so zu werden, wie die Eltern. Das Mädchen schaut zur Mutter empor; in ihr sieht es das Bild aller weiblichen Tugenden. Des Knaben Stolz und Freude ist es, dem Vater zu gleichen. Wie imponirt ihm seine rüstige Thätigkeit, seine energische Haltung! Gleich dem Vater zu werden, ist das Ideal der Kinder Gottes. Seine Heiligkeit wird das Ziel und Vorbild ihres Lebens. Und diesem Ziele jagen sie nach mit Freuden und Liebe, wie es gehorsamen Kindern geziemt. Ein Kind freut sich, wenn es seine Aufgabe richtig gelöst und aus dem Munde der Eltern ein Wort der Anerkennung vernimmt; so harrt der Christ aus in dem Kampfe des Glaubens, um des Vaters Wohlgefallen zu erhalten. Mit welcher Ungeduld erwartet das Kind den Augenblick, da es sich mit den Eltern besprechen und berathen kann; so freut

sich der Christ, die Gemeinschaft mit seinem himmlischen Vater zu pflegen. Wie hoch stellt das Kind des Vaters Wort, kein anderes kömmt ihm gleich; so schätzt und liebt der Christ des Vaters Wort, so kennt er nichts Besseres, als seine Offenbarung. Was ein Kind bei den Eltern an den Augen errathen kann, wird eiligst gethan; es freut sich, ihrem Willen zuvor zu kommen. Nicht anders der Christ. Ruhig und heiter verfolgt er sein erhabenes Ziel; er will es erreichen, weil er Gottes Kind ist, er wird es erreichen, weil Gott sein Vater ist. Gott sein Vater — welch' eine frohe Zuversicht gibt uns dieses eine Wort! Der Vater legt uns ja nicht mehr auf, als wir tragen können. Der Vater verlangt nicht mehr, als wir zu geben vermögen. Der Vater muthet uns nicht mehr zu, als wir zu leisten im Stande sind. Denkt doch an euch selbst. Wie liebevoll behandelt ihr eure Kinder! Wie behutsam seid ihr in euren Aufträgen! Wie vorsichtig in euren Forderungen! Die gleiche, ja noch eine viel höhere und tiefere Liebe hat unser Vater im Himmel für uns. Er wägt die Bürde nach unseren Schultern. Und wenn die Last recht drückend wird, so legt er die Hand darunter und stärkt uns in unserer Schwachheit. Ja, er thut noch viel mehr. Er will selbst sein Bild uns aufprägen. Er verlangt gar nicht, dass wir ein neues Bild der Heiligkeit in uns und aus uns selbst herstellen; er bittet nur um Eins, dass wir seinen Geist in uns wirken und walten lassen. Das ist unsere ganze Aufgabe. Wir brauchen nur stille zu stehen vor Gott, damit er sein Werk in uns habe. O wie reich, wie verschwenderisch reich ist diese Vaterliebe! Könnten wir jemals uns entschliessen, unserm Vater zu widerstreben, ihm den Gehorsam zu kündigen? Brächten wir es über's Herz?

Warum nicht? erwidert der Leichtsinn. Ist Gott unser Vater, dann brauchen wir es wahrlich nicht so genau zu nehmen. In eines jeden Vaters Charakter liegt es, nachsichtig und nachgiebig zu sein. Sollte Gott . . . ? Haltet ein. Ihr frevelt. Schande über ein Kind, das die Nachsicht

der Eltern missbraucht, auf deren Güte speculirt, um seinen Ungehorsam zu entschuldigen! Schande über einen Christen, der aus der Gnade nichts Anderes zu machen versteht, als ein sanftes Ruhekissen. Das Recht, unsern Gott „Vater" zu nennen, gibt uns kein Vorrecht zur Ungebundenheit und Ungestraftheit. Möchten wir diesen Versuch wagen, wir würden es bitter bereuen. Gott bleibt nämlich auch seinen Kindern gegenüber „der Richter, der ohne Ansehen der Person richtet, nach eines Jeglichen Werk".

Mit vollem Nachdruck erinnert uns daran der Apostel Petrus. Es möge uns zur Warnung, zur Mahnung dienen! „Die Gnade des Neuen Bundes hat Gott nicht in einen Unheiligen gewandelt, sondern sie hat den Sünder zu einem Heiligen umgewandelt, damit er Kraft dieser Gnade mehr und mehr gleich werde dem heiligen Gott." (Harless.) Unterbleibt dieses Streben nach Heiligung, fehlen die Früchte des Glaubens, hat der Ungehorsam wie Unkraut den guten Samen erstickt, ist das Bild Gottes durch des Menschen eigene Nachlässigkeit und Trägheit wieder befleckt und beschmutzt, dann hören jede Rücksichten auf: „Er richtet nach eines Jeglichen Werk." Der himmlische Vater weiss nichts von Fleisches Zärtlichkeit, nichts von schlaffer Liebe, die nicht einmal sauer sieht, wenn sich die Kinder versündigen. Er ist und bleibt immerhin der heilige Gott.

Die Welt richtet nach der Person; Gott nach dem Werke selbst, nach der Darstellung des inwendigen Wesens im äussern Werke. Die Welt ist nachsichtig gegen Freunde und Hochgestellte; Gott richtet ohne Ansehen der Person. Die Welt drückt bei Gleichgesinnten die Augen zu über die Fehler und Schwächen, um die Tugenden im hellen Lichte erscheinen zu lassen; Gott bemerkt auch den rothen Faden der Sünde, der sich durch unsere vermeintlichen Eigenschaften hindurchzieht. Sogar Christen erlauben sich, die Verkehrtheiten und Unlauterkeiten ihrer Glaubens- und Parteigenossen zu beschönigen; Gott aber spricht: „Wer

meinen Willen kennt und thut ihn nicht, wird Streiche leiden."

Gott ist ein heiliger Gott. Seine Liebe bleibt — wie es von jeher gewesen — eine heilige Liebe!

Denkt an Moses! Er hat an Gottes Wort gezweifelt. Das gelobte Land darf er nicht betreten: der Berg Nebo wird seine Todesstätte. Die Söhne Aarons treten mit fremdem Feuer vor den Herrn: sie sterben. Jacob betrügt seinen Vater: er muss Haus und Vaterland verlassen und in fremdem Lande erfahren, wie Verrath mit Verrath bestraft wird. David fröhnt seiner sündlichen Lust. Aus dem Munde des Propheten Nathan vernimmt er die Strafe Jehovah's: „Siehe ich will Unglück über dich erwecken aus deinem eigenen Hause." Ananias und Sapphira lügen dem heiligen Geist: sie werden mit Tod bestraft. Einige Gemeinden aus Kleinasien erkalten in ihrer Liebe. Es wird ihnen gedroht: „Thut ihr nicht Busse, so werde ich kommen bald und meinen Leuchter umstossen von seiner Stätte, dass ihr erkennet, dass ich bin, der die Nieren und Herzen erforschet, und einem Jeglichen gebe unter euch nach seinen Werken."

So richtet der Herr, ohne Ansehen der Person. Ohne Kindschaftspflichten keine Kindschaftsrechte! Ohne Christenmittel keine Christentitel! Ob Kind oder Bastard, darauf kommt es an.

Wohlan denn, so führet euren Wandel, so lange ihr hier wallet, mit Furcht. Wir sind ja hier doch nur auf der Durchreise. Die Zeit unserer Pilgerschaft ist kurz. O fürchtet euch, das Ziel aus den Augen zu verlieren, den Weg zu verfehlen. Habt Acht, dass ihr nicht wie Schiffbrüchige an eine fremde Küste verschlagen werdet, oder allein dahin fahret auf dem stürmischen Meere, von Wind und Wetter getrieben, von Wellen und Wogen gepeitscht. Bleibet in der Gemeinschaft Gottes. Fürchtet euch, die höchste Liebe zu kränken, dem himmlischen Vater zu missfallen, seine Ungnade herauszufordern, und in der Kraft

dieser heiligen Scheu, dieser kindlichen Gewissenszartheit, dieser herzlichen Liebe wandelt, während der kurzen Zeit eurer Pilgrimschaft hienieden, in der Gegenwart eures Gottes; jaget nach der Heiligung, ohne welche Niemand Gottes Angesicht sehen kann; erfüllt mit freudigem Ernst die Pflichten der Kinder, auf dass ihr droben in heller Herrlichkeit einziehen möget als Erben des Vaters, als Miterben des Sohnes, unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi!

Herr! habe Acht auf mich;
O zeuch mich ganz in dich
Mit Leib und Seele!
Dein bin ich, du bist mein,
Du, den ich mir allein
Zum Hort erwähle!

X. Die Nothwendigkeit der Heiligung. (Fortsetzung.)

1. Petr. 1/18—21.

Welch' köstliche Adventsgedanken! Der ganze Heilsplan Gottes liegt entrollt vor unsern Augen und wir frohlocken:

> Gott sei Dank in aller Welt,
> Der sein Wort beständig hält,
> Und der Sünder Trost und Rath
> Zu uns hergesendet hat!

Ja, Gott sei Dank! — aber nicht blos mit dem Munde, in Worten, sondern mit dem Herzen, in Thaten! Der Dank muss unser ganzes Leben zu einem Denkmal seiner Gnade und Heiligkeit gestalten. Der Dank muss uns das Schwert des Geistes in die Hand drücken, dass wir die Feinde Gottes in uns bekämpfen, die Adern der Sünde zerschneiden. Zu einem solchen Kampfe will der Apostel seine Leser auffordern. Mit allem Nachdruck fährt er fort, den Christen die zwingende Nothwendigkeit nachzuweisen, „ihren Wandel zu führen mit Furcht", darum zählt er ihnen mit gewissenhafter Genauigkeit, alle die köstlichen Heilsgüter auf, die sie dem himmlischen Vater zu verdanken haben, und erwähnt er hier besonders erstens die Erlösung, deren sie theilhaftig geworden, zweitens den Glauben, durch welchen sie sich die Heilsgüter angeeiget und drittens die Hoffnung, zu welcher sie sich im Glauben erhoben haben. Wahrlich Gründe genug, um Kinder des Gehorsams zu bleiben!

Die gleichen Wohlthaten hat Gott auch uns erwiesen. Er hat auch uns erlöst, auch uns zum Glauben, zur Hoffnung berufen. Fürwahr, wir wären keine Christen, wenn wir mit verhärtetem Gemüthe den Dank erstickten, der ihm gebührt.

So lasset uns die Güte Gottes andächtig mit einander betrachten und, eingedenk derselben, als Kinder des Gehorsams neue Treue, neue Liebe geloben!

Wir sind erlöset, — so beginnt der Apostel. Kein besserer Schutz gegen die Sünde als die Erinnerung an unsere Erlösung. Keine stärkere Waffe gegen den Feind unserer Seligkeit als das Kreuz. Kein schneidigeres Schwert gegen den Versucher als die einfache Erklärung: „Ich bin Christi." Unser einziger Trost im Leben und Sterben, sagt so schön der Heidelberger Katechismus, ist, „dass wir nicht unser, sondern unseres getreuen Heilandes Jesu Christi eigen sind". Das ist der Fels unserer Stärke, das Geheimniss unseres Friedens, die Quelle unserer Heiligung. Man dient gerne dem, der uns aus der Noth geholfen. Man erfreut gerne den, der uns vom Elende gerettet hat. Man lebt gerne für den, der uns die Freiheit geschenkt und die Freiheit erhält. Das Alles hat Gott für euch gethan! Erwägt, bedenkt es!

Und sollte die Versuchung euch jemals so stark anfechten, dass die Erinnerung an diese Wohlthaten getrübt werden könnte, dann blicket zurück auf eure Vergangenheit, vergleichet mit einander das Einst und das Jetzt, haltet dem, was ihr jetzt seid, das entgegen, was ihr früher gewesen, wahrlich, ihr werdet sofort wieder zur Besinnung kommen.

In der That, was waret ihr denn früher? Arme, elende Sklaven, von einem „eiteln", leeren, nichtigen, grund-, kraft- und saftlosen „Wandel" gefangen. Das war euer früherer Zustand!

In dichten Nebel war die Vergangenheit gehüllt; nirgends Sonne, Licht oder Wärme. Wenn je ein rother Schein

hindurchleuchtete, so war es das Aufflackern der fleischlichen Lüste, das Aufflammen der wilden Leidenschaften. Noch finsterer war für euch die Zukunft. Ohne Aussicht, ohne Hoffnung blicktet ihr, Träumenden, Trunkenen gleich, hinaus in eine öde Wüste. Nirgends eine liebliche Landschaft, die euch zur Ruhe eingeladen, überall nur garstige Bilder, die euch mit Schrecken erfüllten: Grab, Tod, Verwesung. Zwischen diesen beiden Polen bewegte sich euer Leben in der Gegenwart. Welche Gestalt konnte das wohl annehmen, mit welchem Gehalte ausgefüllt werden? Eitel war der Ausgangspunkt, eitel das Ziel, eitel blieb auch der Weg dahin. Wüste und leer auf der Oberfläche, finster auf der Tiefe. So sah es damals bei euch — könnten wir nicht hinzusetzen, auch bei Manchen unter uns? — aus. Der Geist Gottes schwebte noch nicht über eurem Wandel!

Wer hat euch denn davon erlöst? Allein der barmherzige Gott, er allein. Ohne ihn würdet ihr heute noch im Schatten des Todes sitzen, ohne ihn hättet ihr heute noch eure Ketten nicht abgeschüttelt! Der eitle Wandel, der euch gefangen hielt, war ja ein „väterliches" Erbe, und wie ihr es von euren Vätern geerbt, so hättet ihr dem künftigen Geschlechte das schwere Joch überliefert:

> Darunter das Herze sich naget und plaget
> Und dennoch kein wahres Vergnügen erjaget.

In der That, wer hätte es denn gewagt, an diesen alten Ueberlieferungen der Eitelkeit zu rütteln? So haben es die Väter gehalten, so wollen auch wir es halten — mit diesem Schlagworte wären jede Erneuerungsversuche sofort unterdrückt worden. Und hätte auch Jemand, allem Widerstande zu trotz, den Versuch gemacht, das Gefängniss zu öffnen, wo hätte er den Schlüssel gefunden zum Aufsperren, wo den Punkt, seinen Hebel anzusetzen, um die Thore zu sprengen? Eitel war ja euer Wandel von Anfang an gewesen, eitel bei euern Vätern und Urgrossvätern. So weit ihr zurückschaut, nirgends findet sich eine Ueberlieferung,

kraft welcher Anstoss zu einer heilsamen Bewegung hätte gegeben werden können. Alles war eitel.

Ein Volk kann, wenn es noch so tief gesunken ist, durch die Erfrischung und Wiederbelebung der alten Traditionen vom Verderben errettet, mit neuen Lebenskräften ausgerüstet werden. Eine Familie kann durch ihre Traditionen vor Schmach und Schande geschützt werden; oft geht von Familienwappen und Familienlosungen eine Wunderkraft aus. Gewisse Stände verdanken ihr Auf- und Fortblühen dem Cultus der Traditionen. Welch' eine feste Schutzmauer, welch ein starker Rettungsanker ist doch die Standesehre!

Schöne, ruhmvolle, heilige Traditionen sind fürwahr ein köstliches Gut. Glücklich wer einem Volke, einer Familie, einem Stande angehört, wo die heiligen Güter von jeher gepflegt werden. Das ist eine treffliche Zugabe für's Leben.

Allein so bevorzugt waret ihr armen Heiden nicht. Ihr sasset wie Gefangene, inmitten der von euren Vätern vererbten Irrthümer, Vorurtheile und Sünden. Ihr ahntet nicht einmal euern Sklavenstand und euer Wandel wäre, je länger je mehr, der Eitelkeit verfallen.

Aus eurer Mitte hätte kein Befreier hervorgehen können. Gott aber erbarmte sich eurer. Er liess die Riegel sprengen, die Bande zerreissen, die Ketten brechen. Erwägt es wohl. Er hat euch — und wir schliessen uns nicht aus — er hat uns, uns Alle erlöst, und womit?

Etwa mit „vergänglichen Dingen?" O nein. Eitles mit Eiteln curiren, wäre der Eitelkeit eitelste Thorheit. Wohl ist es so Sitte unter gar manchen Menschen. Sie glauben sich gebessert zu haben, wenn sie eine Sünde gegen eine andere vertauschen, wenn sie sich durch das Alter von den Jugendsünden heilen lassen, wenn sie sogenannte fromme Werke thun, ohne den inneren Sinn des Herzens zu ändern, wenn sie, weil man einmal Religion haben muss, einige gottesdienstliche Ceremonien mitmachen,

Till, Minze und Kümmel verzehren, ohne Gott im Geist und in der Wahrheit anzubeten. Sie heilen Eitles mit Eitelm, Vergängliches mit Vergänglichem — so aber erlöset Gott nicht.

Womit erlöset er denn? Etwa mit „Gold oder Silber?" Auch nicht, Gold und Silber mögen immerhin von irdischer Gefangenschaft befreien, aus den Klauen der Sünde haben sie bis jetzt noch Niemanden gerettet. Man kann mit dem Gelde Vieles erkaufen, aber das Bürgerrecht im Himmelreiche ist für Geld nicht zu haben. Man kann sich für gutes Geld eine Königskrone verschaffen, aber dem, der sich die Krone der Kinder Gottes kaufen möchte, helfen auch seine Millionen und Milliarden nicht das Geringste. Und so lange man seine Erlösung von Gold oder Silber erwartet, so lange bleibt der Wandel eitel, und sündhaft das Herz. Mag nun die Kirche die Vergebung der Sünden verkaufen, oder die menschliche Gesellschaft in socialen und landwirthschaftlichen Einrichtungen ihr Heil suchen, oder der einzelne Mensch auf Geld allein seine Hoffnung setzen, so lange Kirche, Staat und Gesellschaft, Gold und Silber als die besten oder einzigen Erlösungsmittel aufweisen, so lange wird Eitles mit Eitelm, Vergängliches mit Vergänglichem curirt, ein Teufel durch den andern vertrieben. Wehe, wenn es soweit kommt! Das sind die unglücklichsten Zeiten! Man hört wohl die Ketten rasseln, Niemand aber sieht sie brechen! Ich glaube fast, unser Jahrhundert könnte etwas davon erzählen.

Nein, so erlöst Gott nicht. Er kennt bessere Mittel. Er heilt Vergängliches durch Unvergängliches, Eitles durch Ewiges. Er erlöst „mit dem theueren Blute Jesu Christi!" O welch' eine Liebe! O welch' ein Reichthum von Gnade und Barmherzigkeit!

Vor einigen Jahren war in einem Städtchen Belgiens ein stattlicher Kirchbau fast bis zum Ende geführt. Nur Eines fehlte noch: der Hahn auf der Spitze des Thurmes. Leider war das schlanke Baugerüste nicht hoch genug und

dessen Erhöhung nicht ausführbar. Was thun? Ein Mann soll sich auf die Schultern eines andern stellen und das Befestigen und Anlöthen des Hahnes vornehmen. Gedacht, gethan. Zwei Männer steigen bis zum höchsten Brett des Gerüstes empor. Der eine setzt sich auf die Schultern des andern. Die Arbeit begann. Es währte lange, lange, jede Minute dünkte den bangen Zuschauenden fast eine Ewigkeit. Regungslos wie ein Fels steht der Eine auf dem schmalen Brett. Halt' aus! Rühr' dich nicht, sonst ist dein Kamerad verloren. Der Andere, auf den Schultern von Jenem postirt, schafft und löthet mit Emsigkeit. Jetzt ist der Hahn fest — endlich, endlich. Vorsichtig steigt der Arbeiter von den Schultern seines Trägers hernieder: die Zuschauer athmen auf und ein „Gottlob" kommt über viele Lippen. Aber warum klammert sich der Träger so fest an die Stange des Gerüstes? Warum steigt er nach gethanem schweren Werke nicht froh die Leiter herab? Verlassen ihn etwa die Kräfte? Doch nein, jetzt kommt er hernieder, aber langsam und schwankend, und unten bricht er zusammen. Was ist geschehen? Der arme Mann ist an Schultern, Armen und Brust von schweren Brandwunden bedeckt. Während sein Kamerad den er getragen, den Thurmhahn angelöthet, ist von dem siedenden Blei, mit dem die Arbeit geschehen, Tropfen um Tropfen, unablässig, auf den standhaften Träger herabgeflossen. Von Furcht und Schmerzen gemartert, hat er jedoch kein Glied geregt, denn jede Bewegung hätte seinen Kameraden zum Wanken, zum Stürzen gebracht. Ein Menschenleben war ihm anvertraut; er hat das Menschenleben gerettet, unter unsäglichen Schmerzen.

Eine Heldenthat! Nicht wahr? Ganz gewiss. Allein, schaut einmal dorthin, auf das Kreuz; dort ist mehr als eine Heldenthat, es ist die tiefste Erniedrigung des allerhöchsten Gottessohnes. Jener hatte die Schmerzen nicht geahnt, sonst wäre er davor zurückgeschreckt, dieser sieht sie voraus und übernimmt sie dennoch — aus Liebe. Jener empfindet nur Leibesschmerzen, und erfleht und erfähret

die Hilfe Gottes; dieser leidet an Leib und Seele, leidet das entsetzlichste Leiden und wird von Gott verlassen. Jener ist Mensch, er wird Lohn und Anerkennung ernten; dieser ist Gottes Sohn, er wird mit Spott und Hohn überschüttet. Jener ist Sünder: er fürchtet für sein Leben nicht minder, als für das Leben seines Kameraden; dieser ist ein „unschuldiges, unbeflecktes Lamm", das sich aus Liebe zu uns in den Tod begiebt.

O Christen, habt ihr schon die Grösse dieser That ermessen? Was ist's, das ihn den bitteren Leidenskelch austrinken lässt bis zur Hefe? Was ist's, das ihn an's Kreuz heftet? Was ist's, das in ihm lebt, während er in Marter und Qual dahinstirbt? Was ist's, das aus ihm spricht, während das rohe Volk an seinen Leiden sich weidet? Was ist's, das in seinem Gebete laut wird, während er den furchtbarsten aller Kämpfe durchkämpft? Was es ist? Es ist die heilige Liebe Gottes zu dem armen sündigen Menschen. Diese Seele, die sich ausströmt in seinem Blute, dieses Leben, das sich in den Tod gibt, in den rechten Tod, in den Tod der Gottverlassenheit, dieses Erbarmen, das nicht lässt von uns Verlorenen und Hilflosen, das — wisst ihr's? bedenkt ihr's? — das ist unsere Errettung, unsere Erlösung, unsere Versöhnung!

O welch' eine Liebe hat uns Gott dadurch erwiesen, dass er seinen Sohn, „das unschuldige und unbefleckte Lamm", in die Welt gesandt hat, die Sünden der Menschen zu tragen, zu sühnen! Welch' eine Liebe, die das grösste Opfer nicht scheut, um uns zu erlösen! Jetzt, jetzt können wir triumphiren! Jetzt haben wir den Weg zum Himmel gefunden! Jetzt sind wir von allem eiteln Wandel erlöst! Hier ist Wahrheit! Hier ist Licht! Hier ist Friede! Hier ist Erlösung!

Ja, das Kreuz ist unser Sieg, und dieses nämliche Kreuz wird für alle Zeiten der einzige Rettungsanker, die einzige Quelle der Erlösung bleiben. Macht, versucht, erprobt und wendet an Alles, was ihr wollt, o ihr Welt- und

Menschenbeglücker! Eure Theorien zeugen von gutem Willen, aber sie müssen alle daran scheitern, dass sie an dem Einen, was noth thut, stolz vorüber gehen. Ohne Kreuz kein Heil! Ohne Kreuz keine Besserung, keine Erlösung, auch in unserer Zeit nicht. O, dass wir in dieser Liebe Gottes unsern Frieden suchen möchten!

Und wollt ihr diese That der Liebe noch besser verstehen, so bedenkt ferner, dass „Gott seinen Sohn zuvor versehen hat, ehe der Welt Grund gelegt war". Zuvor, ehe der Welt Grund gelegt war! Merket es wohl! Wo bleibt nun die Fabel von einem zürnenden Gott? Seine Liebe ist von Ewigkeit her. Auch das Alte Testament weiss davon zu erzählen. Neben dem schärfsten Tadel stehen die köstlichsten Worte: „Siehe, ich will viele Fischer aussenden, die sollen sie fischen und darnach will ich viele Jäger aussenden, die sollen sie fangen auf allen Bergen und anf allen Hügeln und in allen Steinritzen." (Jerem. 16/16.) Die Liebe ist von Ewigkeit her. Welch' ein festes Fundament für unseren Glauben! Der Liebesrathschluss ist Gott nicht, wie dem Menschen ein guter Vorsatz, plötzlich eingefallen. Wie könnte sonst, frägt Calvin mit Recht, unser Glaube Festigkeit erlangen, wenn wir annehmen müssten, Gott habe erst nach einigen tausend Jahren die Mittel erfunden, den Menschen zu Hilfe zu kommen? Die Erlösung ist von Ewigkeit her kraft des freien Gedankenwillens beschlossen. Sie ruht in der Tiefe seiner ewigen Liebe, einer Liebe, in welcher keine Veränderung, noch Wechsel des Lichtes und der Finsterniss ist.

Von Ewigkeit her stand Gott als unbewegliche Gnadensonne über der Welt, aber der Lichtstrom der reinsten und reichsten Liebe hat sich erst — und es bewährt sich auch hier wieder seine väterliche Liebe und Fürsorge — mit Christus über die Welt ergossen, mit Christus, als er „zu den letzten Zeiten offenbar wurde"; zu den letzten Zeiten, d. h. in der Zeit, in welcher zur endlichen Erfüllung gelangen konnte, was in den vorigen Zeitläuften

vorbereitet und geweissagt war, zu der Zeit, als erreicht ward, worauf die vorangehenden Jahrtausende abzielten. Da war die Zeit erfüllt und diese Zeit bleibt nun auch die „letzte" Zeit, weil vor dem Eintritte der letzten Katastrophe, vor der Wiederkunft Christi, keine weitere Offenbarung mehr zu erwarten ist.

Somit wäre auch der Einwurf beantwortet: Warum Gott den Menschen die Erlösung so lange vorenthalten habe? Ein kindliches Gemüth könnte sich zwar mit der Antwort des Bonifacius, des sogenannten „Apostels der Deutschen", begnügen: „Warum sollen wir uns, nachdem der Himmel lange umwölkt gewesen, nicht freuen, wenn einmal die Sonne wieder leuchtet?" Für die religiöse Wissbegierde aber gibt es nur eine giltige Antwort, und die lautet folgendermassen: In der göttlichen Weltregierung geschieht nichts auf einmal — Revolutionen kennt das Reich Gottes nicht — Alles wird durch Vorstufen vermittelt und jede Bildungsstufe kann erst dann eintreten, wenn die ihr vorangehenden ihre Entwicklung vollendet haben. So musste der Boden für das Christenthum vorbereitet werden. Der Erlöser konnte erst dann erscheinen, nachdem das Mass der Sünde voll und das Gefühl der Hilfsbedürftigkeit recht stark und lebendig geworden war. Das war geschehen in den „letzten Zeiten". Die Gründung der christlichen Kirche ist der Schluss einer Jahrtausende langen Vorbereitung und Entwicklung und zugleich der Anfangspunkt einer neuen Weltordnung. „Die Welt vor Christus und die Welt nach Christus: dies ist und bleibt die richtigste Eintheilung der Geschichte." (Döllinger, Christenthum und Kirche. Vorw.)

So herrlich hat sich Gottes Liebe in unserer Erlösung erwiesen! So hat sie die Macht in ihre Dienste genommen, ohne die Freiheit der Menschen zu verletzen. Wahrlich, nichts predigt gewaltiger von der Liebe Gottes, als das Kreuz.

D'rum über alle Berge, die ich auf Erden sah,
Geht mir der stille Hügel, der Hügel Golgatha!

Ich weiss nicht, welcher Dichter die deutsche Sprache zu den leichtsinnigen Versen glaubte missbrauchen zu müssen:

> Nur mir kein Kreuz auf's Grab gesetzt,
> Sei's Holz, sei's Eisen oder Stein,
> Stets hat die Seele mir verletzt
> Das Marterholz voll Blut und Pein. —

Wir Christen, wir stimmen heute noch von ganzen Herzen mit ein in das vielgesungene Lied unseres Zinzendorf:

> Ich bin durch viele Zeiten,
> Wohl gar durch Ewigkeiten
> Mit meinem Geist gereist.
> Wo ich hingekommen,
> Nichts hat mir's Herz genommen,
> Als Golgatha, Gott sei gepreist!

Ja, Gott sei gepreist! Denn für die armen Sünder, für jene Adressaten und Leser des Petribriefes, auch für uns, für dich und für mich, ist Jesus Christus gekommen als Erlöser und Heiland.

Für uns! Das bezeugt ja unser Glaube selbst. Durch was sind denn jene Heiden gläubig geworden? Doch nicht durch sich selbst, noch weniger durch ihre Väter. Gott hat sie durch Christus zum Glauben berufen. Und wer hat denn uns dieses köstliche Kleinod unseres Glaubens geschenkt? Gott durch Christus. Und welch einen Glauben hat er uns denn geschenkt? Den Glauben an ein unbestimmtes Etwas, das, einem Irrlichte gleich, vor uns umherflackert und sich nicht fassen, nicht greifen lässt? Den Glauben an ein gewisses Ideal, das in der Luft hängt und so idealistisch bleibet, dass es in lauter Aether sich auflöset? Den Glauben an den „Namenlosen, Unbegreiflichen, Unaussprechlichen", der weit, weit von uns, in den Regionen des Dunkeln schwebt, so dass von ihm phantasirt werden muss: „Wer darf ihn nennen und wer ihn bekennen": Ich glaube ihn? Wer empfinden und sich unterwinden, zu sagen: „Ich glaub' ihn nicht?" Oder den Glauben an einen Gott, der

inmitten seiner Gesetze von seinen eigenen Ordnungen gefangen gehalten wird, wie einst jene Heiden von ihren väterlichen Vorurtheilen? Den Glauben an einen Herrn, der für die Menschen Luft, Licht, Leben schafft, sich selbst aber in eine enge Gefängnisszelle einsperren lässt? Ist das der Glaube, den Gott uns in Christo geschenkt? O nein. Der Glaube, der uns selig gemacht, ist der Glaube an den Gott, der Jesum auferweckt hat von den Todten und ihm die Herrlichkeit gegeben. Das ist der Glaube, den der heilige Geist in uns wirkt. Kein Glaube, der auf Stelzfüssen unsicher einherschreitet und bei jedem Steine stolpert, vielmehr ein Glaube, der fest auf dem unerschütterlichen Boden steht, seine Wurzeln hat im Herzen des himmlischen Vaters und seine Krone sucht in der treuen Nachfolge Jesu Christi. Wir glauben an einen lebendigen Gott, an einen Gott, der die Welt zu sich, als ihrem letzten Ziele, leitet, auch die Sünde seinem ewigen Weltplan dienstbar macht, dass sie sei „ein Theil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft".

Dieser Glaube mag mannigfaltige Formen annehmen, verschiedene Phasen durchlaufen — vom unscheinbaren Senfkorn bis zum dichten, reich belaubten Baume, der seine Krone zum Himmel hebt, vom ersten Jüngerglauben bis zum Paulus- oder Johannesglauben, welch' eine reiche Entwicklung! — aber ob klein oder gross, vollkommen oder unfertig, immerhin bleibt er — will er recht lebendig sein — ein Glaube an Thatsachen, an Realitäten, ein Glaube an den Vater Jesu Christi!

Und er muss auf diesem Fundamente erbaut bleiben, soll er sich bis zur höchsten Stufe der Glaubensleiter erheben, soll unser Glaube auch „eine Hoffnung werden zu Gott." Die Stunde, da den Aposteln die Auferstehung Jesu Christi von den Todten zur Gewissheit geworden, war auch für sie die Geburtsstunde eines neuen Lebens der Hoffnung. Ihr Glaube an den Gott, der Christum von den Todten auferwecket hat, wurde zugleich eine Hoffnung, dass

derselbe Gott nun alle seine Verheissungen treulich erfüllen werde. Gerade Petrus ist uns ein leuchtendes Beispiel dieser Entwicklung. Seine ersten Hoffnungen starben unter dem Kreuze und wurden im Grabe Christi begraben. Aus dem Grabe aber erstanden sie wieder mit dem Herrn, den Gott auferweckt hatte von den Todten.

In gleicher Weise hat sich die Hoffnung bei jenen Heidenchristen sowohl als bei uns, aus dem Glauben an Gott, den Vater Jesu Christi, entwickelt.

Wohl haben die alten Religionen den Glauben an eine Fortdauer nach dem Tode bewahrt, aber die Vorstellungen vom Jenseits sind so sinnlich und materiell, dass der tiefer Blickende versucht ist, sie für „Märchen eines alten Mütterchens" zu halten. Wohl hat die Philosophie in den besten und edelsten ihrer Vertreter nach Lösung dieses Problems gerungen, aber sie boten dem forschenden Geiste keine sichere, unerschütterliche Gewissheit. Das Grab bleibt ewig stumm, und der Anblick von Staub und Verwesung wirkt so erschütternd, dass alle Stützen schwanken, auf denen sein Unsterblichkeitsglaube ruht, wenn ihm nicht eine höhere Autorität denselben verbürgt. Erst musste Einer erstehen aus dem Grabe und von den Todten zurückkehren, ehe die Menschheit eine unerschütterliche, siegende Gewissheit der Unsterblichkeit empfing, sie musste dem sichtbaren wirklichen Tode gegenüber einen sichtbar, wirklich Auferstandenen schauen und nicht blos im abstracten todten Begriffe das jenseitige Leben erkennen.

Die dunkle Todesstunde ist durch die Auferstehung Christi mit himmlischem Glanze erhellt worden. Der Sieg Christi ist die Quelle unserer unsterblichen Hoffnungen. Ist Christus auferstanden, so wird Gott auch uns, seinen Jüngern und Gliedern das ewige Leben schenken. Eingegangen in die Leibes-, Liebes- und Lebensgemeinschaft mit ihm, werden wir auch Theil haben an seiner ewigen Herrlichkeit. „Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg?" Durch die Nacht des Grabes leuchtet das

Morgenroth der Ewigkeit. Der Tod ist des Christen Himmelswagen.

Nun sind wir getröstet. Die Gewissheit, dass Gott uns, die Erlösten und Gläubigen, zu seinen Erben, zu Miterben Jesu Christi beruft, die gibt uns einen Heldenmuth, wir kämpfen den guten Kampf des Glaubens und sichern Schrittes, wenn auch hie und da gebückten Hauptes, steigen wir den Berg der Seligkeiten hinan, zur ewigen Heimat hinauf!

> Wie gross ist des Allmächt'gen Güte,
> Ist der ein Mensch, den sie nicht rührt?
> Der mit verhärtetem Gemüthe
> Den Dank erstickt, der ihm gebührt?

Durch ihn sind wir erlöst. Durch ihn werden wir zum Glauben berufen. Durch ihn haben wir eine lebendige Hoffnung erhalten, die uns nicht lässt zu Schanden werden. Erwägt, bedenkt das Alles und dann fragt euch: „Ist es möglich, solch' einen gütigen Gott aufzugeben und dem Ungöttlichen nachzujagen, dem Weltlichen anzuhangen?"

Ist es möglich?

Ein armer Neger wurde einst von einem reichen und gütigen Engländer auf dem Sklavenmarkte um zwanzig Goldstücke losgekauft und sein Wohlthäter schenkte ihm noch eine Summe, wofür er sich ein Stück Landes kaufen und einrichten konnte. „Bin ich wirklich frei, kann ich gehen wohin ich will?" fragte der Neger. „Jawohl, du bist ganz frei, du kannst gehen, wohin du willst", erwiderte sein Wohlthäter. „Wohlan", antwortete darauf der dankbare Neger, „so will ich dein Knecht werden; dir bin ich Alles schuldig, bitte, nimm mich zu deinem Diener auf."

Das rührte den Herrn. Er nahm den Neger zu sich und einen treueren Diener hat er nie gehabt.

O Christen, habt ihr es verstanden? Gehet hin und thut desgleichen.

XI. Die Keuschheit der Seele.

I. Petr. 1/22.

Heiliger Wandel im Gegensatz zu dem früheren Leben in Lüsten — das hat der Apostel in erster Linie von seinen Lesern als Bethätigung ihrer Heilshoffnung gefordert. Seid ihr Kinder des Gehorsams, dann — so ermahnte er sie — dann beweiset es durch die Erneuerung im Geiste eures Gemüthes, durch das aufrichtige Streben nach Heiligung, durch einen gottesfürchtigen Wandel; dazu verpflichtet euch einerseits die Heiligkeit eures Gottes und andererseits die Erlösung durch das theure Blut Jesu Christi.

Wir wissen also: 1. dass wir und 2. warum wir der Heiligung nachjagen sollen.

Das Schwierigste aber bleibt uns noch verborgen. Wie soll sich denn die Heiligung gestalten? Wie haben wir uns zu verhalten, um uns, als Kinder des Gehorsams, unserer ewigen Bestimmung gemäss, zu entwickeln?

Diese Fragen werden uns in der weiteren Fortsetzung des Briefes beantwortet, und zwar so, dass wir zuerst erfahren, wie sich die Heiligung im Christen selbst und dann unter den Christen, im gegenseitigen Verkehre, gestalten muss. (1/22—2/10.)

Wir werden diese verschiedenen Rathschläge nach einander betrachten. Für heute können wir uns nur mit der allerersten Ermahnung befassen. Sie lautet: „Machet keusch eure Seelen, im Gehorsam der Wahrheit durch den Geist, zu ungefärbter, brünstiger, reiner Bruderliebe."

Machet keusch eure Seelen, d. h. reiniget, heiliget sie! Schüttelt ab jeden Staub der Erde! Reiniget euch von jedem Schmutz der Sünde! Leget ab das Böse, das euch immer noch anklebt und befleckt! Fliehet Alles, was sich mit unserem christlichen Berufe nicht verträgt! Rein wie geläutertes Gold, durchsichtig wie feines Krystall — so sei euer inwendiger Mensch. Keine Unwahrheit oder Unklarheit, keine Gemeinheit oder Unsauberkeit, keine Unlauterkeit oder Zuchtlosigkeit, keine Hehlerei oder Heuchelei — nichts, nichts von Alledem sei in euch, bei euch zu finden. „Was wahrhaftig ist, was ehrbar, was gerecht, was keusch, was lieblich, was wohl lautet, ist etwa eine Tugend, ist etwa ein Lob, dem denket nach." Ph. 4/8. Machet keusch eure Seelen!

Eure Seelen! Aus der Tiefe eures Herzens seien die Wurzeln der Sünde ausgerottet! Den Staub von der Oberfläche abwischen, das genügt nicht. Der Grund, die Tiefe, das Innere des Herzens muss rein und lauter sein. Frömmigkeit, keine Frommthuerei! Heiligung, keine Uebertünchung! „Es ist nicht genug — sagt Luther — dass Einer sich vom Werk enthält und bleibe Jungfrau äusserlich und lasse die böse Lust im Herzen stecken, sondern man muss darnach trachten, dass die Seele keusch sei, also dass es aus dem Herzen herausgehe und die Seele der bösen Lust und Begierde feind sei und sich immer damit schlage, so lange, bis sie ihr los werde." Im Herzen selbst muss die Heiligung Anfang und Ende finden. Dort ist der Sitz des lebendigen Christenthums. So lange die Seele nicht keusch, rein und heilig ist oder zu werden sich bemüht, so lange der aufrichtige Glaube nicht der Pulsschlag des Lebens wird, so lange das Bekenntniss nur lose an der Oberfläche haftet, so lange fehlt dir die Berechtigung, dich ein Kind des Gehorsams zu nennen. Oder hast du jemals aus trüber Quelle reines Wasser fliessen sehen? Hast du jemals an einem verdorrten Baume reife Früchte gepflückt? Hast du jemals Trauben von Dornen gelesen? Ist die Seele nicht

keusch, so kann auch dein Wandel nicht rein, dein Glaube nicht aufrichtig sein. Wohl lässt sich den Menschen Sand in die Augen werfen. Nichts ist leichter, als ihnen mit schönen Phrasen zu imponiren. Gott aber prüfet Herzen und Nieren. Vor ihm besteht — wie Augustin so schön bemerkt — nur die Jungfräulichkeit des Sinnes in der Aufrichtigkeit des Glaubens und der Reinheit des Herzens von unedler Flamme.

Machet keusch euere Seelen! Machet, arbeitet daran ohne Unterlass! Solch' eine Arbeit wird nicht mit einemmale abgethan. Haben wir uns auch gründlich bekehret, so sind wir doch damit nicht zum Abschlusse gekommen. Die Sünde ist wohl überwunden, nicht aber getilgt. Nun gilt es treue Wacht zu halten, vor jedem Ueberfall sich zu schützen, jede Angriffe zurück zu schlagen. Das Kind muss sich zum Jünglinge, der Jüngling zum Manne heranbilden. Der gelegte Keim ist fortzubilden, der gemachte Anfang fortzusetzen, der eingeschlagene Weg weiter zu verfolgen. Wachsen, fortschreiten, eine Stufe der Heiligung nach der andern ersteigen, das ist nunmehr unsere heilige Christenpflicht. Wer einen Berg besteigt, bleibt wohl hie und da stehen, die schöne Aussicht zu bewundern, neue Kräfte zu sammeln, aber er denkt nicht einmal im Traume daran, hier, unterwegs, sein Zelt aufzuschlagen, er pilgert weiter, er steigt immer höher und höher hinauf und ruhet nicht, bevor er sein Ziel erreicht hat. So der Christ auf dem Berge der Heiligung. Er steigt unaufhaltsam fort. Und wenn er ruht, so ruht er nur, um neue Kräfte zu sammeln, um rascher vorwärts zu gelangen.

Und dieses stete Fortschreiten ist wahrlich dringend nothwendig. Ich wüsste keine Zeit, wo wir Feierabend machen könnten. Als du jung warest, blendete dich die Lust und Herrlichkeit der Welt. Wie oft reizten und versuchten und besiegten dich die Verlockungen der Jugend! Ach — klagest du — wenn nur die Jugendzeit vorüber wäre, dann ginge es besser mit der Heiligung! Die Jugend

ging vorüber. Das reifere Alter trat heran. Die früheren Versuchungen blieben wohl aus, aber der Kampf wurde dir nicht erspart. Mit andern Cocarden, aber unter der gleichen Fahne traten neue Feinde gegen dich auf. Sorge, Ungeduld, Neid — wie oft haben sie dich überfallen und überwunden! Ach — klagest du wieder — wenn nur einmal die schweren Kämpfe um's Dasein überstanden, die Kinder versorgt, die Lasten erleichtert wären, so würde es doch besser mit mir werden und nichts, gar nichts mehr dürfte das Ebenbild Gottes beflecken. Auch diese Zeit rückte heran. Das würdige Greisenalter hast du glücklich erreicht. Eine Fülle von köstlichen Erfahrungen hast du dir gesammelt, einen Schatz von lieben Erinnerungen dir aufbewahrt. Ist es nun besser geworden? Nicht wahr, du schlägst die Augen nieder .... du denkest an die vielen Augenblicke, wo du gegen Gott murrest und klagest, du erinnerst dich an die Verstimmung, die sich deiner bemächtigt, wenn du siehst, wie du inmitten der ewigen Verjüngung immer älter wirst und immer mehr Mühe hast, dich in die neuen Verhältnisse hinein zu finden. So oft wolltest du verzagen, verzweifeln, da kam die Besinnung wieder und du bekanntest, gedemüthigt zwar, aber dennoch getröstet: dort, dort wird es besser werden. Ja dort erst wird es besser werden. Dort erst wird der Kampf aufhören. Dort erst wird die Seele im reinen Brautschmucke vor Gott erscheinen können. So lange aber als wir hier unten wallen, so lange haben wir zu sorgen, dass die Seele keusch werde, rein von aller Befleckung der Sünde. „Das Leben ist nicht eine Frömmigkeit, sondern ein Frommwerden, nicht eine Gesundheit, sondern ein Gesundwerden. Wir sind's noch nicht, wir werden's aber. Es ist noch nicht gethan und geschehen, es ist aber in Gang und Schwang. Es glitzert und glänzet nicht Alles, es feget sich aber aus." (Luther.)

Es feget sich aus. Wie? „Im Gehorsam der Wahrheit." Die Wahrheit ist das rechte Mittel, die Seele zu reinigen, zu läutern. Die Wahrheit ist die rechte Arznei,

uns von den inneren Gebrechen zu heilen. Welch' eine wunderbare, reinigende Kraft geht doch von der Wahrheit aus! Sie ist wie ein klares, lauteres Quellwasser, das reinigt und läutert; wie eine frische Bergluft, die erquickt und belebt; wie die helle Morgenröthe, die erfreut und beglückt. Vor der Wahrheit weichen die Irrthümer und Lügen, Schatten und Finsternisse, Heuchelei und Verstellung. O welch' eine Lust, sich von den Strahlen der Wahrheit beleuchten, erwärmen zu lassen! Welch eine Freude, mit Jüngern der Wahrheit zu verkehren! In welcher Form, auf welchem Gebiete sie der Wahrheit auch dienen, in ihrer Gemeinschaft erhebt sich das Herz, läutert sich der Sinn, verklärt sich der Geist. Und wenn vollends die innere Liebe zur Wahrheit sich auf ihrem Gesichte abspiegelt, aus ihren Augen hervorleuchtet, ihre Züge verklärt, dann schwindet auch in dem verstocktesten Herzen jede Versuchung zur Lüge, zur Heuchelei, zur Verstellung. Der Mensch wird wie neugeboren.

So wirkt die irdische Wahrheit. Wie viel kräftiger ist doch die Wirkung der göttlichen Wahrheit, der himmlischen Offenbarung! Hier ertönt die Stimme des Allmächtigen. Hier gebietet die Autorität des Allwissenden. Hier weht der Odem des heiligen Geistes. Hier schlägt das Herz des barmherzigen Vaters.

O wie freudig beugt sich der Christ unter diese Autorität! Wie gern beeilt er sich, als Kind des Gehorsams, deren Mahnungen zu befolgen, deren Gebote zu erfüllen. „Lass der Sünde nicht ihren Willen, sondern herrsche über sie" — so mahnt das Wort — der Christ gehorcht und ergreift die Waffen des Geistes, die Sünden zu besiegen. „Richtet wieder auf die lässigen Hände, die müden Kniee" — so ermuntert das Wort; — der Christ fasset neuen Muth und sucht im Gebete neue Kraft. „Jaget nach dem Frieden gegen Jedermann, der Heiligung, ohne welche wird Niemand den Herrn sehen" — so warnet das Wort; der Christ wirft die fleischlichen Waffen von sich und

wandelt im Frieden. „Liebet eure Feinde, segnet die euch fluchen, thut wohl denen, die euch hassen, bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen", so bittet das Wort: der Christ beherzigt diese Worte und je mehr er darüber nachdenkt, desto stiller wird es in seinem Herzen. Der Sturm legt sich; hinter den Wolken leuchtet die Sonne hervor; versöhnt reichen sich Feinde die Hand. „Seid vollkommen wie euer Vater im Himmel vollkommen ist", so gebietet das Wort; — der Christ befolgt das Gebot und strebt und jagt der Vollkommenheit nach.

So aber die Versuchung an ihn herantritt, in seinem Streben nach Heiligung, nach Vollkommenheit inne zu halten, kommt wieder das Wort ihm zu Hilfe und spornt seinen Eifer auf's neue an. Du rühmest dich gläubig zu sein. Schau' hin auf jenen Patriarchen, der seinem Gott das Allerliebste sogar zu opfern bereit war. Bist du noch gläubig genug? Du lobst deine stille Ergebenheit. O höre doch jenes Echo, das uns aus dem Alten Testament herüber klingt: „Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen; der Name des Herrn sei gepriesen." Bist du noch ergeben genug? Du liebest deinen Erlöser und betonst deine Liebe mit Stolz. Denke an jene Maria, die mit ihrem Nardenöl das ganze Herz zum Opfer bringt. Ist deine Liebe immer noch glühend genug? Du schauest mit Selbstbewusstsein auf deine Vollkommenheit hin. Folge dem Apostel Paulus. Sieh, auf welch' einer Höhe er steht und dennoch klaget er: „nicht dass ich es ergriffen hätte". Bist du vollkommen genug? Du bildest dir ein, fertig zu sein. Wohlan, so gehe und stelle dich hin vor das fleckenlose Bild des Heiligen. Willst du die Hände noch in den Schoss legen? Ist deine Arbeit zu Ende?

O wie treibt Einen die göttliche Wahrheit von einer Stufe zur andern hinauf! Es ist den Kindern des Gehorsams, als riefe man ihnen lauter begeisternde „Vorwärts" entgegen, und sie bekämpfen die Sünde, befreien die Seele. Im Gehorsam der Wahrheit suchen, erstreben sie die Keusch-

heit der Seele; mit der Erfüllung, mit der Vollendung der Wahrheit werden sie sie erhalten vollkommen und herrlich!

Vor der Bibliothek einer angesehenen Stadt in Aegypten stand in uralten Tagen die Aufschrift: „Arzenei der Seelen". Eine stolze Aufschrift — für die Sammlung von menschlichen Erzeugnissen zu stolz. Schreibet die gleiche Aufschrift mit goldenen Lettern auf die kleine Büchersammlung, Bibel genannt, ihr werdet die Wahrheit bezeugt haben. Denn hier ist Rath, Hilfe, Labung für alle Qualen der Seele!

Rath, Hilfe, Labung, aber nur für den, der ihr gehorchen will in der Kraft des „heiligen Geistes". Ohne den heiligen Geist nützt und hilft uns die Bibel gar nichts. Du kannst die Bibel auswendig gelernt und doch nichts dabei gewonnen haben. Du kannst Sprüche auf Sprüche hersagen, und doch nicht bibelfest sein. Du kannst in jedem Buche dieser Sammlung zu Hause, und doch ein Fremdling sein in der Bibel. Du kannst zur Begründung von Kirchenlehren mit einer bewunderungswerthen Fertigkeit die passendsten Stellen anführen, und doch nicht biblisch denken. Du kannst Erzählungen, Beispiele aus der Bibel zur Zeit und Unzeit verwerthen und doch wäre es möglich, dass dir die Bibel ein verschlossenes Buch geblieben. Du kannst all' dein Thun und Lassen durch Citate aus der Bibel rechtfertigen, begründen, und doch kein Kind des Gehorsams sein. Das Alles kann geschehen. Wie das? Wenn du dir die Bibel mit dem Verstande, mit dem Gedächtnisse blos als Lernstoff, nicht als Lebensstoff aneignest! Wenn du von der Bibel nur den Buchstaben verstehst, den Geist aber verleugnest. Wenn du die Bibel zur Lehre zwar, nicht aber zur Strafe, zur Besserung, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit gebrauchest. Wenn du ihr als Sklave, als Knecht mit Furcht und Angst, nicht als Kind in Freude und Lust gehorchest. Wenn du thust, was sie gebietet, weil du die Strafe fürchtest, und nicht weil du den Gehorsam liebest. Wenn das Lesen und Forschen in der Schrift nicht den

einen Zweck verfolgt, dich vollkommen zu machen, zu allen guten Werken geschickt. Wenn bei deinem Bibelstudium nicht die Frage als Hauptfrage vorherrscht: „Was sagt die Bibel mir, mir persönlich?"

So lange dieser Geist dich nicht beseelt, nützt dir die Bibel gar nichts. Auf dreierlei Weise lässt sich die heilige Schrift gebrauchen, sagt Chemnitz: von den Schriftgelehrten zum Wissen, von Herodes zum Anfeinden, von den Weisen zum Lieben der Wahrheit.

Nun wisst ihr auch, warum euch die Bibel bisher so kalt gelassen. Nun wisst ihr, warum die Welt den Werth der Bibel so gering schätzet, so wenig erkennt.

O lasset euch die Wahrheit von Oben durch Gottes „Geist" erklären, deuten, an's Herz legen und ihr werdet staunen über die Wunderkraft, die aus derselben hervorquillt. Gehorchet dieser Wahrheit in der Kraft des heiligen Geistes und eure Seele wird keusch, rein und heilig werden.

Wenn ein Freund des göttlichen Wortes dem nachdenkt, was die Bibel für ihn gewesen und was er ihr zu danken hat, er kann es nicht ausreden. Und wenn er sich erst den Gedanken vor die Seele stellt, was die Bibel seit Anbeginn der Zeiten, in allen Jahrhunderten, unter allen Völkern, in allen Seelen gewirkt hat, wenn er sich aus dem grossen Reiche der Weltgeschichte alle Thaten, die aus der Anregung und Kraft des göttlichen Wortes geboren sind, in ein Buch zusammenschreiben könnte, wahrlich, es müsste ein wunderbares, herrliches Buch werden, nächst der Bibel das allerschönste Buch auf Erden.

Wohlan! Machet eure Seelen keusch im Gehorsam der Wahrheit durch den Geist und daraus entwickle sich, als köstliche Frucht zum Wohle unserer Nebenmenschen, die Bruderliebe.

Welche Bruderliebe? Unter den vielen Schlag- und Stichwörtern, an denen unser Jahrhundert so reich ist, steht obenan die Brüderlichkeit. „Seid umschlungen Millionen" — kann bis zur Berauschung begeistern, und will man bei einer Ver-

sammlung einigen Beifall ernten, so stimme man das elektrisirende Thema an: „Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern." Ist diese Bruderliebe hier gemeint? Nein. Wir haben zwar, wenn sie kühler und nüchterner auftritt, auch für diese Liebe Sinn und Verständniss. Wir sind ja Brüder nach dem ersten Artikel unseres Glaubens: Ein Gott hat uns geschaffen. Wir sind Brüder nach dem zweiten Artikel unseres Glaubens: Ein Erlöser hat für uns Alle das Zeichen des heiligen Kreuzes aufgerichtet. Wir sind Brüder nach dem dritten Artikel unseres Glaubens: Ein heiliger Geist beruft uns Alle in's eine Himmelreich. Dieses Band, welches die ganze Menschheit umschliesst, werden wir nicht zerreissen. Wie es einst die apostolischen Gemeinden miteinander verknüpft, so soll es auch heute noch alle Menschen untereinander verbinden. Ist doch die universelle, über alle Grenzen der Nation und des Vaterlandes hinausreichende Liebe die Frucht des christlichen Glaubens. Es ist eine „ungefärbte" Bruderliebe. Ist die hier gemeint? Nein. Noch mehr verlangt der Apostel, noch höher hinauf führt er die keusche Seele, das Kind des Gehorsams.

Welche Bruderliebe verlangt er denn? Etwa diejenige, die sich in der Fürsorge für das leibliche Wohl unserer Mitbürger so lebendig erweiset? Auch diese Form der Bruderliebe ist dem Christenthum nicht unbekannt. Von jeher hat sich die christliche Liebe das leibliche Wohl der Armen und Verlassenen zu Herzen genommen. Witwen und Waisen in ihrer Trübsal zu besuchen, Nackende zu bekleiden, Hungernde zu speisen, ist der Gläubigen Gottesdienst seit den ersten Tagen der christlichen Kirche gewesen. „Die gottlosen Galiläer," klagt Kaiser Julian, „ernähren nicht allein ihre Armen, sondern auch die unserigen, indem sie sie zu ihren Liebesmahlen einladen; sie ziehen sie an sich, wie die Kinder mit Kuchen."

Die christliche Barmherzigkeit hat sich in tausend und abermal tausend Formen seitdem wiederholt. Denkt nur an die Waisenhäuser, Hospitäler, Lazarethe, Rettungs-

häuser! Wenn Einer die Geschichte der christlichen Barmherzigkeit schreiben will, so muss er, fast wider Willen, die Geschichte der christlichen Kirche schreiben — so brünstig, so andauernd und nachhaltig hat sie fort und fort gewirkt. Ist diese Liebe hier gemeint? Nein. Noch mehr verlangt der Apostel, noch höher hinauf führt er die keusche Seele, das Kind des Gehorsams.

Zu welcher Bruderliebe will er uns denn emporziehen? Etwa zu jener Liebe, die alle Fehler, Gebrechen und Schwächen der Menschen mit Nachsicht beurtheilt? Auch diese Liebe darf bei Christen nicht fehlen. Sanftmuth, Geduld, Schonung sind immerhin nothwendig und je leichter es einem Christen wird, Schmähungen, Verdächtigungen von erzürnten Gegnern mit Ruhe zu ertragen, desto mehr gleicht er seinem Heilande, der nicht schalt, wenn er gescholten wurde. Wohl dem, der sich so beherrschen kann! Wohl dem, der in aufgeregten Kampfeszeiten Kopf und Herz im Zaume hält! Eine solche Liebe kann nur aus „reinem Herzen" kommen. Es dürfte uns nicht wundern, wenn der Apostel davon Erwähnung thäte, aber auch diese Liebe ist hier nicht gemeint. Noch mehr verlangt der Apostel, noch höher hinauf führt er die keusche Seele, das Kind des Gehorsams.

Was er verlangt, was er von einem „Kinde des Gehorsams" verlangen muss, das ist eine Bruderliebe, die mit allen den erwähnten Eigenschaften geschmückt, zugleich „ungefärbt, brünstig und rein" sei, eine Liebe, die unter dem Kreuze geboren, von den Strahlen der Gnadensonne beleuchtet, von der göttlichen Wahrheit beseelt, Früchte des ewigen Lebens trage.

Er verlangt zum Beweise unseres Glaubens, als Bestätigung desselben, eine ungefärbte, brünstige, reine Liebe zu den „Seelen". Die Welt liebt den Körper und sorgt für dessen Wohlergehen. Der Christ thut es auch und thut es gern, aber noch höher steht ihm die Seele und deren ewiges Heil. Die Welt liebt den Geist, pflegt dessen

Entwicklung und sorgt für dessen Aufklärung. Der Christ thut es auch und thut es gern, aber noch höher steht ihm die Seele und deren Entwicklung zur Erkenntniss des ewigen Heils. Die Welt berücksichtigt das Vergängliche und bewegt sich innerhalb der Grenzen des Sichtbaren. Der Christ richtet sein Auge auf das Unvergängliche, steigt hinab in die Tiefe, steigt hinauf in die Höhe. Er bringt den Menschen das Himmelreich und dessen ewige Seligkeit.

Das ist die Liebe, die von unserem lebendigen Glauben, von unserem Gehorsam gegen die Wahrheit Zeugniss ablegen kann!

Diese Liebe ist eine „ungefärbte!" Was treibt den Christen dazu, die sicheren Menschen aus ihrer vermeintlichen Ruhe zu schütteln und ihnen die Erlösung durch Christum zu verkünden? Die Liebe zu den Seelen. Was gibt ihnen den Muth, ihre Brüder zu mahnen, zu warnen, zu strafen, zu neuem und entschiedenerem Kampfe zu verhalten? Was befähigt ihn dazu, diese schwierigste aller Aufgaben zu lösen, dieses Amt der Liebe mit feinem Tacte, herzlicher Milde auszuüben? Die Liebe zu ihren Brüdern, die Fürsorge um ihr ewiges Heil. Die Selbstsucht kanzelt ab, die Parteisucht eifert, die Selbstüberhebung verwundet, erbittert. Die „ungefärbte" Liebe errettet, heilet, erquickt. Solch' eine Liebe erwartet der Apostel von dem Kinde des Gehorsams.

Die Liebe ist zugleich „brünstig". Ach wie oft — ihr könnt es euch leicht vorstellen — wie oft muss der Christ traurige, bittere Erfahrungen machen! Wie oft werden seine Absichten verkannt, seine Mahnungen verhöhnt, seine Worte verspottet! Weg mit dem Aufdringling, dem Zeloten, dem Fanatiker! — so erwidern die gemahnten Brüder. Er aber lässt sich nicht abschrecken. Einem Vater gleich, der sein Kind mit unermüdeter Liebe ermahnt, einer Mutter gleich, die anhaltend am Bette ihres Lieblings wacht, einem Wirthe gleich, der seinem Gaste alle Auf-

merksamkeit schenkt, so umringt, umgibt er seinen Bruder mit brünstiger Liebe. Mit nachhaltiger, andauernder Energie, ohne lästig, ohne zudringlich zu werden, wacht die ungefärbte Liebe. Sentimentalität, Schwärmerei, blinder Eifer hätten schon längst jeden weiteren Rettungsversuch aufgegeben und den Armen seinem Schicksale überlassen. Die „brünstige" Liebe aber harret aus in der Kraft des lebendigen Glaubens.

Sie harret aus bis zuletzt, weil sie aus „reinem Herzen" kommt. Rein ist die ungefärbte, brünstige Liebe ihrem Ursprunge nach. Sie wird aus dem heiligen Geiste geboren, von keuscher Seele gepflegt und im Gehorsam der Wahrheit bethätigt. Rein ist diese Liebe in der Auswahl ihrer Mittel. Nichts Menschliches lässt sie mit unterlaufen. Die ungesunde Treibhausmethode, die fleischliche Bekehrungssucht, die beschränkte Engherzigkeit, die hastige Arbeit mit Dampfkraft — als ob sie die einzigen Haushälter der göttlichen Liebesfülle wären — sind ihr fremd und zuwider. Sie liebt aus reinem Herzen, das ihre ganze Kraft, ihre einzige Methode. Sie ist rein ihrem Ziele nach. Sie sucht nicht das Ihrige, wirbt nicht für Partei oder Secte; sie fördert nur Eines, das Wohl der Brüder, das Reich Gottes, die Ehre Jesu Christi! Ob sie sich nun unter Heiden, Weltmenschen oder Christen zu entfalten habe, überall erweist sich diese Liebe als die Frucht des lebendigen Glaubens und wirket mit Freuden im Dienste des Gehorsams gegen die göttliche Wahrheit!

Das ist die Liebe, die der Apostel verlangt, von einem jeden Christen erwartet. Eine eigenthümliche, aber um so unentbehrlichere Bethätigung unseres christlichen Lebens!

Wohl dem, der seinen Glauben mit dieser ungefärbten, brünstigen, reinen Liebe schmücket. Er hat eine herrliche Gestalt gewonnen in Jesu Christo!

XII. Die ungefärbte, brünstige, reine Bruderliebe.

I. Petr. 1/23—25.

Eine ungefärbte, brünstige, reine Liebe, eine Liebe, die unter dem Kreuze geboren, von der Gnadensonne beleuchtet, von der göttlichen Wahrheit beseelt, Früchte des ewigen Lebens trage, das ist — lehrte uns der Apostel in unserer letzten Betrachtung — die Bethätigung, der lebendige Beweis eines aufrichtigen Glaubens, die Frucht einer keuschen Seele .... Wo diese göttliche Liebe zu den Seelen fehlt, da mangelt der Glaube, die Energie des christlichen Lebens.

Heute erfahren wir, warum die Kinder des Gehorsams, die keuschen Seelen zu einer solchen Bruderliebe verpflichtet sind und mit welchem Rechte sie von ihnen erwartet werden kann. Der Text belehrt uns hierüber. Die Antwort ist zwar kurz und knapp, aber doch klar, unzweideutig und zutreffend. Wir sind unseren Brüdern diese Liebe — eine ungefärbte, brünstige, reine Liebe zu den Seelen — schuldig, weil wir wiedergeboren sind, und zwar wiedergeboren nicht aus vergänglichem, sondern aus unvergänglichem Samen, nämlich aus dem lebendigen, ewig bleibenden Gottesworte.

Die Kinder der Welt, die natürlichen Menschen üben auch Liebe aus, aber ihre Liebe ist ebenso vergänglich wie der Same, aus welchem sie geboren sind. Sie mögen noch so viel leisten, sie schaffen nichts Bleibendes. Die Opfer, die sie bringen, sind den Armen zwar willkommen

und zeugen von hochherzigem Sinne — ist aber die Noth vorüber, so werden Geber und Gaben meistens vergessen. Die Hilfe, die sie spenden, findet wohl freudige Aufnahme, aber mit dem Elende wachsen die Ansprüche, mit dem Elende hört die Erkenntlichkeit auf. Was lässt sich auch Besonderes erwarten von einem Kleide, das höchstens vor Kälte schützt und nach einigen Monaten verbraucht oder zerrissen ist? Was von einem Almosen, das man ebenso regelmässig zwar, aber auch ebenso gleichgiltig spendet, wie man etwa — oft mit Murren und Seufzen — seine Steuern bezahlt? Was von einer Nahrung, die nur den leiblichen Hunger für wenige Stunden stillt? Wahrlich, die Liebe, welche nur für das Irdische sorgt, nur das Leibliche pflegt, nur den Leiden dieser Welt abhilft, kann die rechte, helfende, rettende Liebe nicht sein — was sie schafft, „verdorrt wie Gras, fällt ab wie die Blume".

Ihre Unzulänglichkeit wird überdies durch die Erfahrung selbst zur Genüge bestätigt. Betreten wir einmal das weite Gebiet der modernen Philanthropie. Wie viel wird da geleistet! Unendlich sind die Opfer, die gebracht, grossartig die Summen, die gespendet werden! Und was wird erreicht? Leider sehr wenig. Die Unterstützten bleiben unterstützungsbedürftig und die Unterstützungsbedürftigen sind undankbar. Woher das kommen mag? Daher, dass die Liebe, die hier wirkt, aus vergänglichem Samen stammt, das Gras aber verdorrt und die Blume abfällt.

Und mag diese Liebe noch so herrlich erscheinen — das Fleisch hat ja seine Herrlichkeit — mag sie sich mit den schönsten Blüthen schmücken, in den Formen von Edelsinn, Weisheit, Kunst, Wissenschaft, Patriotismus, philosophischen und religiösen Systemen sich prächtig entfalten, „ist kein Wort Gottes darunter als Boden, darinnen als Seele, davor als Ziel", so verwelkt und verdorrt sie dennoch wie Gras und fällt ab wie die Blume.

Es gehört Muth, Liebe, Selbstverleugnung dazu, den Nächsten zu warnen, zu mahnen, den Versuch zu machen,

durch gute Lehren und Rathschläge das sittliche Bewusstsein, die Kraft des Willens zu stärken. Auch ist es etwas Grosses um die Selbstverleugnung. Allein damit wird die üble Neigung des Herzens, die innerste Richtung des Willens noch nicht geändert. Dadurch erhält das Herz noch nicht die Kraft, die Feinde seiner Ruhe, seines Friedens auf die Dauer zu bekämpfen. Lasst einmal die Versuchungen herantreten, die Selbstbeherrschung wird aufgehört haben. Die guten Rathschläge werden nichts fruchten, die ersten Besserungsversuche bleiben erfolglos. Ist es zum Erstaunen? O nein. Die vergängliche Liebe hat uns nur vergängliche, irdische Mittel zur Verfügung gestellt: „Das Gras verdorrt, die Blume fällt ab".

Es ist ein Werk der Humanität, der Nächstenliebe, den Menschen, um sie zu veredeln, Sinn und Verständniss für Kunst und Musik beizubringen — dieses Culturmittel wird auch ein Christ zur rechten Zeit anwenden — aber darf es uns wundern, wenn die Welt, trotz Kunst und Musik, seufzt und jammert, der sittlichen Freiheit entbehrt und den Frieden nicht kennt, der höher ist als alle Vernunft? Keineswegs. Die Kunst, die selbst unter dem Banne der Vergänglichkeit seufzt, kann uns das Bürgerrecht in der himmlischen Heimat nicht erkaufen. Mit den letzten Klängen einer Symphonie verweht der Friede, in den sie die Seele gewiegt. — Das Gras verdorrt, die Blume fällt ab.

Es ist erfreulich zu sehen, mit welchem Eifer, aus Liebe zum Volke, der Unterricht verbreitet, die Bildung verallgemeinert, die Wissenschaft popularisirt, einem Jeden zugänglich gemacht wird. Die Zahl der Abend-, Sonntags- und Fortbildungsschulen ist Legion. Hochherzige Männer widmen ihre freie Zeit in aller Uneigennützigkeit dem edlen Werke der Volksbildung, der Volksaufklärung. Man staunt über diese grossartigen Leistungen, man staunt — aber warum darf man sich nicht mehr darüber freuen? Woher kommt es, dass die Bosheit mit der Bildung, die Schlechtigkeit mit der Cultur wächst und zunimmt? Weil die einseitige Bildung

des Verstandes aufbläht oder, im besten Falle, nur übertüncht und raffinirt. Wo das Herz nicht gebildet, gebessert, geheiligt wird, erweist sich auch die höchste und beste Bildung als verderblich und unzulänglich. — Das Gras verdorrt, die Blume fällt ab.

Andere — es sind nicht die unbedeutendsten unter den Volksmännern — hoffen eine Erleichterung, eine Erlösung für das Volk von den besseren Staatseinrichtungen und es ist nicht zu leugnen, dass der Staat von jeher einer der wichtigsten Hebel für die menschliche Wohlfahrt gewesen ist, allein auch damit wird das Ziel nicht erreicht, das sich die wahre Menschenliebe vorhalten muss. Der Staat mit allen seinen Einrichtungen vermag es nicht, den belebenden Geist zu erzeugen. Er kann wohl zügeln, abwehren, bezähmen, beschränken, durch seine Institutionen den socialen Kräften und Thätigkeiten Raum schaffen zu freier Entfaltung, aber die edle Gesinnung, die sittliche Vollendung vermag er nicht zu erzeugen. Daher der Zug von Unzufriedenheit, der trotz Constitution und Parlamentarismus, trotz Freiheit und Verfassung durch unsere modernen Völker hindurchgeht. Die Säulen wanken, der Boden ist unsicher, die Luft ist mit Elektricität geschwängert. Warum? Das Gras verdorrt, die Blume fällt ab.

Das Gleiche erleben wir in der Kirche. Noch niemals hat man den kirchlichen Fragen solch ein reges Interesse entgegengebracht. Man sollte glauben, dass diese Liebe Wunderdinge wirken würde. Leider nicht. Das ganze Interesse ist eben vergänglicher Art, es beschränkt sich auf rein äusserliche Dinge, im besten Falle auf die „Kirchenverfassungsfrage". Die Einen beleuchten sie vom Standpunkte des starren Confessionalismus, die Anderen betrachten sie im Lichte der freisinnigen Vernunft; auf beiden Seiten aber stammt die Liebe zur Kirche aus vergänglichem Samen, und das Gras verdorrt, die Blume fällt ab.

Noch drastischer tritt uns die Ohnmacht der Reformversuche in der katholischen Kirche entgegen. Ferne von

ans, die Absichten und Beweggründe der Männer zu verdächtigen, welche aus religiöser Begeisterung die Missbräuche zu bekämpfen, das Unkraut auszurotten suchten. Allein so lange sie Mücken seigen und Kameele verschlucken, so lange sie nicht, den Reformatoren gleich, mit dem Worte Gottes, in der Kraft des heiligen Geistes, kämpfen, so lange werden ihre Bemühungen im Sande verlaufen, ihre Proteste in der Luft verhallen. Wie schnell hatten doch die Deutschkatholiken abgewirthschaftet und wie bald werden die Altkatholiken — wenn sie nicht tiefer eindringen in des Wortes Grund und Kern — die Wahrheit unseres Textes erfahren: „Alles Fleisch ist wie Gras, und alle Herrlichkeit der Menschen wie des Grases Blume. Das Gras verdorrt, die Blume fällt ab."

Herrlich, köstlich sind mitunter die mannigfaltigen, verschiedenen Werke dieser aus vergänglichem Samen erzeugten Liebe. Bewundernswerth, ja nachahmungswürdig sind oft in ihrer Aufopferung, Hochherzigkeit und Uneigennützigkeit die Kinder der Welt, aber die Menschen, die Dinge, die Verhältnisse überhaupt nur in ihren Beziehungen zur Welt erfassen, das genügt beiweitem nicht. Die menschliche Natur darf nicht verkümmert, sie muss ganz und voll und wahr ergriffen werden. Das religiöse Bedürfniss gehört zum Wesen der Menschen. Wer die Religion aus dem Zusammenhang des öffentlichen oder persönlichen Lebens entfernt, wird niemals seine Aufgabe erfüllen. „Wohlan denn, Alle, die ihr durstig seid, kommt her zum Wasser; und die ihr nicht Geld habt, kommt her, kaufet und esset; kommt her und kaufet ohne Geld und umsonst beides, Wein und Milch. Warum zählet ihr Geld dar, da kein Brod ist, und eure Arbeit, da ihr nicht satt von ihr werden könnt? Höret mir doch zu und esset das Gute: so wird eure Seele in Wollust fett werden." Jesaias 55/1, 2.

Die ungefärbte, brünstige, reine Bruderliebe ist ein Vorrecht der Wiedergeborenen. Sie sind ja neue Creaturen geworden. Sie sind aus unvergänglichem Samen, aus dem

lebendigen, ewig bleibenden Gottesworte erzeugt. Sie sind in ein neues Leben versetzt worden. Sie wissen aus eigener Erfahrung, was dem Menschen noth thut. Sie kennen die Quelle ihres Elendes, die Ursache ihrer Leiden. Sie haben ihre Finger in die Wundmale der Menschheit gelegt. Sie kennen die erprobten Arznei- und Hilfsmittel. Wie ein rollender Donner hat einst die Gottesstimme im Worte ihnen entgegengerufen: „Verflucht ist ein Jeglicher, der nicht bleibt in Allem, was geschrieben steht im Buche des Gesetzes, dass er darnach thue"; — diese Stimme von oben liess die Donnerstimme drinnen erwachen und zitternd riefen sie aus: „Ach Herr, was sollen wir thun, dass wir selig werden?" — da gab ihnen die Schrift eine trostreiche, Herz und Seele erquickende Antwort. Sie liess sie einen Vater erblicken, der die gefallenen Sünder freundlich aufsucht und errettet. Sie führte sie zu dem erbarmenden Vaterherzen hin, stellte sie vor das Kreuz auf Golgatha und liess ihnen die frohe Botschaft verkünden:

Hier ist, was euch retten kann,
Jesus nimmt die Sünder an.

Ach da empfanden sie eine Wonne, die sie noch niemals gekostet, einen Frieden, den sie nicht geahnt, eine Freude, die sie nie geschmeckt hatten. Sie waren Kinder Gottes geworden, Erlöste des Herrn, Miterben der Seligkeit. Und in dieser Heils- und Selbsterkenntniss wurde ihnen eine Schule der Welterkenntniss erschlossen, wie sonst keine zweite auf Erden offen steht. Jetzt können sie lieben und trösten, helfen und retten. Jetzt können sie mit echter Samariterliebe Oel und Wein in die Wunden der leidenden Menschheit giessen. Jetzt erst leisten sie gerne irdische Hilfe. Sie wissen wohl, dass der Mensch auch einen Körper hat. Bei leerem Schranke, kaltem Zimmer, hartem Lager und drückender Noth ist die Seele nicht leicht für die himmlischen Güter zu gewinnen. Diese äusseren Hindernisse

müssen hinweggeräumt werden; sobald aber dies geschehen, so weist die echte Bruderliebe den Unglücklichen auf seine innere Armuth und auf den Reichthum in Christo, auf das Elend der Menschen ausser ihm, auf die Seligkeit in ihm und bei ihm; sie offenbart ihm den ganzen Weg des Heils und wird ihm, wenn auch nicht Priester und Prophet, doch ein erinnernder Vater und Bruder, dass der Geholfene einen unauslöschlichen Eindruck davon bekommt: Seelennoth sei schreiender als Leibesnoth, und Seelenhilfe wichtiger als Leibeshilfe. So hilft die echte Bruderliebe. Hat uns das ewig bleibende Gotteswort erzeugt, so soll auch durch uns ein ewig bleibendes Liebeswerk gestiftet werden. Kann man von Dornen keine Trauben lesen, so dürfen auch Reben keine Heerlinge tragen. „Noblesse oblige" — sagt ein französisches Sprichwort. Die Christen lieben als Kinder Gottes. Der Vater führt den Sohn zu dem Brunnen hin, aus welchem ewiger Friede quillt. Die Mutter ziert ihre Tochter mit dem köstlichen Schmuck der Gottseligkeit und Gottinnigkeit. Die Geschwister reichen sich die Hand zum heiligen Wandel vor Gott in Jesu Christo. Die Ehegatten wachen und beten, dass „Eins das Andere mit sich in den Himmel bringe". Die Gemeindeglieder — ob Vorgesetzte oder Angehörige — sorgen dafür, dass das Evangelium ungehindert nah und ferne verkündigt werde. Kurz, die Wiedergeborenen leben und wirken, wo sie auch stehen, als das Salz der Erde, als das Licht der Welt.

Die venetianischen Gondoliere rufen einander bei jeder Ecke und Biegung treulich und deutlich das Warnungswort zu, sich nicht zu stossen. So thun es die Wiedergeborenen. Bei allen Begegnungen, Windungen und Krümmungen des täglichen Lebens rufen sie den Menschen treulich und deutlich das göttliche Warnungswort zu, und, Dank ihrer fürsorgenden Liebe, wird der Weg ebener und gerader, fröhlicher das Herz, leichter das Leben.

Wohl denen, die solch' ein Zeugniss ablegen von ihrem Glauben! Sie üben aus die rechte Liebe, sie verrichten das

schöne Werk der christlichen Barmherzigkeit. Sie stiften Leben und ewig bleibendes Leben!

Sie stiften Leben, denn sie bilden Menschen heran, die mit hingebender Liebe, demüthigem Glauben, reinem Gemüthe, still und geräuschlos zur Ehre Gottes, zum Heile der Menschheit ihre Pflichten erfüllen, ihre Lebensaufgaben lösen. Die sittliche Erneuerung wird die Grundlage, auf welcher sich die sociale Wiedergeburt erheben kann. Man gebe uns, konnte schon Augustinus sprechen, solche Gatten, solche Gattinnen, wie sie die christliche Lehre fordert, solche Eltern, solche Kinder, solche Herren, solche Diener, solche Könige, solche Richter, solche Soldaten, solche Bürger, solche Staatseinnehmer, wie sie das Christenthum fordert, und ohne Zweifel wird daraus das Staatswesen den grössten Vortheil empfangen. Schon das Dasein der gläubigen, wiedergeborenen Christen an und für sich allein ist ein, wenn auch oft verborgener und unbeachteter, so doch herrlicher und reicher Segen für die Welt — es ist ein Halt für alles Gute, eine Stütze für die bestehende Ordnung, ein Hinderniss für die auflösenden Bestrebungen der Feinde Gottes und der Menschen.

Sie stiften Leben und ein ewig bleibendes Leben! Mag nun alle Fleischesherrlichkeit in Staub zerfallen, — ein Herz, das in Gott seinen Frieden, seinen Trost gefunden, behält immer das Eine, was noth thut, und findet in ihm den köstlichsten Ersatz für alle Verluste. Mögen Wolken und Nebel den Himmel verhüllen, Tage herantreten, die uns nicht gefallen, — ein Herz, das die Gnadensonne beleuchtet, wandelt im Lichte, auch inmitten der Finsternisse. Mögen die Freunde, Wegweiser und Führer sich von uns entfernen oder lossagen, — ein Herz, das seinen Heiland gewonnen, bleibt auch in der Einsamkeit getrost:

Wenn ich ihn nur habe,
Lass' ich Alles gern,
Folg' an meinem Wanderstabe,
Treugesinnt nur meinem Herrn.

Mag die Leibeshülle zusammenbrechen, es beginnt das ewige Leben, das kein Tod mehr zu tödten vermag. Das Verwesliche zieht an das Unverwesliche, das Sterbliche zieht an das Unsterbliche. O Tod, wo ist dein Stachel? O Hölle, wo ist dein Sieg?

Er, der in dieser Welt der Lüge, der Sünde und des Todes scheinbar überwunden, den Sieg einer neuen Welt, des Reiches er Wahrheit, der Liebe und der Gnade offenbarte, er ist die Quelle des Heils, der Erlösung für jeden Einzelnen, für die ganze grosse Welt. Durch ihn können die Wiedergeborenen neues, ewiges, seliges Leben schaffen.

Habt ihr schon bedacht, welch' Glück, welche Seligkeit es ist, einem Schmachtenden diese Quelle des Friedens eröffnet zu haben? Habt ihr schon erwogen, wie dankbar, wie unendlich dankbar der sich erweisen muss, der durch unsere Mithilfe zur Erkenntniss der Wahrheit gelangt ist?

Uebet doch diese göttliche Liebe aus, verrichtet dieses Werk der christlichen Barmherzigkeit!

Oder fürchtet ihr etwa, dass solch' ein Werk allzu beschränkt sei, zu wenig Einfluss auf die grosse weite Welt ausüben könne? Zugegeben, diese Liebe könne nur an einzelnen Individuen, in kleineren Gemeinschaften ihre Kraft bethätigen, so fragen wir euch, ob ein Johannes, ein Paulus, ein Augustin, ein Huss, ein Luther, ein Calvin, ein Melanchthon, ein Zwingli, ein A. H. Frank, ein Oberlin, auch ein Vincenz von Paula nicht mehr für die Wohlfahrt der Menschen gewirkt und erreicht haben als die grössten Kriegshelden und Staatsmänner, denen Lorbeeren gespendet und Ehrendenkmäler errichtet werden? Ja, eine Eunike, welche den Timotheus, eine Monica, welche den Augustin der Welt geschenkt hat, ist grösser vor Gott als der gefeiertste Held auf Erden. O wenn ihr einem solchen auserwählten Rüstzeuge, o wenn ihr auch nur dem Aermsten unter den Armen den Anstoss zur ewigen Bewegung gegeben hättet, wie gross wäret ihr vor Gott!

Oder fürchtet ihr, dass der Weg, den diese Liebe einzuschlagen hätte, uns viel zu langsam zum Ziele führen würde? Dann überblickt die heilsamen Wirkungen, die das Christenthum bis jetzt auf die geistige Entwicklung der Menschheit ausgeübt hat. Bedenkt, wie es, als Wendepunkt zwischen die alte und neue Zeit gestellt, die Menschheit wiedergeboren und zuerst zum klaren und vollständigen Bewusstsein ihrer selbst und ihrer heiligsten Bedürfnisse gebracht, wie es neue geistige Kräfte geweckt, Gesetze, Meinungen, Sitten umgeschaffen, die verschiedenen Völker zu einer unsichtbaren Gemeinschaft vereinigt, den grossartigen Humanitätsbegriff, den man vergebens bei Plato und Aristoteles sucht, in die Welt gebracht, unzählige Individuen von den Sünden erlöst, zu einem göttlichen Leben erweckt und über die Angst und Pein des irdischen Daseins hinaus zum seligen Gefühle der Kindschaft Gottes, zur Hoffnung des ewigen Lebens erhoben hat, wie so viele Doctrinen und Forderungen unserer Idealisten — die leider heimatlos geworden und in ihrer Heimatlosigkeit vielfach verkommene und verwilderte Sprösslinge des christlichen Hauses geworden sind — ihrem besten Ursprunge nach dem Christenthum angehören, bedenkt, dass es so Unendliches geleistet, obgleich es viele Jahrhunderte lang ein mannigfach entstelltes Institut gewesen ist; und ihr werdet erkennen, wie viel es erst wirken würde, wenn es in seiner vollen Kraftgestalt als ein Evangelium des Geistes und der Wahrheit ungehindert und ungetrübt sich entfalten könnte.

Oder sollte es blos ein frommer Glaube, ein schöner Wahn gutmüthiger Schwärmer sein, wenn man sich der Erwartung hingibt, dass durch das Christenthum das Reich Gottes auf Erden verwirklicht, der Geist der Wahrheit, der Gerechtigkeit, des Friedens, der Freiheit, der Liebe allgemein verbreitet und die Menschheit mit Gott, mit der Natur, mit sich selbst in Harmonie gebracht werde?

O nein, nein. Es ist kein Wahn, es ist eine Hoffnung die nicht zu Schanden werden kann. Am schlagendsten beweist dies die Geschichte selbst der Mission. Wie einst, so sind heute noch die christlichen Kirchen „grünende Inseln im brandenden Meere der Heidenwelt". Wir erinnern blos an die Neuseeländer, Grönländer, Eskimos, nordamerikanischen Indianer, Hottentotten und erwähnen mit besonderem Danke gegen Gott das Völklein der Karenen in Hinterindien. Als Heiden beteten sie die Dämonen an. Heute heisst dort ein Dorf der Ort der Liebe und diese „Liebe" hat einen Verein für Krankenpflege und einen Mutterverein gestiftet, der die Regel anerkennt, vor jeder nothwendigen Bestrafung der Kinder erst mit ihnen zu beten!

Das sind die Wirkungen des Evangeliums. Aus der Liebe zu den Seelen, aus dem unvergänglichen Samen geht die grösste sittliche Kraft der Erneuerung hervor. Wer in Gott das Ziel seines Lebens gefunden, der sucht im Reiche Gottes die Verklärung des endlichen Wesens. Wer den Himmel im Herzen trägt, der bemüht sich, die Erde zum Vorhofe des Himmels umzugestalten. Die Blöden und Halben ziehen sich in die Einsamkeit zurück, verflachen oder versauern in Zellen und Winkeln, die Ganzen und Starken leben inmitten der Welt, zum Heile der Welt, nach dem Grundsatze Luther's: „Ein Christenmensch lebt nicht in ihm selber, sondern in Christo und seinem Nächsten, in Christo durch den Glauben, im Nächsten durch die Liebe."

Welch' ein hohes, herrliches Ideal! Wollt ihr demselben nicht nachjagen? Wollt ihr eure Kräfte nicht in den Dienst dieser Liebe stellen? Was einst erreicht wurde, kann heute noch durchgeführt werden. Die gleichen Ursachen bringen die gleichen Wirkungen hervor, die gleichen Kräfte vollbringen dasselbe Werk. Und diese Ursachen, diese Kräfte, sie liegen verborgen „in dem Worte, das auch unter euch verkündigt wird".

Ja, dasselbe Wort, von dem der Apostel hier spricht, lebt auch unter uns. Ihr habt es zu Hause in eurer Bibel. Ihr findet es in euren Gesang- und Gebetbüchern. Ihr vernehmet es aus unserer Liturgie. In jeder Taufe, in jedem Abendmahl wird es versiegelt, in jeder Predigt wird es verkündigt. „Als wenn ich höre," sagt Luther zu unserer Stelle, „dass Jesus Christus gestorben ist, meine Sünde hinweggenommen und mir den Himmel erworben hat und Allen geschenkt, was er hat, so höre ich das Evangelium."

Dieses Wort wird unter euch verkündigt.

So lasst euch denn durch das Evangelium widergeboren werden! Lasst die Liebe zu den Seelen in euer Inneres ziehen, und dann kommt, kommt mit frischer Thatkraft, mit jugendlichem Muthe und helft mit zum Aufbau des Reiches Gottes! Ein hohes Ziel ist euch vorgesetzt! Jaget ihm nach! Rettet, erlöset, tröstet und heilet die Mühseligen und Beladenen in der Kraft der ungefärbten, brünstigen, reinen Liebe, als die aus unvergänglichem Samen wiedergeborenen Kinder Gottes!

Zion, du Predigerin, steige auf einen hohen Berg! Jerusalem, du Predigerin, hebe deine Stimme auf mit Macht, hebe auf und fürchte dich nicht, saget den Städten Juda's: „Siehe, das ist euer Gott." (Jesaias 40/9.)

Einst wird Gott einen Jeglichen unter uns fragen: „Hast du mein Wort gehalten? Hast du die seligmachende Erkenntniss einem dieser armen Mitmenschen zugetheilt?" Wie schmählich, wenn du antworten müsstest: „Nie, keinem, Herr!" Wie selig hingegen, wenn du antworten kannst: „Ja, Herr, nur Einem zwar, aber doch Einem!"

XIII. Die Pflege der Bruderliebe.

I. Petr. 2/1—3.

Um den Zusammenhang zwischen unserem Texte und den vorhergegangenen Rathschlägen des Apostels klar und deutlich zu erkennen, müssen wir uns vorerst, wenn auch in aller Kürze, unsere letzten Betrachtungen in's Gedächtniss zurückrufen. Wie erinnerlich, soll uns, nach unserem Dafürhalten, der Abschnitt 1/22—2/10 lehren, wie sich die Heiligung im Christen selbst und dann unter den Christen im gegenseitigen Verkehre zu gestalten habe. Darüber wurden wir auch genügend unterrichtet. Die Heili gung, hörten wir, erzeugt im Christen selbst die Keuschheit, die Reinheit und Lauterkeit der Seele; im gegenseitigen Verkehre unter Christen entfaltet sie sich als ungefärbte, brünstige, reine Bruderliebe. Die Keuschheit der Seele, vernahmen wir ferner, wird aus dem Gehorsam der Wahrheit geboren, die ungefärbte, brünstige, reine Bruderliebe ist eine Frucht unserer Wiedergeburt, und zwar unserer Wiedergeburt aus einem unvergänglichen Samen, aus dem lebendigen, ewig bleibenden Gottesworte. Jene bleibt uns erhalten, kann sich entwickeln, so lange wir der Wahrheit gehorchen in der Kraft des heiligen Geistes — wie aber diese . . . . ? Darüber sollen uns die soeben verlesenen und die folgenden Worte belehren. Der Ursprung, die Nothwendigkeit der Bruderliebe ist uns bekannt, deren Erhaltung, Pflege und Wachsthum wird uns nun beschrieben. Das ist der meist übersehene Zusammenhang zwischen diesen und

den früheren Versen. Nun wird uns das Verständniss des ganzen Abschnittes wesentlich erleichtert und wir werden nicht irre gehen, wenn wir des Apostels Gedanken in folgender Weise zum Ausdruck bringen: Die Bruderliebe wird gepflegt und gekräftigt dadurch, dass wir 1. ablegen, was sie gefährdet und verzehrt, 2. annehmen — uns aneignen — was sie erhält und ernährt.

Ablegen was sie verzehrt! — Ach, da gibt es gar Vieles abzulegen, auszuziehen, wegzuwerfen. Wie der Weizen vom Unkraute erstickt, das Eisen vom Roste aufgefressen, das Holz durch's Feuer verzehrt wird, so läuft die Bruderliebe Gefahr, erstickt, aufgefressen, verzehrt und aufgelöst zu werden. Die Bruderliebe ist eben kein Product der Natur, kein Gewächs der Erde: sie muss sich deshalb ihren Platz hienieden oft mit Gewalt erobern, daher die vielen, sei's offenen, sei's heimlichen Feinde und Gegner.

Da ist zuerst die Bosheit oder Boshaftigkeit, das gerade Gegentheil des Wohlwollens. Die äusseren Formen werden gewahrt; es geht Alles recht ordentlich, durchaus anständig zu; die feinste Höflichkeit liegt dem Verkehr zu Grunde, allein das Herz ist kalt geworden, kalt gegen des Nächsten Wohlergehen, ob es gleich zu Zeiten aufgeregt, von einer Laune der Wehmuth und Weichherzigkeit übermannt wird, kalt gegen des Nächsten Leiden, wenn auch die Vorstellungskraft hie und da die fremden Leiden lebendiger malt und Thränen in's Auge lockt. Der Friede ist nicht gebrochen, der Krieg ist nicht offen erklärt, aber das Schwert ist gezogen, die Hand ist zum Schlagen bereit. Man steht auf der Defensive. Nur ein Wort, eine kleine Verstimmung und man wird zur Offensive übergehen. Es ist der bewaffnete Friedenszustand. Dass bei solchen Gesinnungen die ungefärbte Bruderliebe, eine aufrichtige Ergebenheit, herzliche Dienstfertigkeit nicht mehr zu erwarten ist, liegt auf der Hand. Die Bosheit gräbt der Bruderliebe das Grab.

O leget die Bosheit ab! Jede Spur von Kaltsinn, Gleichgiltigkeit, Gehässigkeit verschwinde aus eurem Herzen! Leget sie ab, wo nicht, so wird die Bosheit euch immer mehr und mehr, gleich einer Schmarotzerpflanze, umwickeln, alle Liebe, alles Wohlwollen aussaugen, euch jeder Lebensfrische, jeder Lebenswärme berauben und schliesslich so entkräften, dass ihr dem Fürsten der Finsternisse keinen Widerstand mehr werdet leisten können.

Bei der Bosheit allein wird es eben sein Bewenden nicht haben. Ist der Stein einmal in's Rollen gekommen, so läuft und stürzt er immer rascher, immer schneller den Berg hinab bis in des Abgrundes Tiefe. Ist der Bosheitssame einmal in unserem Herzen ausgesäet, dann treibt er auch Früchte. Aus der Bosheit gehet allerlei Betrug hervor und der Betrug erzeugt Falschheit, Hinterlistigkeit, Schalkheit, Lüge. Nun wird zur Offensive geschritten. Der Nächste frägt um Rath: er wird irregeführt. Er vertraut sich Einem an: er wird verrathen. Er theilt Einem sein Vorhaben mit: es wird durchkreuzt. Er ist in Gefahr, einen Fehltritt zu thun, sich einen Schaden zuzufügen: man sieht stille, gelassen zu und lächelt. Er wird geschützt: man legt ihm eine Falle und lockt ihn mit freundlicher Miene hinein. Alles, was die Bosheit ersinnen kann, wird unternommen, um den Nächsten zu verirren und zu verwirren, zu täuschen und zu trügen. Hier eine doppelsinnige Bemerkung, dort eine tendenziöse Vermuthung, hier eine Lüge, dort ein Verrath. Der Betrug, von der Bosheit angestachelt, weiss mit aller List und Schlauheit zu operiren: die Bruderliebe wird mit Füssen getreten.

O leget ab den Betrug. Weg mit der Verbissenheit oder Verschmitztheit, mit der Lüge und Tücke! Es gibt nichts Schändlicheres als die Falschheit. Gräbt die Bosheit der Bruderliebe das Grab, so bereitet ihr der Betrug den Sarg. Leget ab den Betrug! Gerade, ehrlich, offen, redlich, aufrichtig — das ist die Haltung, die einem Manne, einem Christen geziemt.

Alles Andere ist Heuchelei. Und ohne Heuchelei kann der Betrug nicht bestehen. Der Betrüger fürchtet sich nämlich: die Heuchelei schützt ihn. Er verbirgt sich hinter der äusseren Maske der Liebenswürdigkeit und wirft den Schafspelz um. Wie freundlich, wie zuvorkommend weiss sich der Betrüger zu geberden! Wie liebenswürdig sein Gruss! Wie süss seine Worte! Wie theilnahmsvoll sein Herz! Wie warm drückt er Einem die Hand! Wie bieder und treuherzig lautet seine — allerdings stereotype — Phrase: „Sie wissen ja, wie ich's meine!" Wer ihn so sieht und hört, möchte uns um dieses ergebenen Freundes willen beneiden, aber ach! in dem gleichen Augenblicke, wo er sich vor dir bückt und verbeugt, greift er zur ersten Scholle und wer Ohren hat, der hört das dumpfe Getös auf dem Sarge der Bruderliebe.

Leget ab die Heuchelei! Jede Verstellung, jede Unaufrichtigkeit, wo immer, wie oft oder wie selten sie sich äussert, ist ein Attentat auf die Bruderliebe, ein Attentat, das um so schändlicher ist, als es meuchlings, hinterrücks, geplant und ausgeführt wird. Leget ab die Heuchelei! Ein Christ, sagt Luther, soll also handeln, dass er könnte leiden, dass alle Menschen sähen und wüssten, was in seinem Herzen ist.

Ja, so soll es sein, so muss es werden, wenn wir vor dem Neide mit seinem grossen Sündenheere geschützt bleiben wollen. Denn die Heuchelei zieht gewöhnlich den Neid und das Afterreden nach sich. Der Heuchler schämt sich eben vor seiner eigenen Feigheit, er zürnt über seine Kriechereien; er erröthet wegen seiner erbärmlichen Rolle. Wie lange, denkt er, soll diese Komödie noch fortgespielt werden? Wie lange soll ich mich noch vor diesen Menschen bücken und beugen? Werde ich die Maske nicht bald wegwerfen und hohen Hauptes auch vor ihnen erscheinen können? So denkt der Heuchler — der Neid ist geboren und aus dem Neide geht das Afterreden hervor. Ist das Herz vergiftet, so muss natürlich auch

der Mund Gift speien. Der Neidische gönnt dem Nächsten weder das Stückchen Brod, das er geniesst, noch den guten Namen, dessen er sich erfreut. Sein Glück, seine Auszeichnungen, seine Erfolge ärgern ihn. Er wüthet, wenn ihm etwas gelingt; er wüthet, wenn er zur rechten Zeit schweigt oder zur rechten Zeit seinen Mund aufthut und mit aller Selbstständigkeit seine Meinung äussert. Diese Wuth muss sich freie Luft machen. Immer wie ein Maulwurf unter der Erde kriechen ist auf die Länge hin zu langweilig, ja demüthigend. Man sehnt sich nach Licht, Luft und Freiheit: es wird verleumdet. Das Afterreden ist die Freiheit des Neides. Die Verleumdungen sind die Freiheits-Evolutionen der Bosheit. Jetzt wird der gute Name des Nächsten verkleinert, verdächtigt, mit Koth und Schmutz beworfen; das Gute abgestritten, das Böse womöglich vergrössert. Beargwöhnungen folgen auf Beargwöhnungen. Das Teufelsgeschäft der Verdächtigung wird unter der weltbekannten Firma: „Bosheit, Betrug, Heuchelei, Neid und Co." mit einer raffinirten Schlauheit betrieben. Ach, wie geschäftig, wie emsig, wie fleissig sind doch diese Teufelsgesellen! Wehe dem, der diesen Lügenmäulern zum Opfer fällt! Von Bruderliebe ist hier nichts mehr zu verspüren! Das Grab ist bereit, der Sarg ist fertig, die erste Scholle Erde ist hinuntergefallen, anstandshalber sind noch einige Thränen geflossen, nun aber ist man unter sich, die Todtengräber verrichten ihre düstere Arbeit, die sauberen Gehilfen leisten ihnen erspriessliche Dienste, und sie lachen und lachen . . . . . weil sie die Bruderliebe gemordet.

Man behauptet, dass dieses Afterreden auch unter Christen sich sehr eingebürgert habe! Es ist nicht wahr. Die Verleumder sind keine Christen mehr; es sind, wie Cl. Harms sie treffend nennt, rechte Waschbrüder und Waschweiber, die, wie die Katzen, über einen Menschen herfallen und ihn zerkratzen und zerbeissen!

Leget ab den Neid und das Afterreden!

So Jemand spricht: ich liebe Gott!
Und hasst doch seine Brüder,
Der treibt mit Gottes Wahrheit Spott
Und reisst sie ganz darnieder.
Gott ist die Lieb' und will, dass ich
Den Nächsten liebe gleich als mich.

Legt ab Alles, was die Bruderliebe gefährdet und verzehrt! Wir Alle tragen leider etwas von diesen Finsternissstücken an und in uns. Legen wir sie ab! Unreine Kleider ziehen wir aus; möchten wir etwa unreine Gesinnungen in uns tragen? Unreine Dinge berühren wir nicht; sollten wir zulassen, dass unreine, schmutzige Gedanken unser Herz besudeln? Unreine Häuser kehren und fegen wir aus; könnten wir uns entschliessen, ruhig zuzusehen, wie sich der Staub im Tempel des heiligen Geistes aufschichtet? Hinweg mit Allem, was die Bruderliebe gefährdet, wir ziehen an, wir eignen uns an, was sie erhält und ernährt.

Was sie erhält und ernährt! Was ist das? Es ist die geistliche, lautere Milch des Evangeliums. Das neue Geistesleben muss, wie das neugeborene Kind, mit Muttermilch genährt werden. Aus der göttlichen Wahrheit ist die Bruderliebe geboren, durch die göttliche Wahrheit wird sie erhalten und genährt. Das Wort Gottes, das Evangelium Jesu Christi, die frohe Botschaft von der Menschen Heil und Erlösung, das ist's, was sie stärken und kräftigen kann. Der unvergängliche Same hat sie erzeugt, der unvergängliche Same muss sie auch erhalten. Aus der Erde stammt der Leib, mit Erdenpflanzen und Erdenfrüchten wird er genährt. Aus der Höhe, aus dem Himmel kommt die Seele, mit himmlischem Manna, mit dem ewigen Lebensbrode wird sie genährt. Aus der Erde stammt der Hass, mit Erde nährt er sich bis er selbst zur Erde wird. Vom Himmel stammt die Liebe, mit Himmelskost wird sie gespeist bis sie zum Himmel zurückkehrt. Das Nahrungs- und Förderungsmittel ist kein anderes als dasjenige, dem sie ihre Entstehung verdankt: sie muss aus Gott, aus seinem

Geiste, aus seinem Worte wachsen. Die Mutter selbst ist die rechte Säugerin.

Die Materialisten unserer Zeit haben den horrenden Satz aufgestellt: „Der Mensch ist was er isst." Wie thöricht dieser Satz ist, wenn er auf Mund und Magen beschränkt wird, brauchen wir wahrlich nicht nachzuweisen. Hier aber auf dem geistigen Gebiete wird er zur Wahrheit. Wer sich mit himmlischer Nahrung nährt, göttliche Gedanken aufnimmt, christlichen Eindrücken zugänglich ist, der wird göttlich gesinnt, himmlisch gebildet, geistig gestaltet. Die geistliche Nahrung geht über in unsern Geist, führt unserer Seele belebende Kräfte zu, stösst die schädlichen Säfte, die gefährlichen Krankheitsstoffe aus, und erneuert den ganzen Menschen seinem innersten Wesen nach. Nun weichen die Schwindel: wir laufen nicht mehr Gefahr zu straucheln, zu fallen. Die früheren Ohnmachten hören auf; wir verlieren die Besinnung nicht mehr. Die Schwachheiten des alten Menschen sind beseitigt; wir sind gesund, kerngesund geworden. Das Auge ist klarer, die Gesichtsfarbe frischer, die Seele fröhlicher, das Herz wärmer. Es ist, als wären wir neu geboren worden. Der Hass, die Bosheit, der Betrug, die Heuchelei, der Neid, das Afterreden — alle diese Todeskeime sind ausgerottet; es leuchtet aus unseren Gesinnungen, Worten und Werken die echte, rechte Bruderliebe hervor! Die geistliche Milch des Evangeliums, diese himmlische Kost von Liebeshänden bereitet, mit Liebeshänden gespendet, die ernährt den Wiedergeborenen, die erhält und stärkt in ihm die Bruderliebe.

Und diese geistliche Milch kann sie allein auf die Dauer hin erhalten, weil sie die einzige „lautere" Nahrung ist. Ach, es werden uns auch hier Präparate genug angeboten. Man hat es auch hier versucht, die Milch durch Surrogate zu ersetzen. Allein es kann und wird selbst den besten Zubereitungen niemals gelingen, die Milch zu verdrängen. Die reine, lautere Milch wird unter allen Umständen und für alle Zeiten die kräftigste, gesundeste Nahrung bleiben.

Führet die schönsten Argumente zu Gunsten der Bruderliebe an! Begründet dieselbe mit den treffendsten Motiven! Schildert sie mit den glänzendsten Farben! Stellet sie dar unter der lieblichsten Gestalt! Alle diese Argumente, Schilderungen und Beschreibungen verbleichen vor der einen Thatsache: „Mein Bruder ist eine Seele, über die das Blut unseres Erlösers geflossen und dadurch geweiht und geheiligt wurde zu einem Tempel des lebendigen Gottes!"

Origenes erzählt von seinem Vater Leonides, dieser sei oft in stiller Nacht hingetreten vor das Lager des schlafenden Sohnes, um ihm ehrfurchtsvoll die Brust zu küssen, die heilige Wohnung Gottes. Der Mensch wird geadelt durch den Glauben. Jesus Christus hat über die blutenden, hässlichen Wunden der sündigen Menschheit den Mantel seiner eigenen, göttlichen Natur geworfen, hat sie in das Gewand seiner geheiligten Menschheit gehüllt und mit himmlischer Herrlichkeit umkleidet.

Das ist die lautere Milch, welche die Bruderliebe erhält und ernährt!

Wie blühend erschien sie einst auf Erden! Wohin immer die ersten Glaubensboten auszogen, da waren sie Boten des Gottes, der die Liebe ist, da ging diese hohe göttliche Liebe an ihrer Seite und sie hat den Einzelnen erlöst, die Familie durchweiht, die Gesellschaft wiedergeboren, das Leben vergöttlicht! Wie blühend sah sie damals aus!

Wie kräftig erschien sie später in der Reformationszeit! Wie grossartig offenbarte sich damals die civilisatorische Wirkung des Christenthums! Die Reformatoren haben den Geist der Freiheit in allen Schichten der Gesellschaft geweckt, die neue Zeit heraufbeschworen, das Gewissen der Einzelnen gegenüber den kirchlichen Satzungen wieder in seine Rechte eingesetzt und auf das häusliche Leben, auf die politischen Umgestaltungen der Staaten, kurz auf alle Lebensgebiete einen mächtigen Einfluss ausgeübt! Kräftig und stark war damals die Bruderliebe!

Wie mächtig erweist sie sich heute noch in den Missionen! Welch eine wunderbare Umwandlung bewirkt sie doch unter wilden, heidnischen Nationen! Als die Negersklaven auf St. Thomas zum erstenmale erfuhren, dass der Heiland auch für die Schwarzen geboren, gestorben und auferstanden ist, da klatschten sie mit kindlicher Freude in die Hände. Sie hatten Recht. Die christliche Bruderliebe, die unter dem Kreuze geboren, hatte ihnen die Missionäre zugeschickt und mit dem Evangelium, das sie verkündet, zog Bildung und Civilisation in ihr Land ein. Wie mächtig erweist sich die Bruderliebe!

Warum wirkt sie denn das Gleiche nicht unter uns? Warum zieht sie denn, einem Schwindsüchtigen, einem Schatten gleich, kränkelnd, fröstelnd dahin? Warum fehlt denn sogar unter Gläubigen einer und derselben Gemeinschaft die rechte Bruderliebe? Warum sind die Einen so gleichgiltig, die Anderen so hartnäckig, diese so schroff und steif, jene so stolz, eckig und spitzig? Warum? Weil es uns heute gar zu sehr an der geistlichen, lauteren Milch des Evangeliums gebricht. Die Einen nähren sich mit ihren Phantasien, die Anderen mit ihren Ueberlieferungen; hier zehrt man an der „Augustana", dort an der „Helvetica". Ein Jeder ist bestrebt, den Nachweis zu liefern, dass seine „Leibspeise" die einzige zuträgliche ist. Die Bibel wird nach dem Sonderbekenntnisse beurtheilt, während man doch das Bekenntniss nach der Bibel prüfen sollte und daher die vielen Sacristeien, die wenigen Kirchen, daher der Hader und Streit, daher die Bosheit, der Betrug, die Heuchelei, der Neid, das Afterreden. Kein Wunder fürwahr, wenn die Bruderliebe am Hungertyphus dahinstirbt!

Wollt ihr, dass wieder bessere Zeiten für die Kirche, für die Menschheit anbrechen, so seid begierig nach der geistlichen, lauteren Milch des Evangeliums. Aber, wird uns erwidert, wir sind ja keine Kinder mehr. Gut. Jene Christen, in der Diaspora, an welche unser Brief

adressirt ist, haben auch das Evangelium seit mehr als einem Jahrzehnte angenommen, und doch ermahnt sie der Apostel „als die jetzt geborenen Kindlein" nach der Milch des Evangeliums zu verlangen. Und ihr? Steht ihr auf einer höheren Stufe als jene Heidenchristen? Möglich, aber was seid ihr denn vor dem allmächtigen Gott, was Anderes als Kinder, als Kindlein? Glaubt ihr, dass ihr jemals die Milch des Evangeliums werdet entbehren können? O nein, es sei denn, dass ihr krank würdet. So lange das Kind nach der Muttermilch verlangt, ist für seine Gesundheit nichts zu fürchten; fängt es aber an, diese Nahrung zu verschmähen, dann thut ihr wohl daran, nach dem Arzte zu schicken. So ist das Verschmähen der Milch des Evangeliums, für die Christen, das Symptom einer gefährlichen Erkrankung. Einige Zeit hindurch mag man sich, trotz aller Gefahr, wohl fühlen; die eigenen Einbildungen und phantastischen Träume bieten einen gewissen Ersatz für die Milch der Offenbarung, aber wehe uns, wenn dieser Zustand andauern sollte! Der Glaube würde erschlaffen, die Liebe erkalten, die Hoffnung erstarren. Was kann uns heilen von diesem Uebel? Die Milch des Evangeliums.

O seid begierig nach derselben, „auf dass ihr durch dieselbe zunehmet". Jeder Mensch strebt nach Wachsthum und Vollkommenheit. Auch der Christ muss wachsen und zunehmen. Die Milch des Evangeliums wird dieses Wachsthum fördern. Bist du Kind in Christo, das Evangelium führt dich zum Jünglingsmuth; bist du Jüngling, es gibt dir Manneskraft; bist du Mann, so wirst du die Erfahrung eines Greises erst dann gewinnen, wenn du dich täglich als lernbegieriger Schüler zu den Füssen des Herrn und seiner Zeugen setzest. „Die Bibel," sagt C. Harms, „ist die Mutter, welche alle geistigen Kinder nährt und stillt, bis sie erreichen das Mannsthum einer höheren Welt."

Soll dein verderbtes Herz zur Heiligung genesen,
Christ, so versäume nicht, das Wort des Herrn zu lesen.

Bedenke, dass das Wort, das Heil der ganzen Welt,
Den Rath der Seligkeit, den Geist aus Gott enthält.

Seid begierig nach dieser geistlichen, lautern Milch! Und ihr werdet gewiss darnach verlangen, „wenn ihr anders geschmeckt habt, dass der Herr freundlich ist". An seiner Liebe zum Worte, hat der Christ einen Massstab seiner Liebe zum Herrn; „seine persönliche Erfahrung von der Güte des Herrn ist es, die ihn zum Worte hinzieht und was er sucht, ist die immer reichere, tiefere Erfahrung der Freundlichkeit des Herrn, ist er selbst und die Lebensgemeinschaft mit ihm". (Wiesinger.) Habt ihr das noch nicht erfahren? Oder hättet ihr etwa die Freundlichkeit des Herrn noch nicht geschmeckt? Wäret ihr noch so weit zurück in der Entwicklung eures christlichen Glaubens und Lebens? . . . . Unmöglich!

Wohlan denn, so kommt, schöpfet alle eure Lebenskräfte aus dem Worte Gottes! Lasst euch nähren und stärken durch die geistliche, lautere Milch des Evangeliums! Lasst die Bibel den unbeweglichen Grund bleiben, auf dem ihr stehet, den Pfeiler der Wahrheit, den die Pforten der Hölle nicht überwältigen, den Heilsbrunnen, aus dem das Wasser zum ewigen Leben quillt, dann werden die unnützen Streitfragen verstummen und die Parteien mit ihrem schädlichen Parteigetriebe in sich selbst zerfallen; dann wird die Macht der Liebe wieder wie in den ersten Jahrhunderten mit aller Herrlichkeit hervorbrechen und die Welt, wenn auch wider Willen, die Lebenskraft unseres Glaubens anerkennen und staunend vor der Einheit aller Gläubigen rühmen, wie zuvor: „Sehet, wie sie sich einander lieben."

Halt fest an Gottes Wort,
Es ist dein Glück auf Erden,
Und wird, so wahr Gott ist,
Dein Glück im Himmel werden.

XIV. Christus, der lebendige Stein, wir, die lebendigen Steine.

I. Petri 2/4—6.

So wissen wir denn, was die Bruderliebe einerseits gefährdet, verzehrt, was sie andererseits erhält und ernährt. Die Pflege dieser zarten Himmelspflanze haben wir kennen gelernt. Nun gilt es, das Unkraut auszurotten, die Schmarotzerpflanzen sammt ihren Wurzeln auszureissen und der Bruderliebe eine würdige Pflanzstätte zu bereiten. Ob es wohl gelingen wird? Ja, wenn wir 1. mit Christus, dem lebendigen Steine, uns verbinden, und 2. durch ihn als lebendige Steine zur Verwendung kommen.

Wir sollen zu ihm kommen, seiner uns nähern, mit ihm uns verbinden. Bei ihm ist Heil und Hilfe. Bei ihm ist Kunst und Kraft. Wer sich ihm anschliesst, der wird zu jedem guten Werke geschickt.

Zwar sind wir bereits zu ihm gekommen. Schon seit Jahren haben wir einen Bund mit ihm geschlossen. Wir tragen das Bundeszeichen an der Stirn, auf der Brust; wir sind getauft auf seinen Namen, wir glauben an die Erlösung durch sein Kreuz. Wir sind seine Jünger geworden. Aber mit dem einmaligen Kommen ist's nicht abgethan. Die Hingabe unseres Herzens muss täglich wiederholt und erneuert werden. Immer auf dem Wege zu ihm, das ist der Christen Beruf und Freude. Je näher sie herantreten, desto näher verlangen sie zu kommen. Niemals werden sie auf Erden rühmen können: jetzt haben wir unser Ziel erreicht, jetzt sind wir fertig. „Ein Christ," hat Luther gesagt, „ist

kein Christ. Ganz recht. Wer da wähnt, angekommen zu sein, der ist eben unterwegs in Schmutz und Koth stecken geblieben.

Es ist auch leicht erklärlich. Prüfe einmal dich und dein Verhalten gegenüber deinen Eltern. Hast du jemals das Gefühl gehabt, Alles gethan zu haben, was du zu thun schuldig warst? Hast du dir jemals in aller Aufrichtigkeit und Gewissenhaftigkeit das Zeugniss ausstellen können: Meine Schuld ist bezahlt, ich bin nun aller weiteren Verpflichtungen enthoben? Was wäre wohl ein solches Gerede? Die offenbare Verleugnung der kindlichen Liebe. Nicht anders stehen wir vor Christus.

Denk' an das Ideal, das du dir einst ausgewählt hast. Mit Muth und Ausdauer hast du darnach gestrebt und dich mit Freudigkeit den grössten Anstrengungen unterzogen. Bald, dachtest du, bald wird das Ziel erreicht sein und dann — wohl mir! Dann werden meine liebsten Wünsche in Erfüllung gehen. Siehe, die sehnlichst erwartete Zeit rückte heran. Du glaubtest nun erreicht zu haben, was du wünschtest, allein nun erst siehst du, wie viele Mängel und Unvollkommenheiten dein Werk entstellen, wie du noch fern von deinem Ideale bist. Nicht anders stehen wir vor Christus.

Frage jenen Gelehrten, nur noch einen Gegenstand will er genau untersuchen, dann wird er sich Ruhe gönnen und mit Wonne die erworbenen Schätze geniessen, verwerthen. Ist es ihm gelungen? Keineswegs. Schon längst ist er mit jener Frage fertig geworden, aber daraus sind tausend und abermals tausend neue Fragen hervorgegangen; er wird, so lange er lebt, zu lernen, zu forschen haben. Nicht anders stehen wir vor Christus.

Je höher wir steigen, desto höher erscheint uns unser Vorbild und Heiland. Je höher wir kommen, desto ferner dünken wir uns von Christus. Was von der Wissenschaft, das gilt in gleicher Weise von dem Christenthum. Je mehr man hat, desto mehr fehlt Einem!

Freilich, wenn Christus so ein Punkt wäre, der aut der ebenen, flachen, viel betretenen Landstrasse liegen würde, dann könnten wir die Distanz zwischen ihm und uns genau nach Kilometern abmessen und dieselbe, auch bei der grössten Entfernung, dennoch eines Tages erreichen. Aber dem ist nicht also. Ich möchte Christus eher einer hohen, weit, weit emporragenden Bergspitze vergleichen. Du steigst und steigst immer höher. Bald hoffst du droben zu sein. Wohl ist die Aussicht, die du jetzt schon geniessest, eine prachtvolle, die Luft, die du jetzt schon einathmest, eine reine, kräftige und stärkende, aber es treibt dich doch weiter hinauf. Auch zögerst du nicht, weil du bereits erfahren hast, dass das Gehen Einen auf diesen Höhen weniger ermüdet, als im Thale. Du steigst. Eine Stunde, rechnest du, und das Ziel wird erreicht sein. Die eine Stunde ist schon längst vorüber, es sind zwei, drei, vier neu hinzugekommen und du bist noch nicht oben. Die Entfernung scheint immer grösser, der Berg immer höher geworden zu sein. So geht es uns auf dem Wege zu Christus. Nun verstehen wir, was jene Worte zu bedeuten haben: „Ich bin zu meinem Heiland kommen und eil' ihm immer besser zu."

Wohl dem, dessen Leben eine solche ununterbrochene aufsteigende Pilgerfahrt nach dem himmlischen Jerusalem ist! Er wird einst droben bei Gott das erwünschte Ziel erreichen, unterdessen aber hier unten sein Leben und Wirken auf einem festen Boden, auf einem unerschütterlichen Ecksteine aufbauen!

Auf einem unerschütterlichen Ecksteine! Das soll nämlich Christus für uns werden. Kein Rohr, das hin- und herwankt, von jedem Lüftchen und Windchen gedrückt und gebeugt. Ein solcher Christus wäre uns nichts nütze. Ein bischen Rührung und Sentimentalität, ein bischen Seufzen und Schmachten — das gewährt weder Trost noch Stärkung, weder Frieden noch Freude. Es ist lauter Schaum und Traum. Kein Sandkörnchen, welches vom Wasser

weggespült oder von bösen Buben hin- und hergeworfen wird. Was nützt uns eine blosse Ansicht über Christus, eine angelernte Meinung von Christus, eine ästhetische Liebe zu Christus? Gar nichts. Das sind lauter Sandkörner, und wenn du auch Millionen aufeinanderlegst, ein Sandhaufen bleibt es doch und darauf lässt sich wahrlich kein Haus erbauen! Keine Thonerde, die du modeln und bilden kannst wie es dir gefällt oder beliebt, hier so, dort anders, je nach Geschmack, Mode oder Laune. Ist dein Christenthum nichts Anderes, als das Gebilde deiner Phantasie und Vernunft, dann kannst du es getrost hinauswerfen, dass es die Leute zertreten, es wird ja doch immer bleiben müssen, was es bereits geworden ist: kraft- und saftlos. Christus muss mehr für uns sein. Christus ist für seine Gläubigen ein Stein, ein Stein so hart, dass alle Pfeile der Bosheit, des Unglaubens, der menschlichen Weisheit und Klugheit daran abprallen; ein Stein so fest, dass auch die wuchtigsten Schläge ihn nicht zerspalten, noch zermalmen — weder Prüfungen noch Verfolgungen, weder Spott noch Zweifel, weder Lust noch List — ein Stein so felsenartig, dass er unversehrt bliebe, wenn auch die ganze Wissenschaft mit ihren neuesten Sprenggeschossen sich an ihn heranwagen möchte. Das muss Christus für uns werden. Dann wird der Aufbau gelingen. Dann werden Bosheit, Betrug, Heuchelei, Neid, Afterreden ihn nicht mehr unterwühlen. Was darauf gebaut ist, wird fest begründet bleiben und wir selbst, die wir uns diesen Eckstein zum Fundamente unseres Lebens ausgewählt haben, wir werden wirken ein ewig bleibendes Liebeswerk, würdig derer, die aus dem unvergänglichen Samen, aus dem lebendigen Gottesworte wiedergeboren wurden.

Denn dieser Stein, den wir auserkoren, ist „lebendig". Er ist nicht todt, er ist lebendig. Da ist kein Atom ohne Leben. Alles ist echt, lauter, rein, lebendig. Seine Festigkeit ist Zuverlässigkeit, Treue, Wahrheit, Leben. Es gibt Steine, die zerbröckeln, wenn sie lange Zeit hindurch

der Luft oder der Feuchtigkeit ausgesetzt bleiben; sie fallen dahin und sterben. Christus ist schon seit Jahrhunderten den schädlichsten Einflüssen der Luft und der Nässe ausgesetzt; er zerbröckelt, zerfällt nicht; er ist lebendig. Es gibt Steine, die beim ersten Anblicke prächtig, unversehrt aussehen; rückt man sie aber vom Platze, drehet und wendet man sie um, so entdeckt man hier einen Riss, dort eine Höhle. Die Hammerschläge der Maurer, den Meissel der Hauer ertragen sie nicht, sie zerbrechen in Stücke. Christus lässt sich nach allen Seiten hin drehen und wenden; da ist kein Riss, keine Höhle. Und wenn man noch so fest darauf klopfet und hämmert, er zerbricht nicht. Er bleibt lebendig. Lebendig, weil er aus geistigem Materiale gebildet, von göttlichen Elementen zusammengesetzt ist. Auch auf Steine waren die zehn Gebote geschrieben, aber Moses hat die zwei Gesetzestafeln zerbrechen können — eine Weissagung auf das, was die Gebote zu wirken vermochten: zerbrochene Herzen, geängstigte Gemüther, Verzweiflung, Tod; hier aber haben wir einen Stein, der Fleisch und Leben ist, der erquickt und belebt. Christus ist mehr als die Gesetzestafeln, mehr als die zehn Gebote, mehr als Moses und die Propheten. Er hat das Leben in ihm selber. Was Sinaï nicht zu bieten vermag, ist hier auf Golgatha zu finden: Vergebung, Erlösung, Gerechtigkeit, Friede, Freude, Hoffnung. Christus ist das Leben. Und dieses Leben behält er nicht für sich allein; er durchdringt und erfüllt damit Alle, die sich ihm zugesellen. „Nicht ein Stein ist's, der still da liegt, und auf welchen andere Steine durch Menschenhände gelegt werden müssen, sollen sie aufgebaut werden, sondern dieser Stein hat die Art, dass er selber bewegt und hält und trägt, was darauf gebaut wird." (Besser.) Er ist lebendig und macht lebendig. Er hat Leben und zeugt Leben. Wie das Wort aus dem Munde Gottes, so ist auch das Wort aus dem Herzen Gottes lebendig, Leben spendend, Leben erhaltend. Es beseelt alle Gläubigen, so dass nun die Glieder am Leibe Christi

immer mehr wachsen nach innen in der Keuschheit der Seele, nach aussen in der ungefärbten, brünstigen, reinen Bruderliebe!

O kommt, kommt zu ihm! Den Schwächlingen wird allerdings dieser Gang zu schwer und zu sauer vorkommen, weil „dieser Stein von den Menschen verworfen wird" und sie den Muth nicht haben, der Welt zu trotzen. Männern aber traue ich Energie, Charakterfestigkeit und Selbstständigkeit genug zu, um mit dem Urtheile der Welt, mit der öffentlichen Tagesmeinung, mit dem Zeitgeiste zu brechen, und allen Versprechungen und Lockungen der Menschen zu widerstehen. Wisst ihr übrigens, warum sie diesen Stein verwerfen? Weil sie damit kein Gebäude nach ihrem eigenen Geschmacke errichten können: keinen babylonischen Thurm, wo Trotz, Hochmuth und Eigenwille sich einmiethen und einnisten; keine Ruhmeshalle, wo den Götzen der Eitelkeit und Ehrsucht geopfert wird; keine Lehrkanzeln, wo Gottes Ebenbild seiner Herrlichkeit beraubt und seiner Hoheit entleert wird; keine Schule, wo, unter Verschwendung von hohen Worten, in pathetischem Tone gelehrt wird, dass Rechtschaffenheit und Klugheit die Quintessenz der menschlichen Tugend bilde; keine Kirche, wo Gottes Wort durch menschliche Satzungen verdrängt und Christi Stelle eingenommen wird von stolzen Sündern, die man gerne fragen möchte, ob sie denn niemals den ersten Brief Petri gelesen? .... Solche Gebäude lassen sich auf diesem lebendigen Stein nicht aufbauen, darum verwerfen sie ihn.

Doch, wie dem auch sei, mögen noch so viele Menschen ihn verachten, wir halten uns dennoch zu ihm, denn „bei Gott ist dieser Stein auserwählt und köstlich". Wo wir die Wahl haben zwischen Gott und der Welt, da kann uns die Wahl niemals zur Qual werden.

Erwählet heute, welchem ihr dienen wollt — mit diesen Worten nahm einst Josua Abschied von seinem Volke — dem Gotte, dem eure Väter gedient haben jenseits des Wassers,

oder den Göttern der Amoriter, in welcher Lande ihr wohnet". So lange die Welt bestehen wird, so lange wird zwischen diesen beiden, zwischen den todten Götzen der Welt und dem lebendigen Gotte vom Himmel zu wählen sein. Wählet auch ihr! O, dass ihr mit Josua antworten möchtet: „Ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen!" O dass wir uns Alle erbauen liessen auf den Grund der Apostel und Propheten, da Jesus Christus der Eckstein ist, dann könnten die Platzregen fallen, die Gewitter kommen, die Winde wehen und an das Haus stossen, es fiele doch nicht, dieweil es auf einem Felsen fest gegründet wäre. Es ist eben dieser Stein bei Gott auserwählt und köstlich, auserwählt, das heisst zum Gegenstande der Liebe erkoren, köstlich, das heisst werth, in Ehren gehalten.

Wohlan, so lasset uns hinzutreten zu dem auserwählten, köstlichen Steine, dass auch wir als lebendige Steine zum Aufbau eines geistlichen Hauses verwendet werden! Als lebendige Steine, das heisst als Christen, die glühen im Glauben, thätig sind in der Liebe, harren und warten in der Hoffnung; als lebendige Steine, das heisst als entschiedene Christen, die so fest, so stark, so widerstandsfähig, so unverrücklich, so felsenartig sind, wie der Fundamentalstein eines Hauses. Das Material, welches verwendet wird, muss etwas von der Kraft, von der Natur des Eck- und Grundsteines besitzen. Es muss seinem inneren Wesen, seiner äusseren Gestalt nach zum Eckstein passen, mit demselben, seinen Grundzügen nach, harmoniren.

Das vermögen aber die lebendigen Steine nicht allein, aus eigenen Kräften, zu erreichen. Darum stellen sie sich ganz ihrem Herrn zur Verfügung und lassen sich von Christus nach seinem Belieben behauen, poliren, verwenden. Werden sie zu feinen Verzierungsstücken polirt oder als einfache Tragsteine verwendet, das eine bläht sie nicht auf, das andere erbittert sie nicht. „Gut und Blut, Leib, Seel' und Leben ist nicht mein, Gott allein ist es,

der's gegeben." Liegen sie hoch in der Höhe, sie prahlen nicht. Sind sie tief unten verborgen, sie murren nicht. Sie werden ja selbst vom Eck- und Grundstein getragen, und was sie sind, sind sie nur deshalb geworden, weil sie der Eckstein stützt und schützt. Liegen sie in den Hauptmauern, allem Sturm und Wetter ausgesetzt oder in den inneren Seitenwänden, vor Staub und Schmutz geschützt, sie sind zufrieden, weil sie als Glieder Christi zum göttlichen Hause gehören.

Meine Seele senket sich
Hin in Gottes Herz und Hände
Und erwartet ruhiglich
Seiner Wege Ziel und Ende,
Lieget still und willenlos
In des liebsten Vaters Schoss.

So stellen sich die Christen dem Baumeister Jesu Christo zur Verfügung; so lassen sie sich von ihm verwenden. Jede Selbstsucht ist überwunden, jede Eigenliebe gebrochen, jedes Misstrauen behoben, jede Verzagtheit beseitigt; getragen und tragend bauen sie auf das Reich des lebendigen Gottes.

Es ist als wollte man ein grosses herrliches Haus aufbauen, in welchem die Ehre Gottes wohnen sollte. Dieses Haus wird inmitten der Welt, unter der Oberleitung Jesu Christi errichtet. Es muss an allen Enden und Ecken gleich fertig, gleich vollkommen werden. Natürlich braucht man hiezu die verschiedensten Handwerker: Maurer, Zimmerleute, Schreiner, Schlosser, Meister und Gehilfen, Aufseher, Handlanger. Jedem wird seine eigenthümliche Aufgabe zugetheilt, Jedem sein besonderer Posten angewiesen. Nur Eines wird mit gleicher Strenge von Allen, ohne Unterschied, verlangt, dass sie nämlich zum Gelingen des Baues das Ihrige, nach besten Kräften, beitragen. So wird es auch gehalten. Ein Jeder arbeitet in seinem Fache, so gut er kann und weiss. Ein Jeder leistet auf seinem Posten das Beste. Und Keinem fällt es ein, über den

Andern neidisch zu sein. Keiner sucht einen Mitarbeiter zu betrügen, zu täuschen, in seiner Arbeit irre zu führen, zu hindern, zu hemmen, oder wegen seines Berufes, seiner Leistungen, seines Dienstes zu verdächtigen, zu verkleinern, zu verleumden. Bosheit, Betrug, Heuchelei, Neid, Afterreden sind hier nicht gern gesehen. Vielmehr freut sich ein Jeder über die Arbeit des Andern und, wo er es vermag, da hilft er gerne dem Schwächeren, dass auch sein Werk dem Ganzen zu Ehren ausfalle. So bleiben sie alle untereinander verbunden, durch den einen Gedanken mit einander verknüpft: Wir stehen Alle im Dienste der einen Sache!

Und weil dieser Gedanke ihnen immer vorschwebt, darum stellen sie die Arbeit nicht ein, werfen ihre Werkzeuge nicht weg, laufen ihrem Herrn nicht davon. Das wären keine zuverlässigen Arbeiter fürwahr, wenn sie, etwa aus Bequemlichkeit, den Bauplatz verlassen möchten. Sie harren aus so lange der Herr es verlangt, so lange der Bau es erheischt. Sie harren aus aus Liebe zum Herrn, aus Liebe zum gemeinschaftlichen Werke, das sie zusammen unternommen. Das erklärt auch die Einmüthigkeit, mit welcher sie arbeiten. Es fällt Keinem unter ihnen ein, sich zu trennen, zu separiren, sich hier eine Zelle, dort ein Häuschen, hier eine Sacristei, dort eine Capelle zu errichten. Wie thöricht, wenn ein Jeder für sich allein, nach eigener Willkür und Laune bauen möchte; da könnte ja der Bau niemals beendigt werden. Die lebendigen Steine schliessen als „dienende Glieder an ein Ganzes sich an".

So wird das geistliche Haus unter Dach und Fach gebracht.

Ach wie schön, wie prächtig steht nun dieses Haus da! Wie lieblich sieht es aus! Wie sinnig sind alle seine Einrichtungen! Kein unnützer Schmuck, kein unechter Aufputz, nichts Uebertriebenes oder Ueberladenes; Alles ist echt, geschmackvoll, edel und rein, keine verstohlenen Gänge, verborgenen Seitenthüren, dunklen Winkel; Licht, Luft und Raum überall, wie freie Gottes-Kinder es lieben.

Und wie heimlich fühlt man sich in diesen Räumen! Es ist als flüsterten Einem alle diese Steine etwas zu von der Liebe, von der Eintracht, von dem Frieden, von der Treue, welche hier während des Baues so einmüthig zusammengewirkt! Wie freundlich, wie zuvorkommend erweisen sich endlich die Bewohner selbst! Da ist keine Spur von Bosheit unter ihnen zu finden. Der Betrug ist in ihren Augen ein Verbrechen, die Heuchelei eine Schmach, der Neid eine Schande, das Afterreden eine Lüge. Sie meiden und fliehen, sie fürchten und hassen Alles, was damit verwandt ist, und aus ihren Worten und Werken leuchtet die Liebe hervor, von welcher der Apostel Paulus rühmt: „Sie ist langmüthig und freundlich, sie eifert nicht, treibt nicht Muthwillen, bläht sich nicht auf, stellt sich nicht ungeberdig, sucht nicht das ihre, lässt sich nicht erbittern, trachtet nicht nach Schaden; sie freut sich nicht der Ungerechtigkeit, sie freut sich aber der Wahrheit, sie verträgt Alles, sie glaubt Alles, sie hofft Alles, sie duldet Alles."

So leben unter einander die Bewohner des geistlichen Hauses — gleich heiligen Priestern.

Auch sind sie ja — die Gläubigen des Neuen Testamentes — mit dem heiligen Geiste zu Priestern gesalbt, gottgeweiht und bilden als solche eine „heilige Priesterschaft", die vor Gott steht und mit dem Dienste ihrer mannigfaltigen Opfer ihn ehrt.

Sie opfern dem Herrn des Hauses selbst! Nicht den Götzen der Eitelkeit und Gefallsucht, der Ehre und des Reichthums, der Selbstsucht und der Eigenliebe. Diesen Götzen könnten nur die Opfer gefallen, welche Bosheit, Betrug, Heuchelei, Neid und Afterreden darzubringen vermögen, aber den Gläubigen sind solche Opfer nicht minder als die Götzen, denen sie behagen, ein Gräuel; sie opfern dem Herrn des Hauses, und zwar geistliche Opfer. Keine fleischlichen, vergänglichen Opfer, die unter dichtem Qualm scheinbar zum Himmel emporsteigen, gar bald aber in der Luft verwehen, sondern geistliche Opfer, Opfer, die aus

einem reinen Herzen dargebracht und dem heiligen Gotte geweiht werden. Folglich mehr als gewöhnliche Almosen, mehr als gewohnheitsmässigen Kirchenbesuch, mehr als mechanisches Auswendiglernen von Glaubensformeln, mehr als blindes Eifern, mehr als methodistische Vielthuerei; was sie opfern, das ist ein Wandel vor seinem Angesichte, ein Leben nach seinem Willen, ein Wirken in seinem Geiste, eine freudige Dahingabe ihres Herzens in seinen Dienst, zur Ehre seines Namens, zum Wohle und Heile ihrer Nebenmenschen. Das Opfer unseres Gottes erwidern wir mit dem Opfer unserer selbst, — das ist dem Herrn angenehm.

Wohl werden sich auch hier, bei den besten unter diesen Priestern, Mängel und Unvollkommenheiten genug vorfinden, so dass ihre Opfer selbst dem Herrn, der Herzen und Nieren prüft, nicht gefallen könnten, allein „sie sind ihm angenehm durch Jesum Christum". Christus bedeckt mit seiner Heiligkeit die Unheiligkeit der Opfer. „Christum," sagt Luther, „sieht er an, durch ihn gelten unsere Werke vor Gott, die sonst nicht eines Strohhalmes werth wären."

So kommt denn zu Christus! Schliesst euch an an den Herrn! Lasst euch von ihm als lebendige Steine zum Aufbau des geistlichen Hauses verwenden! Mit seiner Hilfe wird es euch gelingen, als heilige Priester geistliche Opfer zu bringen, mit seiner Hilfe muss es gelingen, „sintemal in der Schrift stehet: Siehe da, ich lege einen auserwählten, köstlichen Eckstein in Zion, und wer an ihn glaubt, der soll nicht zu Schanden werden" — soll nicht zu Schanden werden, soll vielmehr siegen und überwinden, dass er handle und wandle nach dem apostolischen Worte: „Nun aber bleibet Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei, aber die Liebe ist die grösste unter ihnen."

Und gerade ihr, ihr werdet euch dieses Sieges erfreuen dürfen. Ihr seid ja die Gläubigen. Ihr habt euch erbauen lassen auf diesem auserwählten Eckstein. Dieser Eckstein ist köstlich bei euch wie vor Gott. Er steht bei

euch hoch in Ehren. Er ist für euch ein Gegenstand aufrichtiger, treuer Verehrung geworden. Was braucht ihr nun zu sorgen, zu zagen? Die Ehre dieses Steines wird sich an euch offenbaren. Ihr werdet nicht zu Schanden werden.

Und wir Christen? Können und dürfen wir das Gleiche erwarten, erhoffen? Sind wir auf diesem Ecksteine erbauet?

Ach, dass ein Jeder unter uns antworten und bekennen möchte:

Ich bleib' im tiefsten Demuthsgrunde
Und will von Christo nimmer geh'n,
Ich bleib' im allgemeinen Bunde,
In allgemeiner Liebe steh'n,
Und hang an Christo ganz allein:
Dies soll mein Grund auf ewig sein!

XV. Christus der Eckstein, ein Stein des Anstosses, ein Fels der Aergerniss.

I. Petr. 2/7—10.

Mit den trostreichsten Zusicherungen durften wir unsere letzte Betrachtung schliessen. Die Gläubigen — betheuerte uns der Apostel — haben nichts zu fürchten: sie können nicht zu Schanden werden. Sie glauben: ihr Glaube wird die erwünschten Früchte tragen. Sie sind auf dem erwählten Eckstein erbaut: der Aufbau des geistlichen Hauses muss ihnen wohl gelingen. Der Eckstein ist bei ihnen, wie bei Gott, köstlich, werth und in Ehren gehalten: sie sollen in ihm, durch ihn, verherrlicht, werth und in Ehren gehalten werden. Welch eine trostreiche Zusage! Welch eine trostreiche Aussicht!

Und doch scheint der Apostel zu fürchten, dass seine Leser sich auch dabei nicht beruhigen werden. Er kennt ja die Missstände, die unter den hin und her zerstreuten Fremdlingen vorherrschen. Er weiss, was ihnen fehlt, woran sie leiden. Er kann die Einwendungen, die erhoben, die Zweifel, die gehegt werden, leicht errathen. Darum kommt er ihnen zuvor und, vom innigen Wunsche beseelt, die Christen zu ermahnen und zu bezeugen, dass dies die rechte Gnade ist, darinnen sie stehen (5/12), bemüht er sich, alle Zweifel zu entkräften, bevor sie noch recht in Fleisch und Blut eingedrungen sind.

So wird er denn veranlasst, seine früheren Zusicherungen noch einmal, und zwar von einer anderen Seite aus, in negativer Weise zu begründen.

Gut — so etwa konnten sie erwidern — wenn der Stein, der hier gelegt ist, solch ein Leben wirkt, woher kommt es denn, dass derselbe für nicht Wenige ein Stein des Anstosses, ein Fels der Aergerniss wird? Woher kommt es, dass so Viele durch ihn nicht belebt oder getragen, wohl aber zerdrückt und zermalmet werden? Woher?

Der Apostel weicht diesem Einwurfe nicht aus. Er geht sofort darauf ein und beweist, dass der Unglaube der Welt die göttliche Wahrheit nicht nur nicht aufhebe oder entkräftige, sondern vielmehr bestätige und besiegle. Es offenbart sich nämlich — das seine Erwiderung — der Ernst, die Strafgerechtigkeit Gottes an dem Ungläubigen ganz in der gleichen Weise, wie sich an den Gläubigen die Güte, die Gnade des Herrn, erweist.

Lasst uns dem Apostel in dieser Beweisführung Schritt für Schritt folgen!

Bemerkenswerth ist es, dass der Apostel die Berechtigung dieses Einwandes nicht bestreitet. Er versucht es nicht — wie dies leider zu oft unter Christen geschieht — die Schwierigkeiten zu umgehen oder zu leugnen. Er gibt die Thatsache zu. Aber zugleich schaut er auch dem Feinde in's Angesicht. Er bereitet sich zum ehrlichen Kampfe vor. Er flieht nicht. Die Fahnenflucht ist ihm schon längst ein Gräuel geworden.

Ja — spricht er — so ist es. Wir haben Bauleute gesehen, die den Eckstein verworfen haben; es gibt aber auch sonst Menschen genug, die in ihre Fussstapfen treten. Jene haben es vielleicht aus Unwissenheit, aus Verblendung gethan: bei diesen geschah es mit Absicht, mit Fleiss, nüchternen Sinnes, klaren Bewusstseins. Sie kennen den Eckstein, sie kennen das geistliche Haus, das darauf gebaut, die heilige Priesterschaft, die darin opfert, das Leben, das dort grünet und blühet. Hier steht es mit unauslöschlichen Buchstaben geschrieben; dort wird es mit gewaltiger Stimme von den Dächern gepredigt; die Erfahrung bestätigt es, die Geschichte bezeugt es: Er ist der Eckstein — und nichts-

destoweniger wurde er für sie ein Stein des Anstosses, ein Fels der Aergerniss.

Da ist ein Mann, den sie früher wohl gekannt haben: damals häufte er Sünden auf Sünden, nun trägt er Früchte des Geistes und lebt zu Ehren Gottes. Woher diese Aenderung? — fragen die Weltkinder. Ich bin — so lautet die Antwort — auf dem Eckstein erbaut.

Dort ist ein Freund, mit dem sie einst der Welt gedient und der Weltlust gehuldigt: nun ist er wie umgewandelt. Die Freundschaft, das treue Herz, die guten Eigenschaften sind geblieben, aber wie veredelt, wie verklärt, wie geheiligt! Woher diese Aenderung? — Ich bin auf dem Eckstein erbaut.

Dieser hat früher nur lose Worte zu sprechen und leichtsinnige Scherzreden zu führen gewusst: nun stimmt er mit ein in den Lobgesang Gottes und in den christlichen Versammlungen öffnet er den Mund zum Gebete. Woher diese Aenderung? — Ich bin auf dem Eckstein erbaut.

Jener hatte alle idealen Güter verscherzt, vom Himmel mit Hohn, von Gott mit Ironie und von dem Erlöser mit cynischem Lachen gesprochen. Nun ist ein anderer Geist in ihn gefahren: er flieht die Sünde, sucht den Himmel, beugt sich vor Gottes Thron und Christi Kreuz. Woher diese Aenderung? — Ich bin auf dem Eckstein erbaut.

So wird ihnen die Kraft, das Leben dieses Ecksteines bezeugt und dennoch bleibt er für sie ein Stein des Anstosses, ein Fels der Aergerniss.

Derartige Erscheinungen sind uns nicht fremd. Die Israeliten haben gewusst, dass er der Eckstein ist. Oft genug ist es ihnen durch Christi Worte und Thaten bezeugt worden. Judas hat es gewusst, dass Jesus der Eckstein ist. Hat er doch drei Jahre lang in seiner Nähe gelebt. Pontius Pilatus kannte Christum; sonst hätte er sich vor dem Volke nicht die Hände gewaschen und gesprochen: „Ich bin unschuldig an dem Blut dieses Gerechten: sehet ihr zu." Die wüthende Masse auf dem Berge Golgatha wusste, wofür

er sich ausgegeben und was er von sich ausgesagt, und dennoch? .... Und dennoch ist er für alle diese Wissenden ein Stein des Anstosses, ein Fels der Aergerniss geworden.

Auch heute gibt es solche Beispiele genug. Fragt die Gelehrten, wer die ungeheure Umwälzung in den Sitten, in der Denk- und Handlungsweise der Welt bewirkt hat, wer so mächtig war, das Angesicht der Erde umzugestalten, die Vorurtheile von Jahrtausenden aus dem Herzen zu reissen, den zerrütteten, socialen und moralischen Zuständen aufzuhelfen, die antiken Humanitätsgedanken zur vollen Entfaltung zu bringen u. s. w.? Etwa ein Weiser der Vorzeit. „Aber — sagt Voltaire selbst — der grösste Philosoph des Alterthums konnte nicht einmal die Sitten ändern bei den Nachbarn, die in derselben Gasse mit ihm wohnten." Wer hat es denn vermocht? Jesus Christus. „Das Christenthum," sagt Montesquieu, „hat uns zu dem gemacht, was wir sind."

Fragt die Rechtsgelehrten, woher die neue Würdigung des Menschen, die Gleichberechtigung Aller mit ihren grossartigen Folgen und Wirkungen, die Milde im Gesetze, die Gewissensfreiheit u. s. w.? Sie werden Alle mit Troplong antworten: „Die christliche Philosophie ist die Basis unserer socialen Existenz; sie belebt die Wurzeln unserer Rechtsbegriffe; und wenn auch gar manche Menschen es nicht zu ahnen scheinen, so bleibt es doch unstreitig, dass wir dem Christenthume mehr als den Griechen und Römern zu verdanken haben."

Mag die geistige Cultur immer fortschreiten, mögen die Naturwissenschaften in immer breiterer Ausdehnung und Tiefe wachsen und der menschliche Geist sich erweitern wie er will, über die Hoheit und sittliche Cultur des Christenthums, wie es in den Evangelien schimmert und leuchtet, wird es nicht hinaus kommen — so spricht Goethe, und Schiller nennt in einem Briefe an denselben das Christenthum „die Menschwerdung des Heiligen".

An dem Wissen vom Christenthum fehlt es unseren Gelehrten und Gebildeten keineswegs.

Das Gleiche haben wir vielleicht, wenn auch in einem geringeren Massstabe, unter uns, in unserer eigenen Mitte, bestätigen können. Sind euch nicht Seelen bekannt, denen das Christenthum einst lieb gewesen ist? Sie fühlten sich wohl unter dem Hauche der göttlichen Gnade. Sie sprachen mit Bewunderung von den Wirkungen des Christenthums. Sie konnten die Früchte des christlichen Geistes nicht genug preisen und erheben. Gerne besuchten sie die Gottesdienste. Fleissig lasen sie in der Bibel. Eifrig betheiligten sie sich an den christlichen Liebeswerken. Da erreichte sie plötzlich eine Prüfung, eine Trübsal, ein Verlust, eine Niederlage, eine Zurücksetzung und siehe: die vormals fest gegründet schienen auf dem Ecksteine, sie liegen nun darunter zerdrückt und zermalmet. Der Eckstein ist ihnen ein Stein des Anstosses, ein Fels der Aergerniss geworden.

Wie ist das geschehen? Wie lässt sich das erklären? Woher dieser Fall? Sie „glaubten" nicht. Ja, wenn alle Menschen, welche die Wirkungen des Christenthums anerkennen und bewundern, Christen wären, dann gäbe es wenige Heiden auf Erden. Wenn alle Menschen, die für wahr halten, was in den Evangelien geschrieben ist, Christen wären, dann dürfte die Zahl der Christen eine bedeutend höhere sein. Wenn Alle, welche das Leben und Wirken Jesu Christi kennen und preisen, Christen wären, dann dürften wir wohl die Kirchen erweitern und vergrössern. Wenn das Christenthum mit Wissenschaft, Gelehrsamkeit und Bildung identisch wäre, dann gebührte unserem Jahrhundert der Ehrenpreis.

Allein, so steht es doch nicht. Ein Christ sein, das heisst nicht blos vom Eckstein wissen, hie und da an den Eckstein sich anlehnen, sondern auf dem Eckstein ruhen, von dem Eckstein getragen werden. Ein Christ sein, das heisst „an das Wort Gottes glauben". Und glauben heisst anerkennen, dass wir Alle, was wir auch seien — sogar die höchsten und gewaltigsten Geister der Welt — arme, elende Sünder sind und des Ruhmes mangeln, der

vor Gott gilt; glauben heisst zugeben, dass wir auch mit unseren besten Werken vor Gott nicht bestehen, unter tausend nicht auf eins antworten könnten; glauben heisst eingestehen, dass die Kluft zwischen Gott und den Menschen nicht durch uns, sondern durch Jesum Christum allein überbrückt werden könne; glauben heisst an sich selbst verzweifeln und, einem Ertrinkenden gleich, der mit fieberhafter Hast das Rettungsseil ergreift, die Hand des Gekreuzigten erfassen; glauben heisst den Stab über sich brechen und vor Christi Kreuz sich beugen:

„Mein Heil, was du erduldet,
Ist Alles meine Last;
Ich, ich hab es verschuldet,
Was du getragen hast";

glauben heisst ohne Aufhören, ohne Unterlass Busse thun, Reue, Treue üben, Wache halten, kämpfen und beten; glauben heisst der Heiligung nachjagen, ohne welche Niemand Gottes Angesicht sehen kann; glauben heisst von Christus sich tragen, führen lassen, in Gottes Rathschlüsse sich fügen, an seinen Willen sich halten und zu jeder Zeit, sei es heiter oder trübe, mit demüthig freudigem Herzen bekennen:

„Mein Leib und Seel' und Leben,
Sei Gott dem Herrn ergeben,
Er mache, wie es ihm gefällt."

Das heisst glauben. Es ist unwidersprechlich, sagt Goethe, dass keine Lehre uns von Vorurtheilen reinigt, als die, welche vorher unsern Stolz zu erniedrigen weiss; und welche Lehre ist's, die auf Demuth baut, als die aus der Höhe?

Den meisten Menschen aber fällt es zu schwer, den Stolz zu brechen, den alten Adam zu kreuzigen. Die hohen Herren wollen sich nicht, gleich armen Sündern, vor Gott demüthigen und in Staub und Asche Busse thun: lieber verwerfen sie den Eckstein. Die selbstgerechten Pharisäer wollen sich nicht, gleich Zöllnern, an die Brust schlagen

und Gott um Gnade anrufen: lieber verwerfen sie den Eckstein. Die bereits entschiedenen Christen finden, es sei zu schwer, zu lästig, immer kampfbereit, immer schlagfertig, in voller Rüstung dazustehen und Wache zu halten. Das Ruhekissen ist so sanft: sie verwerfen den Eckstein. Die geprüften Kreuzträger fliehen die Leidens- und Läuterungsschule; in der Welt gibt es der Freuden viel mehr, der Leiden viel weniger: sie verwerfen den Eckstein. Die Klugen, die Weisen wollen einmal selbstständig bleiben, ihre eigenen Herren sein: sie verwerfen den Eckstein. Es wollen sich die Einen nicht beugen, die Andern nicht fügen, Diese halten nicht an, Jene halten nicht aus; darum rathschlagen sie mit einander wider den Herrn und seinen Gesalbten: „Lasst uns zerreissen ihre Bande und von uns werfen ihre Seile ....“ Sie verwerfen den Eckstein, weil sie nicht an das Wort Gottes glauben.

Was nun? Sie werden säen, was sie geerntet haben. Sie werden die Folgen des Unglaubens zu ertragen haben. Dazu sind sie bestimmt. Der Eckstein wird ihnen ganz naturgemäss ein Stein des Anstosses, ein Fels der Aergerniss. Auf den Stein wollen sie sich nicht legen, unter den Stein müssen sie fallen. Von dem Stein wollen sie nicht belebt sein, durch denselben werden sie zermalmt. Ueber den Stein können sie nicht springen, an dem Stein müssen sie sich stossen.

Was hätte der Mensch wohl zu erwarten, der die Sonne fliehen, den Strahlen derselben ausweichen und sich am Mondschein und Lampenlicht genügen liesse? Er müsste dahinsiechen, verschmachten, sterben. Was anders kann Dem bevorstehen, der die Gnadensonne leugnet, den Strahlen derselben ausweicht und beim Mondscheine eigener Gerechtigkeit, beim Lampenlichte äusserer Werkthätigkeit beharret? Er muss verschmachten und sterben. Christus ist entweder der Eck- und Schlussstein unseres Heiles oder der Stein des Anstosses, der Fels der Aergerniss. Ein Drittes gibt es nicht. Wer dem Worte Gottes nicht glaubt, kommt

darüber zum Falle. „So fest der Stein ist, um die zu tragen, die sich gläubig auf ihn legen, so hart ist er, um die zu brechen und zu zermalmen, die ihm widerstehen". (Calvin.) Wer in seiner Verblendung, in seinem Stolze und Hochmuth, in seiner Ungeduld und Trägheit die Gnadenordnung Gottes nicht achtet, den Weg der Selbstgerechtigkeit einschlägt, nach eigener Kunst und Weisheit das geistliche Haus aufbauen und den Himmel aus eigener Kraft erobern will, wer „den Fels, der ihn gezeugt hat, aus der Acht lässt und Gottes vergisst, der ihn gemacht hat" (5 Mos. 32/18), der wird auch, wie natürlich, ernten, was er gesäet hat. Wer nicht hört, muss eben fühlen. In aller Welt herrscht dieses Elementargesetz.

So haben auch die Ungläubigen ihre besondere Bestimmung nach Gottes Weltplan zu erfüllen: sie sind der lebendige Beweis dafür, dass Gott sich nicht spotten lässt, dass sein Ernst heilig und gerecht ist. „Die Ungläubigen können das Wort, welches ihnen zur Seligkeit verkündigt wird, nicht entkräften durch ihren Unglauben, sondern müssen es bekräftigen im Erleiden des Gerichtes, mit welchem dasselbige Wort sie richtet nach Gottes Verordnung." (Besser.) Dazu sind sie bestimmt, hierin erfüllt sich ihre Bestimmung.

„Gott will, dass sich Jedermann bekehre, 2. Petr. 3/9. Dazu hat er das Evangelium gegeben, welches eine Kraft Gottes ist, selig zu machen Alle, Röm. 1/16. Alle will auch der Heiland nach seiner Erhöhung an's Kreuz zu sich ziehen, Joh. 12/32. Aber, was Gott will mit Allen, das wollen nicht Alle, sie wollen sich nicht Alle von dem Gekreuzigten ziehen lassen. Denn der Glaube ist nicht Jedermanns Ding, 2. Thess. 3/2. In der Zahl, welche Alle heisst, entstehen dadurch Lücken. St. Paulus entdeckt die Lücken und frägt I. Cor. 1/20: „Wo sind die Klugen? Wo sind die Schriftgelehrten? Wo sind die Weltweisen?" Durch ihren Ausfall sind die Lücken entstanden. Und fortan lautet das Wort über die Zahl „Alle", welche nicht vollzählig ge-

blieben ist: „Viele sind berufen", Matth. 20/16, und abermal: „Auf dass Christus sein Leben gebe für Viele zur Erlösung", Matth. 20/18. Von Allen sind nur Viele dem Herrn geblieben. Marc. 10/31 steht aber von den Vielen: „Viele werden die Letzten sein." Von den Vielen fallen wieder Viele aus. So werden die Reihen abermal gelichtet. Und wenn das Wort heiliger Schrift die Uebriggebliebenen ansieht, so spricht es Matth. 20/16: „Wenige sind auserwählt. Ach! wenn die Wenigen doch treu bleiben wollten! Ihre Zahl ist nach Lucas 17/34—36 auf Zwei angegeben. So ist die Zahl „Alle" zusammengeschmolzen. Sie laufen, die Wenigen, nach dem vorgesteckten Ziel ihrer himmlischen Berufung, aber Einer erlangt das Kleinod, I. Cor. 9/21. Von den Wenigen ist nur Einer geblieben. Jeder sei der Eine, so kommen sie wieder Alle zusammen" (Caspers' Diaspora-Gedanken).

Gott verwirft Niemanden. Wer aber Jesum Christum verleugnet vor den Menschen, den wird auch er verleugnen vor seinem himmlischen Vater. (Matth. 10/33.)

Der Unglaube der Menschen hebt somit Gottes Wahrheit nicht auf. Vielmehr bestätigt und bekräftigt er dieselbe.

Wenn sich nun Gottes Ernst so streng erweist an den Ungläubigen, obgleich er die Liebe ist, wie viel herrlicher wird sich seine Güte, weil er die Liebe ist, bei denen offenbaren, die an sein Wort glauben!

Hinweg denn mit aller Furcht und Angst! Ihr glaubet. Seine Liebe und Gnade wird sich in euch kräftig erweisen. Euer Glaube wird die Welt überwinden. Gott wird euch zum Siege verhelfen! Denn ihr seid das auserwählte Geschlecht, das königliche Priesterthum, das heilige Volk, das Volk des Eigenthums!

Ihr seid das auserwählte Geschlecht, aus freier Liebe, aus freier Gnade, von der Welt, von dem Sündenwesen der Welt ausgesondert und unter einem geistigen Haupte, zur geistigen Lebensgemeinschaft, vereinigt.

Das auserwählte Geschlecht! Seid ihr es auch? Kennt ihr diesen Titel? Rühmet ihr euch dieses Namens? Wie klingt er an eure Ohren? Als Vorwurf oder Ermuthigung? Seid ihr das auserwählte Geschlecht? Wenn ja, wisst ihr wozu?

Ihr seid das königliche Priesterthum, ein Priesterthum, ausgesondert zum heiligen Gottesdienste, berufen, euer Herz und Leben dem Vater im Himmel zu heiligen, frei vor Gott hinzutreten, zu opfern, zu beten; ein königliches Priesterthum, ein Priesterthum fürstlicher Ehren, mit souveränen Rechten, ausgestattet mit der Kraft, allen Regungen des Fleisches zu gebieten, alle Leidenschaften zu fesseln, die Welt zu besiegen, über euch selbst zu herrschen und zu gebieten!

Das königliche Priesterthum! Seid ihr es auch? Kennt ihr diesen Titel? Rühmet ihr euch dieses Namens? Wie klingt er an eure Ohren? Als Vorwurf oder Ermuthigung? Seid ihr ein königliches Priesterthum? Wenn ja, wisst ihr wozu?

Ihr seid ein heiliges Volk, „eine Gemeinde der Heiligen, weil eine Gemeinde des Heiligen" (Besser), ein Volk, zu etwas Heiligem bestimmt, zu einer höheren Würde berufen, auf einem heiligen Lebensgrunde erbaut, zu einem heiligen Leben auserkoren.

Ein heiliges Volk! Seid ihr es auch? Kennt ihr diesen Titel? Rühmt ihr euch dieses Namens? Wie klingt er an eure Ohren? Als Vorwurf oder Ermuthigung? Seid ihr ein heiliges Volk? Wenn ja, wisst ihr wozu?

Ihr seid endlich ein Volk des Eigenthums, ein zum Eigenthum erworbenes, von Gott in Bethlehem, auf Golgatha erkauftes Volk, ein Volk, das ihm angehört, von ihm erhalten, bewacht, geschützt wird.

Ein Volk des Eigenthums! Seid ihr es auch? Kennt ihr diesen Titel? Rühmt ihr euch dieses Namens? Wie klingt er an eure Ohren? Als Vorwurf oder Ermuthigung? Seid ihr ein Volk des Eigenthums? Wenn ja, wisst ihr wozu?

Wozu? „Dass ihr verkündigen sollt die Tugenden dess, der euch berufen hat von der Finsterniss zu seinem wunderbaren Lichte." Das ist euer Beruf. Dazu hat Gott euch erwählt, gesalbt, geheiligt, erkauft! Ihr sollt hinausverkünden, hinausposaunen, hinaustragen die Tugenden dess, der euch berufen hat. Wie das Licht aus dem Hause hineinscheint in die Finsterniss, wie das Loblied aus den Vorhöfen weit in die Ferne erschallt, so soll die frohe Kunde des Heils aus der Gemeinde, aus der Inhaberin der guten Botschaft, hinaus in die Ferne erschallen. „Die Tugend, das Wunderwerk, das euch Gott gethan hat, auf dass er euch von Finsterniss in's Licht brächte, sollt ihr predigen, welches das höchste Priesteramt. Und also soll euer Predigen gethan sein, dass ein Bruder dem andern die kräftige That Gottes verkündige, wie wir von Sünde, Hölle und Tod und allem Unglück durch ihn sind erlöset worden und zum ewigen Leben berufen. Also sollt ihr andere Leute auch unterrichten, wie sie auch zu solchem Lichte kommen mögen. Denn dahin soll Alles gerichtet sein, dass ihr erkennet, was euch Gott gethan habe, und euch darnach lasset das vornehmste Werk sein, dass ihr solches öffentlich verkündiget und Jedermann ruft zu dem Licht, dazu ihr berufen seid. Wo ihr Leute sehet, die das nicht wissen, dieselbigen sollt ihr unterweisen und auch lehren, wie ihr gelernt habt, nämlich wie man durch die Tugend und Kraft Gottes muss selig werden und von der Finsterniss zum Leben kommen." (Luther.) — Von der Finsterniss zum Licht, das heisst von der Unwissenheit zur Erkenntniss, vom Irrthum zur Wahrheit, von der Angst zur Freude, von dem Zorne zur Gnade, von der Macht der Sünde zum Licht, zum hellen, klaren Lichte der Gerechtigkeit und Seligkeit in Jesu Christo.

Dazu hat euch Gott berufen! Und Gott könnte euch nach solcher Berufung im Stiche lassen? Sollte Gott nicht auch retten seine Auserwählten, die zu ihm Tag und Nacht rufen? . . . . Ich sage euch: Er wird sie erretten in einer

Kürze. Luc. 18/7, 8. Oder sollte Gott euch eine Last aufbürden, die zu drückend, eine Verpflichtung auferlegen, die zu schwer werden könnte? Niemals.

Einst allerdings, da wäret ihr dieser Aufgabe nicht gewachsen gewesen! Damals waret ihr kein Volk, ihr standet allein ohne Haupt und Hort, ohne Haus und Heimat, ohne Macht und Ehre, nun aber seid ihr ein Volk, das Volk Gottes, mit dem Allmächtigen verbunden, durch den Allgütigen gesegnet; einst waret ihr nicht in Gnaden, ihr hättet keine Bürgerpflichten ausüben können, weil ihr keine Bürgerrechte besasset, nun aber seid ihr der Gnaden theilhaftig geworden und auf diese Gnade, die euch angeboten wird durch die Offenbarung Jesu Christi dürft ihr unverzagt und ohne Grauen eure Hoffnung setzen. (1/13.)

Wohlan denn! Machet keusch euer Leben im Gehorsam der Wahrheit und erbauet auf dem lebendigen Steine, wachset als die lebendigen Steine in der ungefärbten, brünstigen, reinen Bruderliebe!

> Halt dich im Glauben an das Wort,
> Das fest ist und gewiss.
> Das führet dich zum Lichte fort
> Aus aller Finsterniss.

XVI. Des Christen Sieg über Sünde und Welt.

1. Petri 2/11—12.

Die Adressaten und Leser des Briefes wissen nun, wie sich die Heiligung zuerst in ihrem Herzen und dann in ihrem Verkehre unter Christen zu gestalten habe. Sie kennen den Zweck und die Mittel zum Zweck. Ihr Verkehr beschränkt sich aber nicht blos auf Glaubensgenossen und Gemeindeglieder. Sie leben inmitten der Welt. Sie bewegen sich unter Ungläubigen, Gottlosen, geborenen, vielleicht auch, gewordenen Heiden. Da gilt es nun, mit sorgfältiger, fast möchte ich sagen, peinlicher Gewissenhaftigkeit darüber zu wachen, dass der Name Christi nicht gelästert, die Ehre Gottes nicht geschmälert werde. Ihr Verhalten gegenüber der Welt muss dem christlichen Glauben entsprechen. Jede Dissonanz würde sonst in eine Beschuldigung, in eine Anklage austönen. Der Apostel ertheilt daher seinen Lesern die nöthigen Rathschläge, stellt zuerst die allgemeinen Principien auf und beleuchtet nachher, im Lichte derselben, einige besondere Fälle und Vorkommnisse des Lebens. Wir können heute nur die ersteren berücksichtigen und wollen nach Anleitung derselben der Christen Sieg über Sünde und Welt mit einander betrachten.

Meine Lieben! so beginnt er diesen neuen Abschnitt. Es ist, als möchte er den eindringlichen Ernst seiner Ermahnung besonders betonen. Er sieht voraus, dass sich einige Leser durch seine Worte getroffen fühlen werden. Er weiss, dass sie schmerzlich davon berührt sein werden. Und doch

liegt ihm nichts ferner, als die Absicht sie zu kränken, zu beleidigen. Darum beruft er sich auf seine Liebe . . . Meine Lieben! Wie herzlich, wie zärtlich, wie väterlich klingt diese Anrede, und dabei wie göttlich! Denkt an die Entrüstung, mit welcher der Apostel einst seinem Gott erwiderte: „Nein, Herr, ich habe noch nie etwas Gemeines oder Unreines gegessen" — und jetzt nennt er diese Gemeinen und Unreinen „seine Lieben". — Das sind die Wunder der göttlichen Gnade!

Meine Lieben! Ach, dass auch ihr glauben möchtet, dass alle Bitten, Warnungen, Ermahnungen, welche Pfarrer und Seelsorger auszusprechen haben, aus einem Herzen voller Liebe hervorgehen. Wie vielen Missverständnissen, Verdrehungen, Verstimmungen liesse sich da vorbeugen! Welch ein Gewinn wäre dies für Pfarrer und Gemeinde! Die Predigt würde fruchtbarer, das Zuhören selbst segensreicher werden!

Meine Lieben, ich ermahne euch! Die Liebe gibt der Ermahnung erst den rechten Nachdruck. Ohne Liebe ist auch die beste Ermahnung fruchtlos. Ich ermahne euch! Wie fein, wie freundlich! Der Apostel könnte kraft seiner Autorität gebieten, befehlen. Er ermahnt. Er ist weder Papst noch Gewissensdirector. Er will Freund und Seelsorger bleiben. Gewalt paart sich mit Liebe nicht. Ich ermahne euch!

O, dass wir Alle, wo wir auch stehen, in Kirche, Schule oder Haus, mit solcher Liebe, in solchem Geiste ermahnen möchten!

Ich ermahne euch als Fremdlinge, als Pilgrime. Fremde nennt er seine Leser, einfache Beisassen, die ohne Bürgerrecht in einer Stadt leben, Reisende, die nur vorübergehend an einem fremden Orte sich aufhalten und niederlassen. Wir kennen diese Ausdrücke, sind ihnen schon einmal im Laufe unserer Betrachtungen begegnet, aber je öfter wir sie hören, desto tiefer und reichhaltiger erscheinen sie uns. Ja, wir möchten fast sagen, dass uns in diesen

einfachen, so alltäglich gewordenen Bezeichnungen ein Strahl der göttlichen Offenbarung entgegenleuchtet, ein Echo aus der ewigen Heimat entgegentönt.

Fremdlinge! Pilgrime! Wahrlich, diese Benennungen kommen von oben. Die Welt hat sie nicht entdeckt. Fragt einmal die Weisheit von unten, woher der Mensch komme? Sie antwortet: „Der Mensch ist eine Summe von Eltern und Amme, von Ort und Zeit, von Luft und Wetter, von Schall und Licht, von Kost und Kleidung; sein Wille, die nothwendige Folge aller dieser Ursachen, gebunden an ein Naturgesetz, wie der Planet an seine Bahn, wie die Pflanze an den Boden." Fragt sie, wozu er auf Erden sei? Sie antwortet: „Zum essen und trinken." „Indem wir essen, arbeiten wir im Dienste der Geister und tragen den Geist fort durch alle Welttheile und Zeiten." (Moleschott.) Fragt sie, wohin er gehe? Sie antwortet:

Macht euch das Leben leicht und schön,
Kein Jenseits gibt's, kein Wiederseh'n.

Das ist der Mensch für die Weisheit von unten.

Ach! wie viel herrlicher erscheint uns der Mensch im Lichte der göttlichen Offenbarung! Er kommt nicht von der Erde. Er bleibt nicht auf Erden. Seine Heimat ist droben im Lichte. Sein Wandel durch die Welt ist eine Reise zur Heimat. Er ist göttlicher Abstammung. Das bezeugt schon seine äussere Haltung. Wie gerade, aufrecht, befehlend steht er da!

Während die Uebrigen Alle das Antlitz zur Erde gewendet
Tragen, erhob er des Menschen Gesicht, den Himmel zu schauen
Und mit erhobenem Aug' den Blick nach den Sternen zu senden!
(Ovidius.)

Das bestätigt uns seine Sprache. Welch eine Welt von Ideen, welch ein Reich von Gedanken offenbart sich darin! Das verbürgt uns seine Sehnsucht nach der Heimat. „Bringe uns, Herr, wieder zu dir, dass wir wieder heim kommen" (Klagel. 5/21), so seufzt der fromme Pilger auf Erden.

Einst, ach, da war der Mensch selig im Vaterhause. Der Stolz aber hat ihn zum Falle gebracht. Er wollte sein wie Gott; er wurde wie Kain unstät und flüchtig auf Erden. Die frühere Herrlichkeit ist dahin. Die Krone ist abgefallen. Nur Eines ist ihm erhalten geblieben und dies Eine veredelt, verklärt sein Leben hienieden: das Heimweh, die Sehnsucht nach dem Vaterlande. Das ist der göttliche Zug, der ihn über alle Geschöpfe erhebt, der Faden, der ihn mit dem Himmel verbindet, das Morgenroth der Ewigkeit, das durch sein finsteres Leben hindurchleuchtet. O selig sind die das Heimweh haben, denn sie sollen nach Hause kommen!

Wohlan denn — fährt der Apostel fort — so enthaltet euch! Wovon? Etwa von der Welt selbst? Keineswegs. Ach! wir wissen wohl, wie gut es ist, fern von allem Menschengewühl zu leben, aber die Weltflucht mag Romanhelden geziemen, für die Christen ist und bleibt sie immerhin eine Sünde. In der Welt, für die Welt hat Christus gearbeitet und gelitten. Der Jünger steht nicht über dem Herrn. In der Welt, für die Welt haben auch wir zu arbeiten, zu wirken. „Wir sind," schreibt Tertullian von den ersten Christen, keine Brahmanen", noch indische Gymnosophisten, in den Wäldern wohnend und dem Leben absagend. Wir sind eingedenk, Gott dem Herrn, unserem Schöpfer, Dank schuldig zu sein; wir verschmähen keine Frucht seiner Werke; mässigen uns jedoch, sie nicht schädlich zu gebrauchen. Wir bewohnen demnach diese Welt nicht ohne Theilnahme an dem Forum, am Markte, an den Bädern, an den Buden, Werkstätten, Herbergen, Jahrmärkten und an allem sonstigen Verkehre. Wir schiffen auch mit euch, wir ziehen mit euch in den Krieg, wir bauen das Feld, treiben Handel, üben Gewerbe aus, gleich euch, und geben unsere Werke zu eurem Nutzen her."

Was in den ersten Jahrhunderten den Christen erlaubt war, darf ihnen heute nicht verboten werden. Gott hat uns nicht dazu berufen, dass wir in irgend einem Winkel ver-

krochen den Götzen der Selbstsucht opfern; er erwartet von uns, dass wir ein geistliches Haus aufbauen inmitten der Welt.

„Es ist löblich, seine Musse mit edlen Ideen auszufüllen, Quellen der Glückseligkeit zu besitzen, die uns für immer gesichert sind und uns unabhängig von den Menschen machen; aber es ist Pflicht, dessenungeachtet auch für die Gesellschaft zu leben und an den Geschäften und Gewerben der bürgerlichen Welt theilzunehmen. Unstreitig geniesst der Einsame für sich grösseres geistiges Vergnügen, als der Geschäftsmann, aber man wäre eigennützig und Gott missfällig, wenn man allen seinen Pflichten gegen die Welt entsagte, um sich den geistigen Vergnügungen der Einsamkeit ganz zu überlassen. Es wäre auch ganz gegen die Natur, wenn man wollte einerlei Vergnügen immer geniessen. Alles Vergnügen in der Welt ekelt uns an, wenn wir zu tief daraus trinken. Was uns einmal interessirt, kann uns doch nicht immer interessiren, und wo das Herz einmal hinstrebt, da wird es nicht ewig hinstreben. Und darum führt uns die Lebensweisheit an ihrer Hand in die Gesellschaft der Menschen und sagt: Thätigkeit unter Menschen sei der Zweck, wo die Natur hinstrebt, und ohne dessen Erreichung sei man auch bei den grössten Verstandesvorzügen im Besitze keines Gutes glücklich."

Von der Welt brauchen wir uns nicht zu enthalten, wohl aber — was ganz anders klingt — von „den Sünden der Welt, von den fleischlichen Lüsten, die wider die Seele streiten". Das sind die Feinde, die wir zu fliehen haben. „Die schlechteste Welt ist in uns selber. Traue dem nicht, der dir der Nächste ist, der in einem Hause mit dir wohnt, aus einem Löffel mit dir isst, in einem Bette mit dir schläft, nämlich — dir selbst." Im eigenen Herzen sitzt die Schlange, die unser Leben vergiftet. Vernichte, tödte die! „Des Menschen Wille ist von Glas — sagt ein Sprichwort — er bricht leicht, wenn der Stoss aus dem Herzen kommt." O, hüte dich! Wache und bete!

Aber, fragst du, kann denn bei Wiedergeborenen der Stoss aus dem Herzen kommen? Leider ja. Auch auf sie lassen sich die Worte des Dichters anwenden:

> Zwei Seelen wohnen, ach! — in meiner Brust,
> Die eine will sich von der andern trennen.

Auch von ihnen kann gesagt werden, was Plato so drastisch ausdrückt: „Der Wagen der Seele ist mit zwei Rossen bespannt, das eine schön gebaut, mit hohem Nacken, schwarzen Augen, weiss an Farbe, keiner Peitsche bedürftig; das andere vielfach gewunden, hartnäckig, mit rothen Augen, von grauer Farbe." Hat doch Augustin selbst unter dem Drucke dieses Widerspruches einst ausgerufen: „Wie gross ist nicht der Unterschied zwischen mir selbst und mir selbst!"

Wohl haben die Wiedergeborenen ein grosses Vorrecht vor allen Weltkindern; sie dürfen frohlocken:

> Und wenn ich auch aus Schwachheit fehle,
> Herrscht doch in mir die Sünde nicht,

aber die Gebrechen des alten Menschen haften ihnen immer noch an. Die Sünde ist zwar vergeben, aber das Fleisch ist noch nicht todt. An das Kreuz angeschlagen, regt und bewegt es sich immer fort; es möchte so gern wieder loskommen und die alte Herrschaft ausüben. Und je grösser der Glaube, desto heisser der Kampf. „Jene, die ohne Glauben und Geist sind, fühlen es nicht und fahren hinnach, brechen heraus und folgen der bösen Lust. Sobald aber der Geist und Glauben in's Herz kommt, so wird der Mensch so schwach, dass er meinet, er könne nicht die geringsten Gedanken und Funken löschen und siehet, dass eine Sünde an ihm ist, von dem Scheitel bis auf den Fuss. Denn vorhin, ehe er glaubte, ging er dahin, wie es ihm gelüstete; nun der Geist aber kommen ist und ihn will rein machen, so erhebt sich der Streit, da leget sich der Teufel, das Fleisch und die Welt wider den Glauben.

„Das kannst du fassen aus einem Gleichniss im Evangelio Luc. 10/30 ff. von dem Menschen, der von Jerusalem gen Jericho herab ging und unter die Mörder fiel, die ihn schlugen und halb todt liegen liessen, den hernach der Samariter aufnahm und ihm seine Wunden verband, pflegte sein und liess sein warten. Da siehest du, dass dieser Mensch, sintemal sein gewartet wird, nun nimmer todtkrank ist, ist des Lebens sicher; es fehlet aber nur daran, dass er nicht gar heil ist. Das Leben ist da, aber die Gesundheit hat er noch nicht vollkommen, sondern lieget noch unter den Aerzten, muss sich noch immerdar heilen lassen. Also haben wir auch den Herrn Christum gar und sind des ewigen Lebens gewiss; doch haben wir die Gesundheit nicht gar, es bleibt noch etwas im Fleisch vom alten Adam. Also ist auch das Gleichniss Matth. 13/33, da Christus spricht: „Das Himmelreich ist gleich einem Sauerteig, den ein Weib nimmt und vermengt ihn unter das Mehl, bis dass es durch und durch versäuert." Wenn man einen Teig aus Mehl machet, so ist der Sauerteig ganz darinne, er ist aber nicht gar durchgangen und hat sich nicht durcharbeitet. Das Mehl liegt aber in der Arbeit so lange, bis es durch und durch versäuert und soll nun kein Sauerteig mehr dazu kommen. Also hast du auch gar, was du haben sollst durch den Glauben, damit du das Wort Gottes fassest; es hat aber nicht gar durchdrungen, darum muss es so lange arbeiten, bis du ganz verneuert bist." (Luther.)

Wann wird dieses geschehen? Droben in der Ruhe des Volkes Gottes. Bis dorthin aber dauert der Kampf. Einige Beispiele mögen uns hierüber aufklären.

Du gehörst zum auserwählten Geschlecht. Sehr gut, zischt die alte Schlange, aber musst du dich deshalb von allen Menschen absondern? Willst du besser sein als sie? Nimm doch Antheil an der Welt Freuden. Sing' und spiel' mit deinen Nächsten. Halt' dich zu ihnen. Es sind ja ehrbare, angesehene, auch religiöse Leute. Sie bilden

die auserwählten Kreise. Glücklich, wer denselben angehört!

Wirst du es thun? Für den alten Adam ist die Lust gross, liegt die Versuchung nahe. Aber die neue Creatur schaut auf die Krone, die ihr am Ziele der Pilgerschaft winkt. Wir enthalten uns von aller fleischlichen Lust.

> Heisst mich immer wunderlich,
> Spotte man auch über mich,
> Dass ich, was er hasst, nicht übe —
> Der am Kreuz ist meine Liebe.

Du gehörst zum königlichen Priesterthum. Ganz recht, zischt die alte Schlange, aber dem Zeitgeiste kannst du doch nicht ausweichen, der öffentlichen Meinung darfst du doch nicht trotzen, gegen den Strom wirst du doch nicht schwimmen. Lege einige Opfer auf diese Altäre nieder, behalte das grösste zurück für den Allmächtigen im Himmel — so wirst du beiden wohlgefallen und von beiden gesegnet.

Wirst du es thun? Für den alten Adam ist die Lust gross, liegt die Versuchung nahe. Aber die neue Creatur schaut auf die Krone, die ihr am Ziele der Pilgerschaft winkt. Darauf steht die Ueberschrift: „Ich bin der Herr, dein Gott, du sollst keine anderen Götter neben mir haben." Wir enthalten uns von der fleischlichen Lust!

> Heisst mich immer wunderlich,
> Spotte man auch über mich,
> Dass ich, was er hasst, nicht übe —
> Der am Kreuz ist meine Liebe.

Du gehörst zum heiligen Volke. Du darfst dich darüber freuen, zischt die alte Schlange. Aber was heisst denn heilig? Ein Gott wirst du doch nicht werden wollen. Bist du Mensch, so pflege das Menschliche. Und was ist menschlicher als Rache, als Feindschaft? Schilt dich Jemand, so erwidere mit Scheltworten. Schlägt dich

Einer, so schlage du ihn. Was ist menschlicher als Ehrgeiz? Ohne Ehrgeiz kein Vorwärtskommen. Jage den Ehren nach und, wenn es sein muss, so nimm es mit der Gewissenhaftigkeit nicht so genau. Ehre ist immerhin Ehre. Was ist menschlicher als Vorsicht und Fürsorge? Nun denn, sammle viel Geld, vergrössere deine Schätze, erhöhe deine Einkünfte.. Und will es ohne Intriguen, ohne kleine Nothlügen nicht gelingen, intriguire, lüge, es geschieht ja doch nur aus Liebe zu den Deinigen.

Wirst du es thun? Für den alten Adam ist die Lust gross, liegt die Versuchung nahe. Aber die neue Creatur schaut auf die Krone, die ihr am Ende der Pilgerschaft winkt, darauf steht geschrieben: „Ohne Heiligung kann Niemand Gottes Angesicht sehen." Wir enthalten uns von der fleischlichen Lust.

Heisst mich immer wunderlich,
Spotte man auch über mich,
Dass ich, was er hasst, nicht übe —
Der am Kreuz ist meine Liebe.

Du gehörst zum Volke des Eigenthums? Welch ein Glück, zischt die alte Schlange; aber gerade deshalb musst du Parteimann, Parteiführer werden. Wer keiner Partei angehört, ist ein wankendes, schwankendes Rohr. Schliesse dich diesen Kreisen an! Schwöre auf jene Autoritäten. Halte dich zu dieser Fahne! Schmücke dich mit jener Cocarde.

Wirst du es thun? Für den alten Adam ist die Lust gross, liegt die Versuchung nahe, aber die neue Creatur schaut auf die Krone, die ihr am Ende der Pilgerfahrt winkt. Darauf liest er die Worte: „Verflucht ist der Mann, der sich auf Menschen verlässt, und hält Fleisch für seinen Arm!" Wir enthalten uns von den fleischlichen Lüsten.

Alle diese Triebe, welche in angenehmen, sinnlichen Empfindungen, in Ergötzlichkeit der Sinne, in Verhätschelung des alten Adam ihre Freude suchen, überhaupt alle

Erregungen und Leidenschaften des niederen Lebens, kurz die mannigfaltigen, theils feineren, theils gröberen Erscheinungen und Bewegungen der menschlichen Selbstsucht, sie streiten wider die Seele, sie umlagern, bekämpfen, bekriegen sie, suchen sie gefangen zu nehmen, um sie dann, einmal in ihrer Gewalt, zu vernichten, zu tödten.

Und dann? Dann bleibt nur die eine Frage übrig: „Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele? Oder was kann der Mensch geben, dass er seine Seele wieder löse?"

In einem alten Buche ist, um darzustellen, wie der Mensch von seiner eigenen Lust hingetrieben wird zu dem, was ihm Schaden, Schmerz und Tod bringt, ein Schmetterling abgebildet, der um ein Licht fliegt, mit der Unterschrift: „Ut potior, potior. Erjag' ich's, beklag ich's."

Noch ergreifender wird uns das Schicksal einer Seele, welche den Glauben verloren hat, von dem berühmten französischen Redner Lamennais geschildert.

„Wenn der Glaube," sagt er, „aus der Seele verschwindet, welcher sie zu Gott erhob und mit ihm verband, dann geht etwas Entsetzliches in ihr vor. Die Seele, von ihrer eigenen Schwere gewissermassen in die Tiefe gezogen, sinkt und sinkt und sinkt immerfort ohne Aufhören, ohne Unterlass; und sie nimmt mit sich hinab in den Fall ihre Intelligenz, die nun losgerissen ist von ihrem Ursprung, und sie hängt sich nun an Alles, was ihr auf ihrem Wege in die Tiefe begegnet, jetzt in schmerzlicher Unruhe, jetzt wieder mit einer Lust, ähnlich dem Gelächter der Wahnsinnigen. Gequält immerfort von einem unstillbaren Drange und Durst nach Leben, hascht sie bald nach der Materie, die sie vergebens zu beleben, vergebens zu vergeistigen und zu vergöttern sucht, bald verfolgt sie leere Abstractionen, die flüchtigen, gestaltlosen Schatten ihrer Phantasie. Was in ihr von Liebe noch übrig bleibt, das ist viel eher ein thierischer Trieb, als ein edles Gefühl. Alle höheren Anlagen und Kräfte erlahmen und liegen

wie in einem tiefen Schlafe; alle jene geheimnissvollen Mächte in der Seele, die in uns und um uns her ein Reich der Sitte, eine geistige Weltordnung schaffen, die das Wesen des innern, wahren Menschen bilden, sterben nach und nach und er fühlt mit einem Schmerze, der sein Innerstes zerreisst, dieses allmälige Sterben seines besseren Selbst. Seine Seele hungert, er hat keine Nahrung für sie; was soll er beginnen? Er tödtet seine Seele, um nicht mehr zu hungern, nicht mehr diese innere Qual zu empfinden. Er leidet, weil er noch nicht tief genug gefallen ist. Sinke, sinke immer tiefer, sinke hinab bis zum Thiere; werde vernunftlos, ohne Sinn und Empfindung! Aber das kann er nicht. Er nimmt mit sich bis hinab in die dunkelsten Abgründe seine menschliche Natur; losgerissen von seinem Mittelpunkt, wird er wie ein leckes Schiff ohne Steuer und Ruder hin- und hergeschleudert auf dem trostlosen Ocean dieses Alls."

O enthaltet euch von den fleischlichen Lüsten, die wider die Seele streiten, beherrscht die Welt in euch und lasst nun die Herrschaft über euch vor der Welt offenbar werden, dadurch, „dass ihr einen guten Wandel führt unter den Heiden". Dann wird es euch gelingen, auch die äussere Welt zu besiegen.

Führet einen guten, einen sittlich schönen Wandel! Merket es wohl. Die Zeloten hätten gesagt: Stellt euch an die Strassenecken und verkündet der Welt das Herannahen ihres Verderbens. Die Methodisten hätten gesagt: Stosset in die Posaune, erwecket die Schlafenden, rüttelt, schüttelt sie, bis sie, der Plagen müde, zum Kreuze kriechen. Die Parteileute hätten gesagt: Nur fest zusammen gehalten und mit vereinten Kräften Sturm gelaufen gegen die Heiden. Der Apostel mahnet: Führet einen guten Wandel, einen Wandel, den keine fleischliche Lust beschmutzt, keine schnöde Selbstsucht befleckt, einen Wandel, der ein Abglanz werde des christlichen Geistes, der in euch wohnet. Das ist das kräftigste Mittel, die Welt zu besiegen.

Fern von uns die Absicht, irgend welche Thätigkeit von Vereinen, von Gesellschaften oder Privaten zu verkennen, zu verkleinern, aber wie schätzbar, wie nothwendig, wie unentbehrlich und geboten sie auch sei, nützlich, segensreich wird sie erst dann, wenn sie durch einen guten Wandel bekräftigt wird. Die Thaten sprechen. Die Werke zeugen. Der Wandel zieht. Keine schönere Apologie des Christenthums als das christliche Leben! Wohl dem, der dieselbe zugleich mit Herz und Geist zu schreiben vermag! Wehe dem, dessen Herz dem Geiste die Mithilfe verweigert! Selig Alle, deren Herz auch ohne Geist ein Apologet geworden!

So führet denn einen guten Wandel unter den Heiden: Wachet und betet umsomehr, als ihr von argen Feinden umgeben seid, die euch mit scharfen Augen beobachten, mit giftiger Zunge von euch sprechen und von Haus aus geneigt sind, euch als Uebelthäter zu verleumden. Die Welt kann es eben nicht ertragen, dass man keine Gemeinschaft mit ihr pflege. Nichts ärgert sie mehr als die Selbstständigkeit in Glaubenssachen. So ein Stück Welt steckt leider fast in einem jeden Christenherzen. Daher die vielen Beschuldigungen, Verdächtigungen und Afterreden. Seitdem unser Heiland ein Gotteslästerer, ein Aufrührer, ein Fresser und Säufer, ein Zöllner- und Sündergeselle genannt wurde, bleiben diese Schmähungen keinem Christen erspart.

Die Christen der ersten Zeit haben besonders darunter zu leiden gehabt. Diese verachteten Christenrotten waren dem Heidenthum ein Gräuel. Auch verschonten sie dieselben nicht. Die gröbsten Anklagen wurden gegen sie gerichtet. Man nannte sie Atheisten, Gottlose, Kindermörder, Unzüchtige. Alle erdenklichen Verbrechen wurden ihnen zur Last gelegt. Für jedes Unglück wurden sie verantwortlich gemacht. „Erhebt sich etwa die Tiber gegen die Mauern — klagt Tertullian — unterlässt der Nil die Ufer zu übersteigen, ist der Himmel wolkenleer, bebt die Erde, ist eine

Hungersnoth, wüthet eine Seuche, sogleich schreit man: Die Christen den Löwen!"

Und halfen die Verdächtigungen nichts, so wies man auf die armen Handwerker, auf die Leute von niederem Stande und fragte — merkwürdig, wie sich die menschliche Natur trotz aller Fortschritte treu geblieben ist — und fragte, was mag das für ein Cultus sein, der blos von solch ordinärer Classe von Leuten geübt wird, die nicht einmal zu den allein hochherzigen und ehrenwerthen Vollbürgern gehören?

Auch den evangelischen Protestanten erging es nicht besser. Die Reformation drängt auf ein geistiges Fasten und Züchtigen. Sehet, rufen die Päpstler, der Mönch aus Sachsenland lehrt die Leute ihren Leib und ihre Lüste weidlich pflegen. Die Reformation verwirft das Formelwesen, die müssigen Wiederholungen der Gebete, den Rosenkranz, das Geplapper und Lippenwerk. Sehet, sagen die Römlinge, nach der neuen Lehre braucht man überhaupt nicht zu beten. So griff man zu den beliebten Mitteln der Verleumdung, des Afterredens. Und wenn auch heute hie und da die Polemik etwas anständiger geworden, so hat es doch einer der bigottesten Führer der römischen Partei, Görres, vor wenigen Jahrzehnten noch gewagt, die Reformation den zweiten Sündenfall des Menschengeschlechtes zu nennen.

Leider wird dieses schnöde Afterreden auch unter Evangelischen oft mit Vorliebe gepflogen. Manchmal genügt eine einzige Meinungsverschiedenheit, um sofort den grässlichsten Verleumdungen ausgesetzt zu werden. Ja die Zahl der Schimpfnamen ist sogar gewachsen. Zu den früheren Bezeichnungen: Ultramontan, Mucker, Dunkelmann, gesellen sich die neuen: Freigeist, Radical, Rationalist u. s. w. — Die Verleumdung, das Afterreden ist nicht ausgestorben.

Was thun? Sollen sich die Christen gegen solche Afterreden schützen und vertheidigen, Ehrenbeleidigungs-Processe anstreben oder Gleiches mit Gleichem vergelten? Nimmermehr. Ihre Antwort ist und bleibt der gute Wandel. Dieser

gute Wandel der wird die Nichtigkeit aller Anklagen an den Tag bringen. Wie die Frühlingssonne, die im dichten Nebel aufgeht, bis zum hohen Mittag fortschreitet und alle Wolken durch ihre Strahlen verjagt, so bricht die Klarheit eines guten Wandels auch durch die Lästerwolken hindurch und ist um so siegreicher, je mehr sie verdunkelt wurde.

So führet denn einen guten Wandel unter den Heiden, aber nicht blos um euret-, sondern auch um der Heiden willen, „damit sie ob dem, darüber sie euch lästern als Uebelthäter wegen eurer guten Werke, die sie geschaut haben, Gott preisen am Tage der Heimsuchung." Eine herrliche, tiefsinnige Begründung! Die Apostel sehen den Tag herannahen, an welchem auch die Heiden sich bekehren werden. Auch für sie wird eine Zeit der Gnadenheimsuchung kommen. Dann werden sie Gott den himmlischen Vater erkennen, Jesum Christum, ihren Heiland und Erlöser, anbeten und unter dem Kreuze Gnade und Seligkeit gefunden haben. An jenem Tage aber werden sie die Werke der Christen, und zwar genauer, ohne Hass, ohne Vorurtheile, mit klaren, hellen, erleuchteten Augen ansehen und voll Erstaunen vor des Kraft des Geistes, die in denselben wirksam gewesen ist, Gott preisen; preisen, dass er den einst von ihnen Verfolgten mit seinem allmächtigen Schutze beigestanden, Festigkeit und Ausdauer inmitten der Trübsalen verliehen; preisen, dass Er, der Allgütige, durch diese Werke auch sie, die Verleumder, Feinde und Verfolger, erleuchtet, bekehrt, von Sünde und Tod errettet; preisen, dass der hilfreiche Schutz, der Jenen zu Theil wurde, auch ihnen eine Bürgschaft gewährt für die einstige Hilfe in der Noth, in den Trübsalen und Versuchungen. Sie werden Gott preisen!

Habt ihr schon die Macht, die Kraft dieser Begründung erwogen? Habt ihr schon erkannt, dass wir angesichts einer solchen Gnadenheimsuchung doppelt verpflichtet sind einen guten Wandel zu führen?

Seht! auch wir wohnen wie Jene unter Heiden, unter Ungläubigen und Gottlosen. Der Tag der Heimsuchung kann auch für sie kommen. Was dann, wenn sie an jenem Tage wider uns zeugen und vor Gott uns anklagen müssten? Was dann, wenn sie bei den Beschuldigungen, die sie einst aus Hass gegen uns schleuderten, nunmehr aus Liebe zu Gott und zur Wahrheit beharren sollten? Was dann, wenn sie genöthigt wären, sie die Letzten, wider die Ersten, aufzutreten, sie, die Leute von Ninive, die früheren Bewohner Zions, zu verklagen?

Lasst uns denn jeden unserer Nächsten, mit dem wir verkehren, als einen solchen Menschen ansehen, der sich einst, wenn es noch nicht geschehen, zu Gott bekehren könnte und wir werden einen guten Wandel führen unter den Heiden.

Du läufst Gefahr, deinen Glauben zu verleugnen, den Christen-Namen zu beschmutzen, aus Feigheit und Menschenfurcht mit Füssen zu treten, was dein Herz zu lieben vorgibt. Deine Umgebung reizt, verlockt dich dazu. Habe acht auf dich und bedenke, dass alle diese Versucher sich einst bekehren könnten und dann wider dich zeugen und dich deiner Glaubensschwäche wegen verklagen müssten. Möchtest du es darauf ankommen lassen? Nein, du willst vielmehr, dass sie auch wegen deiner guten Werke Gott preisen. Du weichst der Gefahr aus, du rettest deine Seele und dein Glaube bleibt unbefleckt.

Du läufst Gefahr, die Liebe zu verletzen. Du nährst Feindschaft und Rachegedanken in deinem Herzen. Mit Ungeduld wartest du auf den Augenblick, wo du die süsse Rache wirst ausüben können. Auch stacheln dich deine Freunde dazu auf. . . . O habe acht auf dich und bedenke, dass alle deine Versucher sich einst bekehren könnten und dann wider dich zeugen und dich deiner Lieblosigkeit wegen verklagen müssten. Möchtest du es darauf ankommen lassen? Nein, du willst vielmehr, dass sie auch wegen deiner guten Werke Gott preisen. Du weichst der

Gefahr aus, du rettest deine Seele und deine Liebe bleibt unverletzt.

Du läufst Gefahr jede Hoffnung wegzuwerfen. Gibt es denn einen Gott? fragst du dich halb verzweifelt. Warum hat er mich so verlassen, so vergessen? Es ist wahr, erwidern die Weltkinder, Gott ist nicht gerecht, deine Frömmigkeit sollte anders belohnt werden. An deiner Stelle würde ich mich zu andern Göttern halten. Willst du es thun? O bedenke doch, dass alle deine Versucher sich einst bekehren könnten und dann wider dich zeugen und dich deiner Verzagtheit wegen verklagen müssten. Möchtest du es darauf ankommen lassen? Nein, du willst vielmehr, dass sie auch wegen deiner guten Werke Gott preisen. Du weichst der Gefahr aus, du rettest deine Seele und deine Hoffnung bleibt lebendig. „Was Jene sind, das waren auch wir, und was wir sind, das sollen Jene werden" — vergessen wir doch diesen Fremdlingsgedanken nicht.

So lasst uns denn auf Erden unter den Weltkindern wandeln. Die fleischliche Lust werde in uns getödtet! Der gute Wandel lege Zeugniss ab von der Kraft, von der Lebendigkeit unseres Glaubens und es wird die Zeit herannahen, wo Alle, beide, klein und gross, den Herrn kennen und zu seiner Ehre ein Loblied nach dem andern anstimmen werden!

Selig ist, wer seine Lenden
Immer lässt umgürtet sein,
Wer dem Licht in seinen Händen
Stets bewahret hellen Schein!

XVII. Die Stellung der Christen zur Obrigkeit.

I. Petr. 2/13—17.

Zuerst die allgemeinen Principien, dann die besonderen Verhaltungsmassregeln. Nach der Theorie die Praxis. Nach der Lehre das Leben. Sind die leitenden Grundsätze aufgestellt, so gilt es deren Anwendung im Lichte einiger aus dem Leben gegriffenen Beispiele, zu beleuchten.

So thut es hier der Apostel. Von der ganz allgemeinen Vorschrift über den Wandel unter den Heiden steigt er herab zu den gewöhnlichsten Pflichten und ermahnt seine Leser 1. zur Unterordnung unter die Obrigkeit 2/13—17; 2. zum selbstverleugnenden Gehorsam gegen die Herren 2/18—25; 3. zum unterwürfigen, stillen und sanftmüthigen Wandel in der ehelichen Gemeinschaft 3/1—8, und endlich 4. zum liebevollen, geduldigen, ihre Feindseligkeit beschämenden Verhalten gegen die Ungläubigen überhaupt 3/9—4/19.

Die erste Ermahnung, den Gehorsam gegen die Obrigkeit betreffend, wird den Gegenstand unserer Betrachtung bilden. Wir wollen sehen warum und wie die Christen der Obrigkeit unterthan sein sollen.

Seid unterthan aller menschlichen Obrigkeit! Jedes Kind kennt heute diesen elementären Grundsatz, wenn auch unsere Revolutionsmänner denselben perhorresciren. Versetzt man sich aber in die Lage des jungen Christenthums zur Zeit der Apostel, gedenkt man des Verhältnisses der Christen zum römischen Reiche, so muss man gestehen, dass in diesen Worten etwas ganz Ueberraschendes lag.

In der ersten Zeit fielen die Christen-Gemeinden den Mächten dieser Welt nicht in die Augen. In den grössten Städten des Cäsaren-Reiches blieben die Brüderkreise unbemerkt. Hie und da entstanden wohl Zusammenstösse mit der Obrigkeit, mit dem Volke, aber sie waren vorübergehend, unbedeutend. Der römische Staat tritt selbst manchmal als Schutzpatron der Gemeinde gegen die Wuth der Juden auf. Gefährlich für das Weltreich scheinen die Christen nicht zu sein. Aber bald sollte es anders werden. Das Heidenthum hatte sich auf seinem langen, weiten Wege ausgeblüht: nach Durchlaufung aller Stadien des Naturdienstes war es endlich — charakteristisch genug! — zur Anbetung des gekrönten Kriegsglückes herabgesunken. Den besiegten Völkern wurde Alles freigebig zugesagt, was sie verlangen konnten: Erhaltung nationaler Sitten, Selbstständigkeit der Stadt und Provinzen, Fortbestand der vorväterlichen Religionen, aber unter der Bedingung der Unterwerfung unter den göttlichen Cäsar, der zuerst den Namen Majestät, Augustus, führte. Alle Völker liessen sich diese Bedingung gefallen. Nur von einer Seite wurde Widerstand erhoben: die Christen beugten sich nicht. Wie gefügig und treu sie auch sonst dem Eide und der Pflicht waren, sie weigerten sich, auf den Altären des Cäsars zu opfern, vor seinen Standbildern niederzuknieen.

Einen solchen Widerstand hatte die römische Staatsweisheit nicht vorausgesehen; für eine solche Gewissensfreiheit hatte die römische Toleranz keinen Raum. Man trat daher mit allem Eifer diesem vermeintlichen Eingriff in die Einheit, in den Frieden des Reiches entgegen: es folgten zuerst partielle Strafen, blutige Rache an einzelnen Stellen, dann heftigere, allgemeinere Verfolgungen.

Kein Wunder wahrlich, wenn einzelne Christen unter dem Drucke solcher Verfolgungen versucht waren, geringfügig, verdächtigend von der Obrigkeit zu sprechen und den Schluss zu ziehen: der Christ scheidet sich von der

Welt, das römische Reich ist Welt, also scheidet sich der Christ von der römischen Welt.

Eine solche Schlussfolgerung mag immerhin logisch, correct erschienen haben, christlich aber war sie nicht. Darum konnte der Apostel nicht anders, als dagegen auftreten und die richtige Norm für unser Verhalten gegen die Obrigkeit in der Ermahnung aufstellen: „Seid unterthan"!

Ist auch die Welt eine Fremde, scheint er zu sagen, so dürfen wir sie doch nicht von vornherein stolz und verächtlich verwerfen. Wir müssen sie vielmehr wie Reisende behandeln, die leiblich durch ein fremdes Land zu ziehen haben: uns den Gesetzen dieses Landes unterordnen, so lange wir in demselben reisen und so weit es uns möglich ist, ohne die Pflichten gegen die eigentliche Heimat zu verletzen. Wir hüten uns mit aller Vorsicht, als Beisassen und Reisende, Anstoss zu geben und fügen uns willig und geduldig den Ordnungen des Landes, der Welt.

Darum seid unterthan aller menschlichen Ordnung, d. h. „aller das menschliche Gemeindeleben ordnenden Veranstaltung". Aller, sei es eine heidnische, eine jüdische oder eine christliche Obrigkeit, sei es Monarchie, Aristokratie oder Republik; auf den Namen, auf die Form kommt es nicht an.

Die heilige Schrift gibt wohlweislich keine Vorschriften über die beste Verfassungsform. Auch Christus hat sein Evangelium an keine bestimmte politische Form gebunden.

Der Aufbau des äusseren Gerüstes des menschlichen Lebens lag ausserhalb seines Berufes. Die christliche Kirche überschreitet daher die Grenzen ihrer Rechte und Competenz, wenn sie für die Verfassung des Staates äusserlich bindende Normen aufstellt. Sie hat von Rechtswegen dies nicht zu bestimmen. Ihre ganze Einflussnahme muss sich darauf beschränken, diejenigen Regierungsformen anzuerkennen, die sich aus dem eigenthümlichen Genius des Volkes, aus dem Bedürfnisse seiner Bildungsstufe, in freier

Weise, auf geschichtlichem Wege entwickelt haben. So hat es auch Calvin gemeint. Er schwärmte so wenig für die Monarchie, dass er die Aristokratie und die Demokratie mit jener für gleichberechtigt hielt, ja persönlich mit seiner Vorliebe für die aristokratische Regierungsform nicht hinter dem Berge hielt. In gleichem Sinne spricht sich auch eine Bekenntnissschrift unserer reformirten Kirche aus. Die Gallicana sagt ausdrücklich: wir glauben, dass Gott die Königreiche, die Republiken und die anderen Staats- und Regierungsformen gegründet hat. Selbst die Apologie spricht von den legitimen Obrigkeiten aller Nationen, welche sie auch seien.

Das ist der echt evangelische Standpunkt. Christliche Verfassungsfabrikanten werden zu Schanden an der h. Schrift. „Gottes Wille und Einsetzung ist, dass regiert werde, aber die Bestimmung des Wer und Wie ist Sache des Menschen. In diesem Sinne sagt der Apostel Paulus: „omnes potestas a Deo." Potestas heisst nämlich hier das Regiment oder das Machtamt, nicht der Machthaber; man legt diesen Spruch falsch aus, wenn man ihn so deutet, als ob Gott diese oder jene Regimentsweise eingesetzt hätte." (Baader.) Wer da weiss, wie viele Factoren — das Naturmoment, der Boden, die Lebensart, die Geistesrichtung, wie dieselbe von Anfang an der besonderen Volksthümlichkeit innewohnt — bei der Entwicklung des Staatslebens bestimmend mit einwirken, der kann sich nicht enthalten, dieser Anschauung beizupflichten. Die vollkommene Verfassung kann somit nur die „adäquate sein, diejenige nämlich, welche dem Ursprung des Staates, der Geschichte des Volkes, der Eigenart, der Sitte, der Bildungsstufe, den politischen Verhältnissen der Nachbarstaaten angemessen ist". (Tendelenburg.) Ein jeder Staat hat das Muster für seine Verfassung lediglich in seiner Nation zu suchen. Die englische Verfassung oder die republikanische Regierungsform als das allein vollkommene Muster anpreisen, ist geradezu lächerlich. „Ein allgemeingiltiges Musterbild für alles und jedes Volk hat es nicht

gegeben und kann es nicht und soll es auch nicht geben. Darum ist ein jedes verlöschende Volksthum ein Unglücksfall für die Menschheit, ein Verlust für die Geschichte und eine unausfüllige Lücke. In Einem Volke kann sich der Adel der Menschheit nicht einzig aussprechen, sondern in Allen mit Allen. So wenig wie Ein Gesicht, gibt es auch nur Eine Denkungsart und Handlungsweise. Nicht einen und ebendenselben Charakter, sondern nur einen eigenen soll jeder Mensch sich bildend erwerben, und so aus dem Eigengegebenen selbstgeschaffen hervorgehen. Beide, Freund und Feind, verachten den charakterlosen Nichts, wenn sie jede Ursprünglichkeit ehren." (F. L. Jahn.)

Ob nun diese oder jene Form besteht, die Christen befolgen, unter allen Umständen, die Ermahnung des Apostels: „Seid unterthan der Obrigkeit."

Und warum?

Erstens um unserer selbst willen, weil jede Obrigkeit für die Menschen, zu ihrem eigenen Wohle, zu ihrem persönlichen Interesse besteht. Der Apostel nennt die Obrigkeit eine „menschliche", nicht, weil sie von Menschen herrührt, sondern weil sie für Menschen bestimmt ist. Als obrigkeitliche Ordnung kommt sie, ihrem Ursprunge und Wesen nach, von Gott — wie dies auch aus den Worten: „um des Herrn willen" ersichtlich ist — aber ihrer Aufgabe, ihrer Bestimmung, ihrem Berufe nach ist sie um des Menschen willen geschaffen, und zwar „zur Rache für die Uebelthäter und zu Lob den Frommen." Alle Staaten tragen an sich ein geschichtliches Moment, welches dem Wechsel unterworfen ist, aber hinter diesem Wechselnden und Zufälligen steht ein Bleibendes: das ist die göttliche Grundlage des Rechtes und der Rechtshandhabung durch die obrigkeitlichen Organe des Rechtes. Des Staates erste Aufgabe ist das Recht zu handhaben, das Recht aufrecht zu erhalten, um die mannigfaltigen Lebensbewegungen der Menschen zu schützen. Sonst könnten die verschiedenen Lebenskreise, die im Staat zusammengefasst

sind, ihre besonderen Aufgaben in ungestörter und freier Bewegung, nicht erfüllen. Allein sind wir eben nichts. Wir müssen uns mit den Kreisen des Lebens, zu welchen wir gehören, verbinden. Diese Gemeinschaft kann jedoch ohne Schutz, ohne Abwehr, der menschlichen Selbstsucht und Bosheit wegen, auf die Dauer hin nicht bestehen. Folglich muss der Staat die Einen strafen, die Anderen schützen, das Regiment führen zur Rache für die Uebelthäter, zu Lob den Frommen. Die Strafe, die Rache für die Uebelthäter ist somit Aufrechterhaltung des Rechtes gegen den Ungehorsamen, Wahrung der sittlichen Ordnung gegen die Bosheit, Beschränkung wilder Ausbrüche, Hemmen zerstörender Selbstsucht, Abwehr gegen die feindlichen Angriffe, Nothwehr gegen die frevelhaften Ueberfälle und Sicherung jeder wahren Freiheit. Hingegen ist das Lob der Frommen der Schutz, den die Obrigkeit gewährt, die Fürsorge für das Wohl der Unterthanen, damit sie „in gutem Frieden, wie es Christen gebührt, ihr Leben vollführen und des Herrn Segen sich erfreuen mögen in aller Ehrbarkeit", die Ruhe und Sicherheit, welche sie ihnen bietet, dass „sie alle die Pflichten ihres Standes und Berufes getreulich erfüllen und allezeit thun, was recht ist vor Gottes Angesicht".

Wahrlich für den Staat eine herrliche Mission! Auch er trägt, wie wir sehen, einen geistigen Charakter an sich; er ist eine göttliche Institution, ein schwacher Anfang des Reiches Gottes, nach Calvin; ein Augapfel Gottes, nach Kant. Recht drastisch wird uns durch Luther dessen hohe Bedeutung in kindlich-naiver Weise veranschaulicht. „Meinest du," sagt er, „wenn die Vögel und die Thiere reden könnten und das weltliche Regiment unter den Menschen sähen, sie würden sagen: ihr lieben Menschen, ihr seid nicht Menschen, sondern eitel Götter gegen uns. Wie gar sicher sitzt ihr und habt alle Dinge. Wir aber, so gar Keiner vor dem Anderen von uns hier eine Stunde sicher ist, weder Leben, noch Häuser, noch Nahrung. Wehe euerer Undankbarkeit,

dass ihr nicht sehet, wie herrlich Leben euch unser Aller Gott vor den Thieren vorausgegeben hat."

Herr, stärke du die Obrigkeit,
In deiner Furcht zu wandeln,
Und lehr' auch uns zu jeder Zeit
Als fromme Bürger handeln,
Gib, dass vor deiner Majestät,
Die über alle Hoheit geht,
Wir alle tief uns beugen!

Wir uns beugen, nicht vor der blossen Gewalt zwar, aber vor der heiligen Ordnung Gottes, die sich darin offenbart. Ob nun die Gewalt durch den „König, den Obersten", den einzigen Herrn, dessen Macht über alle Anderen hinausragt und von Keinem abhängt, oder von „seinen delegirten Statthaltern", von den Beamten, die in seinem Namen und Auftrag amtiren, ausgeübt wird, die Christen gehorchen in beiden Fällen, sie bleiben unterthan der Obrigkeit.

„Wahrlich, da kann man verwundernd stille stehen. Wenn Jemand die römischen Kaiser der damaligen Zeit, namentlich aber jenen Kaiser Nero, Wütheriche und Scheusale, abscheuliche Tyrannen und Geisseln der Menschheit nennen würde, so würde der Kundige dagegen nichts einzuwenden haben. Wenn ein Anderer behaupten würde, die Landpfleger und Beamten dieser Kaiser seien gewesen wie sie, wie die Herren selbst, so frägt sich's, ob der Beweis der Behauptung schwer zu führen sein würde. Oder wenn Einer einen Zweifel erheben würde, ob wohl eigentlich der Kaiser Nero seine Beamten zur Strafe der Uebelthäter und Belobung dieser, die recht handeln, ausgesendet habe, wahrlich, der Zweifel könnte ansteckend wirken. Ja, wenn Einer noch weiter gehen wollte und sagen, das ganze römische Weltreich habe zu dem Thiere gehört mit den vielen Köpfen; es habe sich in diesem Reiche je länger, je mehr der Gegensatz gegen Christum den Herrn gezeigt:

was könnte man denn eigentlich dagegen aufbringen? Das Alles aber wusste der heilige Petrus auch. Dennoch aber schrieb er, was er schrieb, und das in vollem Ernste. Es muss daher auch diese Ansicht der Sachen richtig gewesen sein, der Wütherich Nero, dieses Scheusal der Menschheit, aus Bosheit und Narrheit zusammengesetzt, war dennoch „Basileus", der Kaiser; seine Hauptleute waren dennoch in den Landen, Recht und Gerechtigkeit zu üben, und das römische Reich, obwohl zum Thier gehörig und zum Kolosse des Nebucadnezar, ist dennoch eine menschliche Ordnung, und es war dennoch des Herrn Wille, dass man sich den Gesetzen desselben um seinetwillen unterwerfen sollte." (Epistel-Postille von W. Löhe, p. 269.)

Die Christen gehorchen, und zwar zweitens um der Feinde willen, „weil es Gottes Wille ist, dass sie mit Wohlthun verstopfen die Unwissenheit der thörichten Menschen". Die Unwissenheit der thörichten Menschen klagt sie der Staatsfeindlichkeit an. Ihr staatliches Rechtverhalten soll sie zum Schweigen bringen. Ihr Wandel soll sie widerlegen. Keine Gegenrede, keine Polemik, nur Werke und Wandel. Was hilft auch alles Reden? Gar nichts. Den thörichten Menschen ist es ja nicht möglich, ihr Lebensprincip zu verstehen, ihre Grundsätze zu fassen. Der Wandel muss für sie Zeugniss ablegen. An den Früchten sollen sie erkannt werden. Sie opfern zwar dem Cäsaren nicht, aber sie dienen nichtsdestoweniger dem Kaiser in Treue und Gehorsam. Sie drängen sich nicht hervor, um zu huldigen und zu schmeicheln, aber in der Stunde der Gefahr eilen sie die Ersten zur Hilfe herbei. Sie werfen allerdings ihren Glauben nicht weg, aber wo es gilt Treue zu üben, Muth zu entfalten, Geld, Gut und Leben zu opfern, da zeigt es sich, wo die grösste Opferfreudigkeit zu Gunsten des Vaterlandes zu finden ist, auf Seite der Knechte oder der Freien? So entkräften sie alle Anklagen. Sie erfüllen ihre Bürgerpflichten nicht nur wie alle Anderen, sie erfüllen sie noch viel besser, sie übertreffen, sie be-

schämen die Welt durch ihren reinen, lauteren Patriotismus.

So haben es die Christen in den ersten Jahrhunderten gehalten. Unter dem Drucke der schreiendsten heidnischen Ungerechtigkeiten blieben sie die treuesten Unterthanen, die tapfersten Krieger, die willigsten Träger der öffentlichen Lasten. Plinius berichtet über sie, dass er nichts Schlimmes unter ihnen gefunden. Tertullian geht weiter; er beschuldigt keck und dreist seine Ankläger und verstopft ihnen den Mund, indem er ihr Verhalten mit dem der Christen vergleicht. „Euch Quiriten, dich Volk der sieben Hügel frage ich: ob irgend eines Cäsars die römische Zunge schont? Die Tiber ist Zeuge und die Schule der Bestien. Würde die Natur eure Brust durchsichtig gemacht haben, in wessen Herz wäre nicht das Bild eines immer wieder neuen und neueren Kaisers, unter seinem Vorsitz Geschenke austheilend, eingegraben? und selbst in jenem Augenblicke, da man ihm zuruft: Es mehre von unseren Jahren die deinen Jupiter! Weder weiss der Christ solcherlei Zurufungen, noch auch wünscht er neue Kaiser. Du erwiderst: Das thut das Volk! Obgleich Volk, so doch Römer; und es gibt keine ärgeren Schreier gegen die Christen, als dieses Volk. Alle anderen Stände demnach handeln nach ihrem Ansehen gewissenhaft und treu; weder der Senat, noch die Ritter, noch das Heer, noch die Hofleute athmen irgend etwas Feindseliges. Woher war Cassius, der Niger, der Albinus? Woher waren die, welche den Kaiser zwischen zwei Lorbeerbäumen belagerten? Woher der, welcher als Uebung der Fechtkunst einen Cäsar (den Aurelius Commodus Antonius) erwürgte? Woher jene, die bewaffnet in den Pallast einbrachen und kecker sich zeigten als Sigerius und Parthenius? Sie waren, täusche ich mich nicht, Römer, d. h. Nichtchristen. Und alle diese opferten für das Wohl des Kaisers, schwuren bei seinem Genius, selbst vor dem Ausbruche der Treulosigkeit; Einige draussen, Andere drinnen; den Christen jedoch legten sie ohne Scheu den Namen der öffentlichen Feinde bei.

So haben es auch die Protestanten zu halten gesucht. Mit aller Entschiedenheit hat sich die Kirchenlehre von jeher gegen die Empörung ausgesprochen. Niemand hat den Gehorsam gegen die Obrigkeit mehr betont, als Luther. Calvin war in diesem Punkte nicht minder kategorisch. Und unsere helvetische Confession lehrt ausdrücklich: „Wir verdammen die Verächter der Obrigkeit, alle Rebellen, Aufrührer und Feinde des Staates, welche, sei's öffentlich, sei's verborgen, sich der Erfüllung ihrer Staatspflichten entziehen." Das ist die evangelische Kirchenlehre. — Kaiser Ferdinand I. hat derselben ein köstliches Zeugniss ausgestellt: „Die Evangelischen," sagte er, „haben zwei schöne und herrliche Stücke in ihrer Lehre, die soll ihnen Niemand absprechen. Das erste, dass sie so freudig Jesum Christum bekennen und auf dessen Verdienst allein ihre Seligkeit bauen; das andere, dass sie den Stand der Obrigkeit nicht so schlecht und gering halten als der Papst, sondern Gottes Ordnung daran aufweisen."

Wohl ist manchmal dagegen, und in grober Weise, gesündigt worden, aber im Allgemeinen — wir erinnern an 1848 — nahmen doch die evangelischen Christen jenen Standpunkt ein, den der berühmte Duplessis-Mornay so treffend und prägnant zum Ausdruck gebracht hat. Philipp II., welcher die Liga beschützte, wollte nämlich den Heinrich von Béarn bestechen. Darauf erwiderte Duplessis-Mornay die stolzen Worte: „Mein Herr und ich haben ihnen beweisen wollen, dass man zugleich guter Hugenot und guter Franzose sein könne."

Heutigentags wird ein gleicher Vorwurf nicht mehr oder nur selten erhoben. Man ist gewissermassen in ein anderes Extrem gefallen. Beschuldigte man einst die Christen der Auflehnung gegen die Obrigkeit, so wirft man ihnen heute vor, dass sie feig und geknechtet, sich Alles gefallen lassen, was die gefürsteten Häupter gebieten, somit das Rad der Freiheit aufhalten. Ist das wahr? Für die Freiheit, welche auf den Gassen ihren Unfug treibt, in den

Wirthshäusern ihre Zelle aufbaut, bei den Winkelblättern ihre Nahrung sucht und ihr Ideal in der Zügellosigkeit findet, fehlt uns allerdings jedwedes Verständniss, aber eine Freiheit halten wir hoch, die Freiheit nämlich, die in dem sittlichen Selbstbewusstsein wurzelt, den Erdenstaub abschüttelt, ihr Haupt nach oben erhebt und ihre Krone im Himmel sucht. Für diese Freiheit setzen wir Gut und Blut ein. Und sollte es despotischen Tyrannen einfallen, diese Freiheit zu knebeln, zu schänden, so treten wir muthig auf den Plan und rufen jeder Obrigkeit, wie sie immer heissen mag, mit lauter Stimme zu: Halt! deine Gewalt hört auf, wo Gottes Rechte beginnen. So verstopfen wir mit Wohlthun die Unwissenheit der thörichten Menschen.

Endlich drittens sind wir unterthan um der Nächsten willen, weil einerseits zwischen der Liebe zu den Brüdern und der Achtung vor Jedermann und andererseits vor der Furcht Gottes und der Ehrerbietung vor dem Könige kein Widerspruch besteht. Thut Ehre Jedermann — schreibt der Apostel — und habt die Brüder lieb, fürchtet Gott, ehret den König. Neben der Liebe zu den Brüdern ist noch Raum für die Ehre, die wir Jedermann schuldig sind. Die Liebe kann allerdings nur zwischen Gläubigen bestehen, weil nur sie Lebensgemeinschaft mit einander pflegen, weil sie allein untereinander Mitpilger, Mitreben, Miterben sind, aber dies eine Verhältniss hebt das andere keineswegs auf. Wir können trotzdem einen Jeden in seinem Amte, in seiner Stellung anerkennen, als das gelten lassen, was er von Gottes- und Rechtswegen ist. Sollte ihnen sogar, vermöge ihrer bürgerlichen Stellung und persönlichen Tüchtigkeit, keine besondere Ehre gebühren, so sind wir ihnen dennoch die Achtung schuldig, welche dem Ebenbilde Gottes zukommt. Jeder Mensch steht als solcher unter dem Gnadenworte: „Gott will, dass allen Menschen geholfen werde und sie alle zur Erkenntniss der Wahrheit kommen.“ Wie gottlos, wie unchristlich, wenn wir uns erlauben möchten, den Gegenstand seiner liebenden Fürsorge zu verachten, gering

zu schätzen. „Abraham hat sich, weil er der Gläubige war, vor den ungläubigen Kindern Heth doch nicht der Höflichkeit, der Uneigennützigkeit, der Freundlichkeit enthoben. Ach! dass man überhaupt noch erinnern muss, dass Sauersehen nichts mit dem Glauben zu schaffen hat. Aber wer berechtigt dich, weil du dich für einen Christen hältst, dem den du nicht dafür ansiehst, dein Uebergewicht durch Unfreundlichkeit und Absprechen zu erkennen zu geben? Thut Ehre Jedermann: habt die Brüder lieb." (Koegel.) Ein Knecht des Herrn soll freundlich sein gegen Jedermann. 2. Tim. 4/24.

Ebensowenig besteht ein Widerspruch zwischen der Furcht Gottes und der Ehrerbietung, die wir dem Könige schulden. Haben wir Jedermann zu achten, so sind wir diese Achtung umsomehr den Hervorragendsten unter ihnen schuldig, denen, welchen Gott die höchsten Pflichten mit den höchsten Rechten auf die Schultern gelegt hat. „Uebel wollen," bemerkt Tertullian, „schlecht handeln, Böses nachreden, unlauter denken ist uns bei jeden Menschen untersagt. Was gegen den Kaiser nicht erlaubt ist, das ist auch gegen sonst Keinen erlaubt; und was gegen Keinen, das wohl noch weniger gegen den, der durch Gott so erhoben ist." Niedergestellte dürfen wir nicht verachten, Höhergestellte nicht übersehen, wie schwer es auch unserm Stolze fallen mag. Bleiben Hochgestellte unsere Vorgesetzte, auch wenn sie unsere Brüder sind, verlieren sie ihr Anrecht auf Achtung auch dann nicht, wenn sie noch ferne von Christus stehen. Und wir Christen haben diesen Machthabern umsomehr Ehre und Achtung zu erweisen, als wir gerade am häufigsten in die Lage kommen können, gewissenshalber den Gehorsam zu verweigern: in einem solchen Falle darf unser Widerstreben auch nicht die geringste Spur von Verachtung oder Unbotmässigkeit an sich tragen. Wir ehren den König, weil wir Gott fürchten.

Wissen wir nun, warum wir zu gehorchen haben, so bleibt uns noch die zweite Frage zu beantworten: „Wie

sollen wir gehorchen?" Wie? „Um des Herrn willen." Wir gehorchen nicht als Sklaven, weil wir müssen, weil wir vor der Strafe zittern oder für unseren eigenen Vortheil fürchten. Wir sind keine Fürstenknechte, die Gewissenhaftigkeit und Wahrheit, Verantwortlichkeit und Selbständigkeit dem Machthaber zum Opfer bringen. Solche Puppen oder Marionetten finden sich nicht unter den Christen. Wir sind auch keine Ministerknechte, die nach dem Winde sich drehen und, allen halsbrecherischen Sprüngen zu Trotz, immer wieder auf Seiten der Portefeuilles zu fallen kommen. Die Wahrheit ist uns mehr werth, als die Popularität. Den Beifall Gottes schätzen wir höher, als die Gunst einer Excellenz. Wir sind ebensowenig Knechte von Parteien oder Parteiführern. Unsere Grundsätze und Ueberzeugungen verkaufen wir nicht. Die Leibeigenschaft ist nicht unseres Geschmackes. Wir gehorchen, sind unterthan um des Herrn willen. Der innerste Lebenstrieb, die Gottesliebe treibt und bestimmt uns. Die Liebe ist der Bestimmungsgrund unserer Unterordnung. Sie bildet den Beweggrund unseres Herzens. Sie führt ohne weitere Motive der Furcht oder Hoffnung die Erfüllung der Gesetze mit sich. Sie erzeugt jenen zarten Sinn, „der vor dem Laster sich gesträubt, eh' noch ein Solon das Gesetz geschrieben, das matte Blüthen langsam treibt". Sie baut über den gewaltigen Strom, der zwischen dem Sollen und Wollen hindurchfliesst, die verbindende Brücke und macht die herbe Aufgabe der Pflicht zur süssen Lust. Sie ist die Summe des Gesetzes, die Erfüllung des Gesetzes — zugleich aber auch dessen Grenze. „Die Furcht Gottes," bemerkt sinnig ein alter Kirchenvater, „flösst Königsfurcht ein und treibt sie auch aus." „Darum," sagt Luther, „wenn mich jetzt ein Kaiser oder Fürst fragte, was mein Glaube wäre? soll ich ihm sagen, nicht um seines Gebietens willen, sondern dass ich schuldig bin, meinen Glauben öffentlich vor Jedermann zu bekennen. Wenn er aber weiter wollte fahren und mir gebieten, dass ich so oder so glauben sollte, so soll ich sprechen: Lieber Herr,

warte du deines weltlichen Regiments, du hast keine Gewalt, Gott in sein Reich zu greifen, darum will ich dir gar nicht gehorchen. Du kannst es doch nicht leiden, dass man in dein Gebiet greife; wenn dir Jemand ohne deinen Willen über das Gebiet fähret, so schiessest du mit Büchsen hernach; meinst du denn, dass du ihn vom Stuhl willst stossen und dich an seine Stelle setzen? Du hast keine Macht, in Gottes Ordnung zu fallen und vom Glauben zu gebieten."

„Der Unterthan darf zwar nicht richten über seinen Regenten, allein er darf und muss richten über sein eigenes Gewissen, und da muss er irgendwo eine Grenze des Gehorsams und der Willfährigkeit finden. Sie findet sich, auch in der unumschränkten Monarchie, da, wo der Befehl des Königs gegen Gottes Gebot oder gegen das allgemeine Gefühl von Recht und Ehre ist." (Stahl.)

Und weil diese Gottesfurcht unsere Norm und Richtung bleibt, darum gehorchen wir schliesslich „als die Freien und nicht als hätten wir die Freiheit zum Deckel der Bosheit, sondern als die Knechte Gottes". Als die freien Kinder des Allerhöchsten, als die Knechte Gottes! — das gibt unserem Gehorsam eine höhere Weihe, eine tiefere Verbindlichkeit, einen reicheren Gehalt. Wir gehorchen freiwillig und freudig. Wären wir Libertiner, wir würden die Freiheit zum Deckmantel der Bosheit benützen und gegen die bestehenden Gesetze und Ordnungen eifern. Wären wir Selbstsüchtige, wir würden unsere Hartnäckigkeit und Halsstarrigkeit mit dem Deckmantel der Freiheit bedecken. Wären wir Parteimänner, wir würden unter dem Banner der Freiheit für unsere Sonderbestrebungen kämpfen. Es ist schliesslich nichts leichter, als schöne Phrasen zu drechseln, zündende Reden zu halten und grosse Schaaren von Verehrern um sich zu sammeln. Wem solche Schwindeleien imponiren, der halte sich zu den Freiheitstrommeln! Wir sind frei als die Knechte Gottes. Diese Freiheit bekunden wir dadurch,

dass wir unter allen Umständen unserer selbst mächtig bleiben, um Gottes Willen zu thun. Ist es nun Gottes Wille, dass wir der Obrigkeit unterthan seien, so ist die Weigerung des Gehorsams kein Act der Freiheit, sondern eine Folge des Eigensinns, der sein böses Wesen, sich selbst, über Gott stellt. Wer so handelt, degradirt die Freiheit zur Frechheit und fleischlichem Muthwillen. Die falsche Freiheit ist die Tyrannei, der Egoismus. Die Gottesknechtschaft hingegen ist die höchste Freiheit.

Ein Freier zwar, doch Gottes Knecht,
Das ist der Ruhm der Christen;
Gottselig, züchtig und gerecht,
Entfesselt von den Lüsten.

Und weil wir als Knechte Gottes gehorchen, so können wir auch, in der Kraft dieser Gottesknechtschaft, die Folgen unseres Nichtgehorsams geduldig ertragen, wenn wir durch unser Gewissen gezwungen werden, die Zumuthungen der Obrigkeit abzulehnen. Auch in einem solchen Falle machen wir unsere Freiheit nicht zum Deckmantel der Bosheit. Wo Handlungsweisen von uns verlangt werden, die mit unseren religiösen Ueberzeugungen und unserem Gewissen in Widerspruch stehen, „da dürfen, da sollen wir sogar gegen die ungerechte Massregel der Obrigkeit in allen gesetzlich bestehenden Wegen Einspruch erheben, und durch Beschwerde und Vorstellung die Zurücknahme derselben zu bewirken suchen". (Rothe.) „Der christliche Charakter dieser Verweigerung wird abermals darin bestehen, dass die Verweigerung sich innerhalb der Schranken des Berufes und Gesetzes hält, dass die Bitte, Vorstellung und Beschwerde der Aufkündigung des Gehorsams vorhergeht, und dass die Verweigerung des Gehorsams nie in ordnungswidrige Befehdung der gottgeordneten Gewalt schlägt, vielmehr dem Missbrauche der Gewalt nichts entgegensetzt, als die Kraft des Rechtes und des selbstverleugnenden Duldens und Leidens." (Harless.) Helfen

die Beschwerden nichts, bleiben die Vorstellungen erfolglos, so haben wir in aller Geduld die Folgen unserer Gehorsamsverweigerung zu tragen. Dem ungerechten Gebot leisten wir keine Folge, aber fern von jedem Trotz, ohne Widerstreben, im leidenden Gehorsam, lassen wir die erfolgten Strafen über uns ergehen. Wir dulden als Knechte Gottes, hüten uns, die Freiheit zum Deckmantel der Bosheit zu machen und trösten uns mit der Zuversicht, dass solch Regiment nicht lange bestehen kann.

In diesem leidenden Gehorsam ist uns Christus auch ein Vorbild geworden. Er hat die gottloseste Hohepriesterherrschaft in Jerusalem erlebt und den Tempelgroschen doch nicht verweigert. Er hat dem Edomiter Herodes gegenübergestanden und sich nicht empört. Er hat sich vom Heiden Pontius Pilatus verurtheilen lassen und den Mund nicht geöffnet, so dass der Landpfleger selbst sich darüber verwunderte.

Die Jünger traten in die Fussstapfen des Meisters. Petrus hat einen Nero erlebt und ermahnet seine Leser zum Gehorsam. Paulus hat unter des Kaisers ungerechtem Regiment zu leiden gehabt und seinen Brief von der Obrigkeit an die Römer geschrieben.

Auch die Christen des ersten Jahrhunderts haben wacker ausgehalten. Nie hat es grausamere Verfolgungen, rechtswidrigere Verhandlungen gegeben, als zu jenen Zeiten. Niemandem lag die Versuchung der Auflehnung und des Widerstandes näher als Jenen. Dennoch hörte man von keiner gewaltsamen Auflehnung der Christen gegen die heidnische Obrigkeit. Sie haben die Versuchung überwunden und ausgeharrt als die freien Knechte Gottes, im stillen, duldenden Gehorsam. Und Gott hat sie zum Siege geführt.

Diese Thatsachen sind vorbildlich für alle Zeiten. Darum können wir auch die Kriege nicht billigen, welche Protestanten ohne Noth gegen bestehende Obrigkeiten geführt haben. Die Camisarden z. B. waren zwar Helden,

aber keine Christen mehr. Umso weniger vermögen wir evangelische Christen zu entschuldigen, wenn sie, wie dies vor Kurzem in Böhmen geschehen ist, erstens die bestehenden Gesetze nicht beachten, zweitens ohne die Erledigung ihres Einspruches zu erwarten, gesetzwidrig sich benehmen und drittens im Auslande gegen ihre eigene Obrigkeit Klage führen. Knechte Gottes verhalten sich anders.

„Möglich, dass eine solche Unterordnung je einmal zu den Beschwerden einer Reise gehören kann, da trägt man sie dann auch im Frieden, wie jede andere Beschwerlichkeit der Reise und tröstet sich bei dem Drucke, den man fühlt, mit dem Bewusstsein, dass dieser Zustand nicht ewig währt, dass die Heimat winkt und mit jedem Schritt näher kömmt." (Löhe.)

Die Trübsalsschule wird zur Zuchtschule. So aber muss man sich Alles gefallen lassen? Keineswegs. Du darfst Einsprache erheben. Was du aber auf dem Wege des Rechtes und Gesetzes nicht ändern kannst, das hast du durch selbstverleugnendes Dulden und Leiden zu überwinden. Du bist ja ein Knecht Gottes; möchtest du deine Freiheit zum Deckmantel der Bosheit machen? Hier wie anderswo gibt es für den Christen nur ein Mittel die Welt zu überwinden; dieses Mittel ist der Glaube. Das schreibe sich jeder christliche Bürger tief in's Herz. Du weisst als Christ dein Herzkreuz zu tragen. Du verstehst es, als Familienvater, dem Herrn das Hauskreuz nachzutragen. So übe dich denn, christlicher Bürger, dich auch unter das Vaterlandskreuz als Knecht Gottes demüthig und geduldig zu beugen. Wer das vermag, der beweist es durch die That, dass er sich als Fremdling und Pilgrim dem Wesen dieser Welt entzogen hat.

„Unterordnung, sanftmüthiges Dulden und Tragen, williges Leiden, wär's auch unter einem Nero, dazu die Anerkennung und Hochachtung der Machthaber, die im Namen Gottes und durch seinen Willen herrschen, ist und bleibt demnach ein rechtes, leuchtendes Kennzeichen aller

derer, die aus Gott sind und auf Erden als Pilgrime und Fremdlinge wandeln." (Löhe.)

O wohl dem, der voll Himmelsinn
Auch schon auf Erden wandelt,
Der stets im Blick nach oben hin
Als Himmelsbürger handelt.
Mit Willigkeit
Wird jederzeit
Des treuen Bürgers Pflichten
Er auch dem Staat verrichten!

XVIII. Das Verhalten christlicher Knechte gegenüber der Unbill ihrer Herren.

I. Petr. 2/18—25.

Der Apostel nennt nun eine zweite Ordnung des irdischen Gemeindelebens, in welcher die Christen ihren guten, sittlich-schönen Wandel, durch die Unterwürfigkeit zu erweisen und die Lästerungen ihrer ungläubigen Mitmenschen zu entwaffnen haben. Er führt uns in die engeren Kreise des häuslichen Lebens und wendet sich an die, welche die schwerste, versuchungsvollste, auch niedrigste Stellung darin einnehmen, an die dienenden Leute, also für jene Zeiten an die Sklaven.

Die Stellung der Sklaven selbst, die eigentliche Sklavenfrage, wie wir uns heute ausdrücken würden, oder die Pflicht christlicher Knechte überhaupt, wird hier nicht erörtert. Der Apostel fasst nur eine einzige Seite in's Auge: nämlich das Verhalten christlicher Knechte gegenüber der Unbill ihrer heidnischen Herren. Und selbst hier wird es ihm nicht darum zu thun sein, eine vollständige Haustafel zu entwerfen; er bespricht nur die wirklichen Leiden der Sklaven und sucht den armen Bedrängten Trost und Erquickung zu spenden.

Eine solche Aufmunterung that ihnen wahrlich noth Waren doch die Sklaven von allen damaligen Bürgern verachtet, verworfen, gleich Thieren behandelt. Der Sklave — hiess es damals — ist eine der drei Arten Werkzeuge, die man nothwendig braucht, um ein Eigenthum auszubeuten, und diese Werkzeuge unterscheiden sich auf folgende Weise:

das eine ist stumm, der Pflug, der Wagen, alles Ackergeräthe; das andere gibt unarticulirte Töne, es ist der Ochse, das Pferd; das dritte spricht: es ist der Sklave. Dass aber die Sprache die Vernunft voraussetze und diese wieder von der Freiheit unzertrennlich ist, daran dachten selbst die Philosophen nicht: die Sklaven blieben eben Werkzeuge. Demgemäss wurden sie auch behandelt. Auf dem Lande wie in den Städten legte man ihnen die härtesten Arbeiten auf und, nachdem man während des Tages ihre Kräfte missbraucht hatte, schloss man sie Nachts in unterirdische, feuchte und mit Stickluft erfüllte Gefängnisse ein. Ebenso roh behandelte man sie während der Arbeit. Man bestrafte nicht nur die Fehler, die Vergesslichkeit, sondern selbst die geringste Bewegung, den leichtesten, unabsichtlichen Lärm, wenn derselbe der augenblicklichen Laune des Herrn missfiel. Oft war die Züchtigung eine furchtbare Marter. Es kam selbst vor, dass der Herr keinen Vorwand aufsuchte, wenn er ein Todesurtheil aussprechen wollte: seine Laune, sein Wille genügten. Wessen bedarf es mehr, um ein Wesen zu tödten, das kein Mensch ist? Kaiser, selbst Frauen gaben Beispiele solcher kalten, blutigen Grausamkeit. Ein einziger Zug mag genügen, um jene Härte zu schildern. Während ihres Anzuges waren die römischen Damen, zur Zeit des Verfalls, mit grossen Nadeln bewaffnet, welche sie in die Glieder ihrer Sklavinnen stiessen, wenn diese eine Kleinigkeit bei diesem schweren Dienste vernachlässigten, und damit diese Stiche, welche von den an den Anblick des Blutes gewöhnten, nicht etwa zornigen Frauen ausgetheilt wurden, tiefere Wunden machten, mussten die unglücklichen Sklavinnen bis an den Gürtel von ihren Kleidern entblösst sein. (C. Schmidt, Bürg. Gesellsch.) — So das Los jener armen Sklaven.

Heute gibt es, Gott sei es gedankt, keine Sklaven mehr. Auch unsere dienenden Leute, Gesellen, Taglöhner, Mägde sind keine Unfreien. Aber wir Alle, wir befinden uns dennoch in mancherlei äusserer Gebundenheit. Wir

Alle haben Herren über uns oder neben uns. Wir stehen inmitten der Welt nicht ohne Beziehung zur Welt. Die Worte des Apostels können ganz leicht ihre Anwendung auch auf uns finden. Seine Unterweisung darf nicht umgangen werden. Wir wollen daher sehen, 1. warum wir leiden sollen, 2. wie wir die Leiden zu ertragen haben und 3. woher uns die Kraft kömmt, solche Leiden zu erdulden?

Die allgemeine Regel lautet also: „Seid unterthan euren Herren, nicht allein den gütigen, gelinden, nachgiebigen, weichen, denen, die es mit ihren Knechten wohl meinen, billig sind, den Umständen Rechnung tragen und darnach ihre Anforderungen bemessen, sondern auch den wunderlichen, den ungerechten, unbilligen, harten, denen, die sich gegen die Sklaven lieblos benehmen und sich so verhalten, dass man von ihnen immer etwas Ungebührliches, sowohl in den Anforderungen als in der Behandlung, zu befürchten habe. Wie sie auch seien, die Knechte sollen unterthan sein „mit aller Furcht", d. h. aus Scheu gegen Gott zu sündigen, aus Angst, den Willen Gottes zu übertreten, eingedenk des Herrn, der einst Herzen und Nieren prüfen wird. „Bist du ein Christ und willst Gott gefallen, so musst du nichts darnach fragen, wie seltsam und unschlachtig dein Herr sei, sondern deine Augen immer dahin wenden und sehen, was dir Gott gebeut. Darum sollst du also denken: „Ich will damit meinem Herrn Christo dienen, der will es von mir haben, dass ich dem unschlachtigen Herrn unterthan sein soll. Wenn dich Gott hiesse dem Teufel oder dem ärgsten Buben die Schuhe wischen," so sollst du auch es thun, und wäre das Werk gleich so gut, als das allerhöchste, weil es dich Gott heisst. Darum sollst du keine Person ansehen, sondern allein was Gott haben will." (Luther.)

So die Sklaven, so die Knechte, — wir Alle. Aendern wir die Namen, die Verhältnisse: die Lebensregel bleibt dieselbe. Wir sollen, wo wir auch stehen, Muster der Unterordnung und des Gehorsams sein.

Wahrlich eine schwere Aufgabe, eine gewaltige Zumuthung! Es ist fast schwerer dieser Ermahnung nachzukommen als der früheren. Ein Kaiser, ein Nero, ist doch den Meisten seiner Unterthanen so fern gerückt, steht so hoch über ihnen, dass es schon dadurch weniger beschwerlich, weniger lästig wird. Dem harten Herrn aber kann man nicht entrinnen. Da gibt es einen täglichen, stündlichen, ununterbrochenen, auf alle möglichen Dinge sich erstreckenden Gehorsam. Um diesen Gehorsam zu leisten, ist die tiefste Stufe der Unterthänigkeit, der Selbstverleugnung erforderlich.

Und doch soll er geleistet werden?

Warum?

Erstens weil es Gott wohlgefällig ist, so Jemand um des Gewissens willen zu Gott das Uebel erträgt und leidet das Unrecht.

Am Leiden selbst hat Gott kein Wohlgefallen. Wahrlich es erfreut ihn nicht. Unsere Wunden und Striemen schmerzen auch ihn. An unseren Mühen und Nöthen nimmt auch er den innigsten Antheil. Wie besorgt ist er doch, dieselben zu lindern, zu erleichtern! Wie bereitwillig erhört er unsere Gebete um Trost, um Erquickung! Wie liebevoll legt er selbst die Hand unter unsere Last! Ein Gott, der seinen eingebornen Sohn selbst dahingibt, um die Mühseligen und Beladenen zu erquicken, hat fürwahr keine Gedanken des Leidens, sondern nur Gedanken des Friedens über uns!

An dem Leiden selbst hat Gott kein Wohlgefallen. Ebensowenig kann er an jedweder Art, dasselbe zu ertragen, Wohlgefallen finden.

Die Einen z. B. trotzen. Sie leiden die heftigsten Schmerzen. Sie wissen, dass die Sünde ihr Verderben ist. Nichts wäre ihnen leichter als die Umkehr. Aber ihre Hartnäckigkeit sträubt sich dagegen. Sie gehen lieber zu Grunde, als dass sie den rechten Weg betreten würden. Sie fahren fort zu leiden, aus Stolz, aus Starrsinn. „Was ist das für ein Ruhm, so ihr um Missethat willen Streiche leidet?"

Die Andern beugen sich. Sie lassen sich die Streiche gefallen, aber sie ändern, sie bessern sich doch nicht — aus Trägheit. Es sind die leichtsinnigen, energie- und charakterlosen Menschen, die Alles mit demselben Stumpfsinn, in der gleichen Gleichgiltigkeit dahinnehmen. Jede Empfindung, jeder Wille scheint ausgestorben zu sein. Sie bereuen ihre Sünden nicht, wundern sich auch nicht über die Strafen. Es muss eben so sein. „Was ist das für ein Ruhm, so ihr um Missethat willen Streiche leidet?"

Die Dritten möchten sich bessern. Sie wissen, was ihnen fehlt. Sie kennen ihre Schwachheit. Sie trauern über ihre Fehler. Sie streben nach Vervollkommnung. Aber ach! Der gute Wille ist so schwach! Die alte Natur ist so stark! Die frühere Trägheit ist so bequem! Sie fallen wieder in die ehemaligen Sünden zurück, werden geschlagen, bestraft und ertragen diese Strafen mit aller Geduld. Ist das nicht ein Ruhm vor Gott? Mit nichten. Die Geduld ist selbst in diesem Falle nichts anders als „eine Rechts- und Zwangspflicht". „Was ist das für ein Ruhm, so ihr um Missethat willen Streiche leidet?"

Die Vierten hingegen — und das sind diejenigen, woran Gott Gefallen hat — haben den alten Menschen wirklich gekreuzigt. Sie sind neue Creaturen geworden. Eifrig im Dienste, fleissig in der Arbeit, gewissenhaft in ihrem Thun, musterhaft in ihrer Pflichterfüllung — so stehen sie da. Sie wissen wohl, dass sie vor Gott unnütze Knechte sind, aber nach menschlichen Begriffen, für ihre irdischen Herren sind sie tadellose, treue, wackere Diener. Was sie den Herren ablauschen, thun sie mit Freuden. Wo sie ihren Willen errathen, kommen sie eiligst zuvor. Und wie pünktlich, wie genau führen sie alle Befehle durch. Nichts wird übersehen, nichts vernachlässigt — dennoch werden sie misshandelt, geschlagen, gepeitscht, gepeinigt. Keine Marter wird ihnen erspart. Von keiner Plage bleiben sie verschont. Es ist als ob der Teufel mit aller Macht auf sie anstürmen möchte, um sie durch Unrechtleiden zum Unrechtthun zu verführen.

Sie aber erdulden das Unrecht ohne Murren, nicht aus Feigheit, Schwachheit, Charakterlosigkeit oder Menschenfurcht — viel höher als eine solche Geduld stünde der catonische Trotz — sie dulden im Aufblicke zu Gott, vertrauend auf seine Hilfe, hoffend auf seine Errettung. Ihre scheinbare Schwachheit ist Gottes Stärke. Es fällt auch ihnen schwer genug, den natürlichen Trotz und Stolz zu überwinden, aber sie sind Erlöste Christi und als solche klammern sie sich an Gott und beugen ihren Nacken im Vertrauen zu seiner Gnade, „um des Mitwissens Gottes willen".

Ja, „um des Mitwissens Gottes willen", weil der Herr Alles weiss, sieht und hört. Das stärkt, das stählt den Muth der Christen. Wie gern würde der irdische Vater den Sohn aus der Fremde zurückrufen, wenn er von seinen Trübsalen in der Wanderschaft wüsste oder deren Nutzen bezweifelte! Wie gern, denken die Christen, würde Gott, der das Kleinste wie das Grösste sieht, die Trübsale und Leiden entfernen, wenn sie uns nicht zum Besten gereichen würden, wenn unser Glaube nicht durch's Feuer bewährt werden sollte. Diese Zuversicht richtet sie auf. Sie harren ohne Murren. Das ist ein Ruhm, eine Ehre vor Gott!

Und welch ein Ruhm! Schön ist der Beruf der Arbeit, der guten Werke, schöner der Beruf des Leidens, am schönsten aber der Doppelberuf des Leidens und der guten Werke. Ohne Lohn arbeiten, ohne Murren dulden, ohne Widerwillen gehorchen, ohne Verstimmung ausharren, still, geduldig sich fügen und wenn das Herz blutet, die Thränen strömen — denn auch dem Christen thut das Leiden weh — glaubensvoll vor Gott sich beugen und eingedenk dessen, was Gott in Christo für uns gethan hat, selbstverleugnend beten: „Meine Seele ist stille zu Gott, der mir hilft" — o, das ist ein Triumph des Christenthums, wie er schöner und grösser nicht gefeiert werden kann. Das ist die rechte Ehre, das ist der reine Ruhm vor Gott!

O Christen, leidet als Jünger Jesu Christi, denn es ist Gott wohlgefällig und ihr seid dazu berufen: in die Fussstapfen des Herrn sollt ihr treten. Das ist der zweite Grund, warum wir geduldig leiden sollen. Wir sind dazu berufen! Wie der Herr, so der Knecht. Wo der Meister, da der Jünger. Das Leiden gehört zu unserem Christenberufe. Wir haben dem Heiland nicht blos zu folgen nach Kana zur Hochzeit, wir müssen auch bereit sein, mit ihm den Golgatha zu besteigen. Ein Herz mit ihm, ein Schmerz mit ihm. Es gehört zum Berufe eines Kriegsmannes, dass er Stiche, Hiebe und Wunden leide, es gehört zum Berufe eines Erben des ewigen Lebens, dass er sein Kreuz auf sich nehme und Christo nachfolge. Wie verächtlich wäre der Kriegsmann, der sagen möchte: Ich will wohl meinen Dienst in Friedenszeit thun und meine Waffen in Ordnung halten, aber mich den Stichen, Hieben und Wunden zur Kriegszeit aussetzen, dazu habe ich keine Lust! Wie feige wäre der Christ, der wohl mit dem Gewande der Gerechtigkeit prahlen und prunken möchte, aber scheu und furchtsam sich zurückziehen würde, wo seine Liebe Opfer und Selbstverleugnung verlangt! Alle Christen sind berufen, Kreuzträger zu werden und aller Christen Losung ist und muss bleiben zu jeden Zeiten, auch unter dem Drucke der grössten Last:

Zwar es ist mir unverborgen,
Was die Lieb' oft nach sich zieht . . .
Doch, es komme noch so trübe,
Der am Kreuz ist meine Liebe.

Christus hat ja selbst gelitten. Und warum hat er gelitten? Um seinetwillen? Nein. Nicht eigene Sünde lastet auf ihm, nicht eigene Schuld leidet in ihm. Seine Pein ist unsere Noth, sein Leiden ist unser Gericht. Fürwahr er trug unsere Krankheit und lud auf sich unsere Schmerzen... Er ist um unserer Missethat willen verwundet und um unserer Sünde willen zerschlagen. Er hat für uns gelitten.

Was unsere Feinde uns anthun, das haben wir Alle Christo angethan. Wohl haben ihn die gottlosen Juden an's Kreuz geschlagen. Sie haben die Nägel genommen und ihn an's Holz der Schmach geheftet. Aber sie haben hierbei doch nur Handlangerdienste geleistet. Die, die ihn an's Kreuz gebracht haben, das sind wir, wir mit allen unseren Sünden. Um unseretwillen hat er die Leiden, die Strafen, den Tod erduldet. Ist auch unsere sündige That Jahrtausende dem Kreuze fern, so ist sie es doch, die das Kreuz dem Sohne Gottes bereitet hat. Denn wie das Kreuz in seiner Himmel und Erde durchdringenden Bedeutung erhaben steht über Zeit und Raum, so führt auch die Sünde als wahrhafte Beleidigung des Unendlichen, nicht gehalten von den Schranken des Raumes und der Zeit, ihrer wesenhaften Tendenz nach, den Stoss gegen das Herz Jesu Christi. Er hat für uns, um unseretwillen gelitten. Sein verwundeter Leib predigt mir meine Fleischessünde, sein dorngekröntes Haupt meinen Hochmuth, sein brechendes Auge meine Augenlust, sein im Tod erblasstes Gesicht alle Lügen meines Mienenspieles, seine schmachtende Zunge meine Wortsünden, seine durchgrabenen Hände meine Thatsünden, seine durchbohrten Füsse mein Wandeln auf verbotenen Wegen, sein durchstochenes Herz meine Lieblosigkeit, seine seufzende Seele meiner Seele Trennung von Gott.

Ich, ich und meine Sünden,
Die sich so zahllos finden,
Als wie der Sand am Meer,
Die haben ihn zerschlagen;
Die brachten diese Plagen
Und diese Martern auf ihn her.

Er hat für uns gelitten, wir wollen mit ihm leiden!

Wie?

Nach dem Vorbilde das er uns gelassen, nach der Vorschrift, die er uns gegeben.

Er litt, aber er hat trotz dieser Leiden keine Sünde gethan. Unschuldig kam er in die Leiden, unschuldig blieb

er darinnen, unschuldig bestand er dieselben. Kein Murren, kein Klagen drang aus seinem Herzen. Wohl hat er gezittert und gezagt, aber ein Blick gen Himmel, ein Seufzer zu Gott hat ihn wieder aufgerichtet: „Mein Vater, ist es nicht möglich, dass dieser Kelch von mir gehe, ich trinke ihn denn, so geschehe dein Wille." Er trank den bitteren Leidenskelch bis zur Hefe aus. Und wie nahe auch die Versuchung lag, den Verräthern und Richtern gegenüber, seinem gerechten Zorn freien Lauf zu lassen, er blieb dennoch was er war, unbefleckt, rein, unschuldig, von allen Sünden los und ledig. Er trug die Schwäche und den Wankelmuth seiner Jünger, den Undank und die Herzenshärtigkeit seines Volkes, den Hass seiner Feinde, den Verrath seiner Freunde: Er sündigte nicht. Leicht — verhältnissmässig leicht — ist es inmitten des Glücks, der Gunst der Welt, vor jedem ungestümen Ausbruche der Sünde sich zu hüten, aber angesichts des Unglaubens, des Hohnes, des Spottes der Welt, unter dem Drucke, unter der Last der Leiden und Anfechtungen seinem Gott treu zu bleiben, nicht zu sündigen, ist nur denen gegeben, die von Gottes Kraft getragen und von Gottes Geist durchdrungen sind. Christus, der Gottes- und Menschensohn hat es vermocht. Auch unter dem Kreuze, am Kreuze darf er seine Feinde fragen: „Wer kann mich einer Sünde zeihen?"

Christen, ist euer Leiden die Nachahmung dieses Vorbildes?

Er hat keine Sünde gethan und ist kein Betrug in seinem Munde erfunden. Keine Unwahrheit, keine Lüge, keine Zweideutigkeit kam, trotz allen Versuchungen, über seine Lippen. Ach, wie leicht hätte er sich durch eine Ausrede, durch eine ausweichende Antwort, durch einen Compromiss retten können! In der Welt der Ausgleiche geht ja nichts über das Laviren. Er aber, er bleibt bei der Wahrheit. Er steht vor Kaiphas. Ich beschwöre dich bei dem lebendigen Gott — befiehlt der Hohepriester — dass du uns sagst, ob du bist Christus, der Sohn Gottes?

Ja, — erwidert er, mit einer Kraft, die heute noch aus seinen Worten herausklingt: — Ja, du sagst es, ich bin's. Er steht vor Pilatus. Bist du dennoch ein König? — frägt der Landpfleger. Ja, erwidert Christus, du sagst es, ich bin ein König; ich bin dazu geboren und in die Welt gekommen, dass ich die Wahrheit zeugen soll. Wer aus der Wahrheit ist, der hört meine Stimme. Es ist kein Betrug in seinem Munde erfunden.

Christen, ist euer Leiden die Nachahmung dieses Vorbildes?

Noch mehr. Er schalt nicht wieder, da er gescholten war. Namenlos misshandelt, unter die Sünder gezählt, einem Mörder nachgesetzt, verspottet, verhöhnt, angespieen, duldet er schweigend. Die falschen Zeugen treten wider ihn auf: er schweigt. „Kreuzige, kreuzige ihn," ruft das bethörte Volk: kein Scheltwort geht über seine Lippen. „Gib uns Barabbam los" — schreit der verstockte Unglaube: er schweigt. Die rohen Kriegsknechte beugen ihre Knie vor ihm und lachen: „Sei gegrüsst, lieber Judenkönig," er schweigt. Zwischen zwei Uebelthätern hängt der Herr am Kreuze, als wenn er der grösste wäre: Er lässt es über sich ergehen und schweigt. Ihrer Einer lästert selbst: „Bist du Christus, so hilf dir selbst und uns." Kein strafender Blick füllt sein brechendes Auge. Er schilt nicht, da er gescholten war.

Christen, ist euer Leiden eine Nachahmung dieses Vorbildes?

Noch mehr. Er drohete nicht, da er litt. Judas verräth ihn. Er hat für den Verräther nur die Klage, keinen Vorwurf: „Mein Freund, warum bist du kommen? Judas, verräthst du des Menschen Sohn mit einem Kuss?" Ein roher Priesterknecht gibt ihm einen Backenstreich. Er hat auf die empörende Rohheit nur die sanfte Antwort: „Habe ich übel geredet, beweise es, dass es böse ist; habe ich aber recht geredet, was schlägst du mich?" Für den Jünger, der ihn dreimal verleugnet, hat er nicht ein

strafendes Wort, nur einen Blick voll namenlosen Schmerzes, voll Mitleid, Liebe und Vergebung. Die Weiber klagen und beweinen ihn. Selbstvergessen tröstet er sie: „Ihr Mütter von Jerusalem, weinet nicht über mich, sondern weinet über euch selbst und eure Kinder!" Er leidet am Kreuze die entsetzlichsten Martern. Er betet: Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun!

Christen, ist euer Leiden eine Nachahmung dieses Vorbildes?

Noch mehr. Er stellte es aber dem anheim, der da recht richtet! Er hält sich bei seinem Weh' und Leid gar nicht auf. Er stellt es seinem Gott anheim, nicht etwa damit er der Vollstrecker seiner Rachewünsche werde, o nein, sondern damit er ihrer in Gnaden gedenke. Sein Herz feiert eine heilige Seelenstille, einen inneren, weihevollen Sabbath. So neigt er das Haupt, das dornenkrönte, mit Allem was er ist, was er gewollt, was er gelebt und gelitten — neigt es und betet verscheidend: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist."

Christen, ist euer Leiden die Nachahmung dieses Vorbildes?

Möchtet ihr euch nicht darnach verhalten? Möchtet ihr nicht in jene Fussstapfen treten? Möchtet ihr euch nicht in sein Bild verklären lassen?

Ach, denkt ihr, wozu der Wunsch? So hoch können wir uns doch nicht erheben. Es ist wahr, das Vorbild selbst werdet ihr niemals erreichen, aber dahin könnt ihr es doch bringen, dass sich euer Wandel nach seinem Originale bilde, dass Christi Geist auch in eurem Leiden erkennbar werde.

Warum?

Weil er unsere Sünden selbst geopfert hat an seinem Leibe auf dem Holze, auf dass wir der Sünde abgestorben, der Gerechtigkeit leben. Das ist die Quelle unserer Stärke: das Kreuz, das Opfer Jesu Christi. Ein Sklave, der seinem Herrn die Treue und den Gehorsam brach, musste nach irdischem

Gesetz an den Schand- und Marterpfahl des Kreuzes. Das Gesetz Gottes belegt gleicherweise den Ungehorsam aller Menschen mit dem Fluche und der Strafe des Todes. Christus aber hat in sich die sündige Menschheit an's Kreuz gebracht, hat an seinem Leibe die Strafe vollziehen lassen und der ewigen Gerechtigkeit Genüge gethan. Er ist um unsertwillen Mensch geworden, hat den Sündern zu Liebe Fleisch und Blut angenommen. Und diesen Leib, sich selbst, sein Leben hat er für uns geopfert. Er hat unsere Sünden auf sich geladen, mit sich auf das Holz des Fluches, auf den Opferaltar des Kreuzes getragen, somit vernichtet, vertilgt. Christus erlöst uns nicht mit dem Wort, sondern mit der That. Seine That ist sein Opfertod. Christus herrscht nicht mit Gedanken, Ideen, sondern mit der Person. Christus ist das Wort und die That Person. Mit dem Finger schrieb Gott das Gesetz, mit dem Herzblut das Evangelium. In Stein geschrieben sind die zehn Gebote; das Evangelium ist zu lesen am Leibe Jesu Christi. Dort ist die frohe Botschaft: „Dir sind deine Sünden vergeben", nicht mehr Zusage, sondern That, vollendete That.

Christus hat uns mit Gott versöhnt. Und wozu? Auf dass wir der Sünde abgestorben, der Gerechtigkeit leben. Auf dass die Sünde nicht mehr unsere Lust, unsere Freude, unser Thun, sondern unser Schmerz, unsere Traurigkeit, unser Leiden werde; auf dass die Sünde nicht mehr unsere Liebe, sondern unsern Hass, nicht mehr unsern Willen, sondern unseren Abscheu habe; auf dass wir der Gerechtigkeit leben, nicht der Gerechtigkeit des Gesetzes oder des Buchstabens, noch weniger der Gerechtigkeit des äusseren Anstandes und der weltlichen Sitte, sondern der Gerechtigkeit Jesu Christi; auf dass der Geist der Heiligung unser Herz regiere, all unser Thun und Leiden verkläre, verherrliche; auf dass wir trachten nach Gott, wandeln vor Gott, leben in Gott, leiden mit Gott.

Das Vorbild Jesu Christi ist kein blosses Muster, keine todte Vorschrift. Vom Kreuze gehen Kräfte des Heils aus,

die unseren Willen erneuern, unser Herz heiligen, unser Thun verklären, unser Leiden reinigen. Das Heil, das uns Jesus Christus als Hohepriester erworben, eignet er uns mit königlichen Gewalten an. Wir vermögen Alles durch den, der uns mächtig macht, Christus. (Philipper 4/13.)

> **O Golgatha, zu deinen Höhen**
> **Erhebet dankend sich mein Herz.**
> **Ich will den Heil'gen Gottes sehen**
> **In seines Opfertodes Schmerz.**
> **Ich will für seine Lieb' und Pein**
> **Ihm meine ganze Seele weih'n.**

Ich will es, weil ich es nun durch seine Gnade vermag. Denn durch seine Wunden sind wir geheilt, erlöst, gesund und stark geworden. Durch ihn sind wir frei von der Macht der Sünde. Durch ihn können wir den alten Menschen bändigen, besiegen, überwinden. Durch ihn werden wir ausgerüstet mit neuer Kraft, mit neuem Leben. O wie wohl ist es Einem, wenn man nach langer Krankheit genesen, seine Arbeit wieder aufnehmen darf! Wie lebensfroh, wie unternehmungslustig, wie frisch und wohlgemuth fühlt man sich! Es ist Einem, als wäre ein alter Bann gelöst, eine schwere Last abgenommen. Nichts hemmt, nichts hindert uns mehr. Wir nehmen frisch gestärkt den Kampf des Daseins mit neuem Muthe auf. So geht es den Christen, die durch Jesu Wunden geheilt sind. Sie treten ein in seine Fussstapfen und folgen ihrem Herrn nach, unentwegt und unermüdet. Früher, da hätten wir es allerdings nicht vermocht. Da waren wir ja wie die irrenden Schafe, da folgten wir unsern fleischlichen Trieben, Leidenschaften, Launen und Neigungen, ohne nach dem Ziele, nach dem Ausgange, nach der Richtung zu fragen. Wo ein Weg offen stand, betraten wir ihn, wo ein Weg Erfolg versprach, gingen wir ihn. Wo kein Weg, brachen wir Bahn. So irrten wir umher ohne Aufsicht, ohne bestimmten Plan, allen Gefahren ausgesetzt und von

allen wilden Leidenschaften bedroht, überfallen, verwundet. Nun aber sind wir bekehrt zu dem Hirten und Bischof unserer Seelen. Nun stehen wir unter seinem Schutz, unter seiner Obhut. Nun werden wir von ihm geweidet auf den grünen Auen seines Friedens, von ihm gespeist mit seinem himmlischen Manna, von ihm gestärkt mit göttlichen Kräften, von ihm geschützt gegen alle Angriffe. „Er hüt' und wacht, stets für uns tracht', auf dass uns gar nichts fehl'."

Wohlan denn! So lasst uns um des Gewissens willen zu Gott das Uebel ertragen und das Unrecht leiden; lasst uns dem Herrn unserem Heilande, als seine Jünger, das Kreuz nachtragen und gebe uns Gott die Gnade, dass wir fernerhin auch inmitten der Leiden, durch Christi Kraft, der Sünde absterben und der Gerechtigkeit leben, als die Erlösten des Herrn, als die Schafe seiner Weide!

XIX. Das christliche Weib.

I. Petr. 3/1—6.

Seid unterthan — mit diesen Worten hat der Apostel den Staatsbürgern ihre Stellung zur Obrigkeit gekennzeichnet. Seid unterthan — diesem Grundsatze gemäss hat er das Verhältniss der Knechte zu ihren Herren geordnet. Desselbigen gleichen seid auch ihr unterthan — so spricht er nun, zu einer dritten Grundform des menschlichen Gemeinschaftslebens übergehend, die Eheleute, vornehmlich die Weiber an.

Seid unterthan! Man fürchtet sich fast in unserem Zeitalter diese Worte auszusprechen. Selbst der Prediger, der es wagt, des Apostels Mahnung zu wiederholen, läuft Gefahr, rücksichtslos, unhöflich oder ungalant gescholten zu werden. Allein auch hier erheben wir uns, ohne Scheu über allen Zeitgeist, über jede Empfindlichkeit um so leichter zwar, als wir uns im vorhinein der Zustimmung aller nüchtern und christlich denkenden Frauen glauben getrösten zu können.

So lasst uns denn an der Hand unseres Textes nachweisen, dass das Unterthansein im christlichen Sinne der Frauen schönste, feinste Zierde ist.

Die Männer werden mich wohl entschuldigen, wenn ich heute ausschliesslich der Frauen gedenke. Jedes Wort an die Frauen geht ja auch sie an, kommt auch ihnen zugute, bezweckt auch ihr eigenes Wohl und Heil.

Wohlan denn, seid unterthan euren Männern, — nach dem griechischen Grundtexte, — euren eigenen Männern. Es ist hier, wie ihr wohl errathet, von gemischten Ehen die Rede. Die Ehegatten waren einst, beide zusammen, Heiden. Der eine Theil aber, das Weib, ist gläubig geworden; der andere Theil hingegen, der Mann, blieb dem heidnischen Aberglauben zugethan, ergeben. Infolge dessen befanden sich die armen Weiber in gar mancherlei Versuchungen. Sollen sie den heidnischen Männern treu bleiben? Ist es nicht ihre Pflicht, sie zu verlassen? Erfordert es nicht ihre Bekenntnisstreue, dass sie jede Gemeinschaft mit ihnen aufheben? Verlangt es nicht ihre neue Liebe zum lebendigen Gotte, zum Vater Jesu Christi, dass sie sich im Umgange mit ihnen, falls sie denselben dessen ohngeachtet fortpflegen, weniger offen, weniger zutraulich, weniger herzlich erweisen? Ist es für sie nicht eine unbedingte Nothwendigkeit, dass sie sich zur treuen Pflege ihres Glaubensschatzes an andere, erleuchtete, glaubensstarke Männer eng, und je hartnäckiger das Festhalten der Männer am alten Aberglauben, um so enger anschliessen?

Alle diese Fragen brachten die wiedergeborenen Frauen in nicht geringe Verlegenheit. Der Apostel kommt ihnen daher zu Hilfe und macht mit seinem kategorischen Befehle jeder Unentschlossenheit sofort ein Ende. Seid unterthan euren Männern, — das ist der Rath, den er seinen gläubigen Schwestern ertheilt.

Wie der Staatsbürger seiner Obrigkeit, wie der Knecht seinem Herrn, welches auch die Fehler beider sein mögen, den Gehorsam zu kündigen nicht das Recht hat, so darf auch die gläubige Frau ein Verhältniss nicht lösen, das in der Kraft göttlicher Ordnung besteht. Sie bleibt ihrem Manne unterthan. Die Anhänglichkeit, die Liebe, die Treue muss nach wie vor ihrer Bekehrung die gleiche, eine unverbrüchliche, bleiben. Jede Vernachlässigung des Mannes, jede Gleichgiltigkeit, jede Erkaltung wäre vom Uebel. Selbst der blosse Verdacht, die ehelichen Bande könnten

gelockert werden, darf nicht aufkommen. Es muss daher jede dritte Person aus dem ehelichen Bunde ausgeschlossen bleiben. Niemand, kein Rathgeber, kein Vertrauensmann, heisse er wie er wolle, darf sich zwischen Gatte und Gattin einschleichen. Sonst wird das Vertrauen erschüttert und der Glaube des Weibes wird statt zu bessern, zu heilen, zu segnen, vielmehr abstossen, verwirren, verderben.

Welch eine gewaltige Predigt gegen Beichtstuhl und Gewissensdirectoren!

Seid unterthan! — dies Wort gilt auch euch gläubigen Frauen des neunzehnten Jahrhunderts. Leichtsinnig, gedankenlos habt ihr einst den Lebensbund geschlossen, ohne Rücksicht auf den Himmel, auf die Ewigkeit, auf das Eine, was noth thut. Später aber sind euch die Augen aufgegangen. Des Lebens Ernst habt ihr erkannt. Ein schwerer Schicksalsschlag, der Tod eines geliebten Herzenskindes hat euch zum Glauben zurückgeführt. Nun seid ihr wieder des barmherzigen Gottes, des treuen Heilands Eigenthum geworden. Eure Männer aber sind euch nicht gefolgt. Diesen Weg nach oben, von der Nacht zum Licht, von der Erde zum Himmel, haben sie nicht betreten. Allein leset ihr, oft im Versteckten, das Wort Gottes. Allein faltet ihr die Hände im verschlossenen Kämmerlein. Allein sprecht ihr zu euren Kindern von dem Hüter Israels, der nicht schläft noch schlummert, von dem guten Hirten, der sein Leben lässt, uns zu erlösen. Allein! O wie viel Kummer, Wehmuth, Schmerz und Sorge liegen in diesem Worte! Allein und doch — zwei Herzen brannten fröhlich einst in Einer Liebe Flammen. O wie manche bitteren Thränen möget ihr darüber vergossen haben! Wie manchen tiefen Seufzer mag dieses Alleinsein eurem Herzen erpresst haben! Ach! wir fühlen mit euch den Schmerz, den Druck dieser Einsamkeit. Und dennoch bitten wir euch dem apostolischen Worte gemäss: bleibt euren Männern ergeben! Lasst keine bittern Gedanken in euer Herz einkehren! Bekämpfet jede Anwallung von Unmuth, Unwille oder

Gleichgiltigkeit! Hütet euch vor jedwedem Murren und Klagen! Eure Liebe erkalte nicht! Eure Freundlichkeit weiche nicht! Eure Gütigkeit verberge sich nicht! Alles bleibe beim Alten! Nur eins darf neu werden: die Klarheit eures Glaubens muss ihren Glanz über euer ganzes Leben verbreiten und all euer Lieben und Dulden, euer Wirken und Thun verklären. Im Uebrigen aber seid wie vorher unterthan euren Männern. Achtet auf ihr Wort — insolange natürlich dasselbe mit Gottes Geboten nicht streitet — und falls ihr den Rath eures Lehrers, eures Pfarrers einholt, thut es mit aller Offenheit, ohne es dem Manne zu verbergen. Sollte jedoch dieser Rath mit der Ansicht des Mannes nicht übereinstimmen, dann zögert nicht, folget euren Männern, sobald der Seelen Seligkeit darunter nicht zu leiden hat. Es darf gar nichts geduldet werden, was des Gatten Vertrauen erschüttern, seine Autorität im Hause zerrütten könnte. Auch der leiseste Schatten eines Argwohnes muss vermieden werden. Bleibt unterthan euren Männern!

Und warum? Eine jüdische Mutter hatte einst ihrer Tochter den Rath ertheilt, gehorsam zu sein, um desto leichter den Mann beherrschen zu können. Einer solchen Perfidie ist die christliche Frau nicht fähig. Die gläubigen Frauen suchen ihre Ehre nicht in Ränken und Tücken; sie schmücken ihr Herz mit Wahrhaftigkeit und Geradheit. Sie sind unterthan nicht aus Schlauheit, Selbstsucht oder Koketterie, sondern aus Liebe. Der Zweck ihres Gehorsams ist des Mannes Erlösung. Der Grund ihrer Erniedrigung ist des Mannes Erhöhung. Das ist, was die christlichen Frauen bewegt, unterthan zu sein. Das ist, was uns heute noch berechtigt, ihnen den Gehorsam zu predigen. Zu Sklaven sind die Frauen nicht bestimmt. Willenlose Werkzeuge der Willkür und Laune der Männer dürfen, können sie nicht sein. Einfache Gespielen, Puppen zum Zeitvertreib, Zierrath zur Ausschmückung des Hauses wollen sie nicht werden. Ihr Beruf ist ein höherer und schönerer! Sie sind

Gehilfinnen ihrer Gatten und dienen ihnen in aller Treue und Liebe, damit Gott der Herr in ihren Herzen herrschen könne.

Sie sind unterthan, auf dass die Männer, selbst die so nicht glauben an das Wort, durch des Weibes Wandel ohne Wort gewonnen werden. Auf dass selbst die, so nicht glauben an das Wort, gewonnen werden! Fühlt man es nicht aus diesen Worten des Apostels, wie erstaunt er darüber ist, dass man dem Worte Gottes nicht Glauben schenke? Wie verstockt, wie gefühllos, wie hartherzig erscheint ihm der Mensch, der dem Worte zu trotzen wagt! Den himmlischen Klängen aus der ewigen Heimath ausweichen, der Herrlichkeit des geoffenbarten Gottes das Auge verschliessen, die Ohren verstopfen, wenn Gottes Stimme ertönt, — auch für ihn ist das ein unlösbares Räthsel! Wie freudig hat doch er einst die frohe Botschaft begrüsst: Wir haben den Messias gefunden! Gleich war er entschlossen: sofort machte er sich auf zum Messias. Wie wohl fühlte er sich in der Nähe, an der Seite dieses treuen Erlösers! Sehet, welch eine Wehmuth sein Herz erfüllte, als der liebe Meister die Zwölf frägt: „Wollt ihr auch weggehen?" Hört, welche Begeisterung durch seine Antwort hindurchklingt: „Herr, wohin sollen wir gehen, du hast Worte des ewigen Lebens!" Ihm ist das Gesetz seines Mundes lieber, denn viel tausend Stück Gold und Silber. Schade, dass nicht alle Männer das Gleiche fühlen und denken! Damals wie heute gab es Verblendete genug, welche die ewigen Güter und Schätze unter dem Schmutz und Staube des Alltagslebens begruben oder ihre höchsten Ideale in den Werken und Worten der menschlichen Weisheit suchten oder für Handel, und Gewerbe, Literatur und Geschichte, Finanzwesen und Politik erglühten, aber kalt, kalt blieben wie Marmor, wenn Gott sprach und rief: „Mein Sohn, gib mir dein Herz." Und doch sollen auch diese verstockten und verhärteten Gemüther erweicht und erwärmt werden. Gott hat kein Wohlgefallen am Tode der Gottlosen. Er will sie alle erlösen,

erretten. Die einen zieht er zu sich durch Güte, die anderen treibt er vorwärts durch Strenge; diese straft und züchtigt er, jene warnt und bittet er. So klopft er an allen Herzensthüren an. Und wenn alle seine Mittel erschöpft, wenn alle seine Versuche misslungen sind, so gibt er den Verlorenen noch nicht auf. Zuletzt wirkt er auf ihn durch Diejenigen, die seinem Herzen am nächsten stehen: durch die Eltern bei dem Kinde, durch die Freunde bei Freunden und bei den Ehegatten durch Diejenigen, die Gott ihnen zu Gehilfinnen gegeben hat. Er beruft die Frauen zu seinem Dienste. Er stellt sie als Missionärinnen bei ihren Männern an. Durch sie sollen die Gatten gewonnen werden!

Gewonnen werden .... ohne Worte! Welch eine zarte Zurechtweisung! Die Frauen dürfen sich deshalb nicht überheben. Es wäre ihrerseits eine unverzeihliche Anmassung, möchten sie glauben, dass ihre eigenen Worte kräftiger, unwiderstehlicher, packender wirken, als Gotteswort selbst. Ohne Worte! Welch eine feine Ironie! Würden Worte genügen, es gäbe fürwahr wenig ungläubige Männer mehr. Gibt es doch für Frauen nichts Leichteres als die Männer durch schöne, süsse und schmeichelnde Worte zu gewinnen! Aber so leicht kann die Arbeit im Dienste Gottes nicht verrichtet werden. Ohne Worte! Den Männern gilt der Spruch: „So man von Herzen glaubt, wird man gerecht, so man mit dem Munde bekennt, wird man selig;" über der Frauen Thätigkeit im Reiche Gottes steht die Inschrift: Ohne Worte! Die predigenden Frauen stiften nichts Gutes. Die Schulmeisterei, die Ueberschätzung, die Herrschsucht, die Anmassung, die durch ihre Weckrufe klingt, stossen ab und wirken zum Nachtheil der Sache, die sie vertreten. Man hat es im vorigen Jahrhundert besonders bestätigen können. Als damals der Pietismus von einem deutschen Schloss und Herrenhaus zum andern zog, waren es vorzugsweise Gräfinnen und Baronessen, welche die neue weiche schwärmerische Gemüthsstimmung hegten, die Pfarrer spielten, als wären sie ordinirt und nach aussen

Propaganda machten für ihre Partei. Man weiss wie sehr die gute Sache darunter gelitten hat. Die gleichen Erfahrungen wiederholen sich heute noch. Es liessen sich aus der neuesten Geschichte unserer Kirchen und Gemeinden gar manche Beispiele anführen. Darum, liebe Frauen: Ohne Worte! Ohne Worte! Welch eine ernste Ermahnung! Durch des Weibes Wort ist der Gehorsam in die Welt gezogen, das Glück der ersten Ehegatten zerstört worden; durch der Frauen Stillschweigen soll der Friede wieder gestiftet und die Gemeinschaft zwischen Haus und Himmel hergestellt werden. „Freue dich, o Eva, spricht Bernhard von Clairvaux, freue dich, die du sonst das Uebel eingeführt und Schmach über dein ganzes Geschlecht gebracht hast. Die Zeit ist da, wo deine Schmach wieder hinweggenommen wird. Sprich nun, o Adam, dankbar zu Gott: „Das Weib, das du mir gegeben hast, hat mir die Frucht des Lebens gegeben und ich bin erneut."

Ohne Worte, durch einen keuschen Wandel in der Furcht sollen und können die Männer gewonnen werden. Das ist für Frauen die kräftigste Predigt. Dafür sollen sie sich vorbereiten, darin sich üben. Wahrlich keine leichte Aufgabe, aber umso grösser ist die Ehre, umso höher das Verdienst. Und wenn auch von keiner Ehre, von keinem Verdienste gesprochen, gerühmt werden dürfte, die christlichen Frauen unterziehen sich dieser Aufgabe mit Freuden, denn hier handelt es sich um das Heil derer, die ihnen am nächsten stehen, hier handelt es sich um ihres Gatten Erlösung für's himmlische Vaterland. Da legen sie die Hände nicht in den Schoss. Freudig greifen sie zu. Willig erfüllen sie ihren Beruf. Hoffnungsvoll treten sie ein in den Dienst des himmlischen Vaters. Ihm begeben sie ihr Herz, dass er sie durchdringe mit lauterer Lust und Liebe zur Wahrheit, zur Gottseligkeit. Ihm gehorchen sie, dass ihre Seele geschmückt werde mit unvergänglichem Schmucke. Nichts Ungeziemendes befleckt ihren Wandel. Kein Sündenstaub trübt die Klarheit ihres Geistes und Sinnes. Kein

Widerspruch zwischen Wort und That entstellt, entkräftet ihren Glauben. Ihre erste Begier ist, selig und heilig zu werden vor Gott, ihre zweite Begier ist, an ihrem Gemahl das ihnen anvertraute Amt treulich zu verrichten. Darauf hin zielt all ihr Arbeiten, Lernen, Meditiren, Beten. Sie vernachlässigen nicht die weltliche Bildung, sie eignen sich an Alles, wozu Talent und sonstige Umstände sie befähigen; ihrer Neigung zu Studien folgen sie ohne Scheu, aber ihre Bildung geht von einem festen Mittelpunkte aus und zielt auf das Ganze hin. Sie verschmähen es, ein Echo anderer Stimmen oder ein Reflex zu sein von dem, was vorübergehend, der Mode zu Liebe, imponiren kann; sie streben nach wahrer Selbstständigkeit, nach innerer Wahrhaftigkeit und Gesundheit der Seele. Sie unterlassen es nicht, ihrem Manne zu gefallen; es haben auch Tugenden in diesem Wunsche ihren Ursprung. Aber sie würden sich schämen, den eigenen Geschmack, das eigene Urtheil, den eigenen Willen der tyrannischen Mode zum Opfer zu bringen; sie schmücken den Leib mit Scham und Zucht und Alles an ihnen zeigt die reine, gottverlobte, aber auch die bescheidene, geringe, welt- und eitelkeitverleugnende Dienerin Jesu Christi. So ist bei ihnen Alles von dem Gedanken, von der Absicht durchdrungen, das ewige Ziel zu erreichen und an sich und ihrem Gemahl den heiligen Beruf zu erfüllen. Was sie daran hindert und stört, das lassen sie gerne fahren, ohne Herzeleid, ohne Wehklagen; was sie dazu stärkt, lernen und üben und treiben sie mit Lust und Freude. So wandeln sie vor Gott in der Furcht. Die ernste, tiefe Scheu vor jedem Werke, vor jedem Worte, vor jedem Gedanken, der das Herz beflecken, den Mund verunreinigen, die Hand beschmutzen könnte, sie verdoppelt ihre Kräfte, erhöht ihren Muth, erhält ihre Kraft. Die christliche Frau steht als Priesterin im Hause und täglich steigt zum Throne Gottes empor ihr hohepriesterliches Gebet:

Schenke Herr auf meine Bitte
Mir ein göttliches Gemüthe

Einen königlichen Geist,
Mich als dir verlobt zu tragen,
Allem freudig abzusagen,
Was nur Welt und weltlich heisst.

So sucht die Frau den Mann für's ewige Himmelreich zu gewinnen.

Wohl ist die Keuschheit des Wandels im Innern des Herzens verborgen. Das Auge kann sie nicht sehen, die Hand nicht betasten, das Ohr nicht hören; aber wie alle Christen, ohne Unterschied, berufen sind, ihre Seelen keusch zu machen zur ungefärbten Bruderliebe, so erweist sich der Weiber Keuschheit in der aufrichtigen Liebe zu ihren Gatten, und diese Liebe bethätigt sich nun einerseits in der Sanftmuth, andererseits in der Stille.

Sanften Geistes wandelt das keusche Weib vor Gott. Von seiner Hand lässt sie sich führen. Seine Rathschlüsse betet sie an. Seine Schickungen sind ihr willkommen. Erfreut sie Gott mit Lebensglück, strahlt ihr die Sonne hell und klar entgegen, ist der Himmel heiter und die Erde staublos, sie wird nicht stolz, nicht hoffärtig. Sie weiss, wer seine milde Hand über sie aufgethan und aus ihrem demüthig-frohen Wandel klingt uns leise und innig der herrliche Wahlspruch entgegen:

Ich will von deiner Güte singen,
So lange sich die Zunge regt;
Ich will dir Freudenopfer bringen,
So lange sich mein Herz bewegt.

Trübt sich der Himmel, sammeln sich Wolken am Horizonte, wehen die Sturmwinde, schlagen die Blitze ein, sie zittert, sie verzagt nicht: in der grössten Gefahr wird ihr sein Trostlicht auch gewahr. Seht, wie sie den Mann aufrichtet und tröstet, wie sie ihm Muth einflösst und freundlich die Falten aus der Stirn glättet. Sie hält keine Reden, sie spricht kein Wort, aber der Mann fühlt es, welch eine Kraft, welch eine Macht in diesem Herzen verborgen ist

und nach und nach ist ihm zu Muthe, als wenn er einen himmlischen Chor vernähme, der leise zuerst, dann immer lauter und eindringlicher, vom Himmel herab die herrlichen Worte anstimmte: „Ich weiss was ich für Gedanken über euch habe, nämlich Gedanken des Friedens und nicht Gedanken des Leides." — So predigt die christliche Gattin in der Kraft des sanften Geistes.

Und sie ist stille und selig in dieser Stille,

Selig dem Höchsten
Stille zu halten,
Ihm nur zum Dienste
Fromm sich entfalten,
Ihm nur zu Liebe
Duften und blühen,
Ihm nur zur Ehre
Leise verblühen.

Stille, wenn es im Gatten stürmt und tobt; stille, wenn die Leidenschaften in ihm sich regen und die wilden Ausbrüche des Zornes, des Unmuthes, der Verzweiflung ihn übermannen. Und es wird ihr leicht, stille zu sein, denn das Auge sieht in des Gatten Auge die Stimmung der Seele, an dem Zug des Mundes das brechende Herz; stille, denn das Ohr vernimmt aus dem, die Noth verbergen wollenden, Trotzen den im Herzen verhallenden Seufzer; sie hört im Jubel der sündlichen Freude das Schluchzen der Reue, aus dem selbstzufriedenen Lächeln den herzzerreissenden Schrei nach einem Tropfen kühlen Wassers, aus den wilden Reden das Lallen und Stammeln nach Gnade. Und stille fasst sie die Hand des Gatten. Sie verwundet nicht, sie beruhigt, besänftigt ihn. Sie thut wohl, sie heilt. Sie trägt eben in der Hand ein Auge, ein Wort voll glühender Liebe und mit der Hand reicht sie die schönste aller Gaben, — ihr Herz.

Und wann ist Lieb' am reinsten? —
„Die ihrer selbst vergisst!"
Und wann ist Lieb' am tiefsten? —
„Wenn sie am stillsten ist!"

Und wann ist Lieb' am reichsten? —
„Das ist sie, wenn sie gibt!"
Und sprich, wie redet Liebe? —
„Sie redet nicht, sie liebt!"

O selig ein Weib, das solche Predigten hält! O selig ein Mann, der solch eine Gehilfin sein nennen darf! Er wird, er ist gewonnen für Christus. Die Kraft der Gottseligkeit übt auch auf die vorurtheilsvollsten Menschen einen unwiderstehlichen Einfluss aus. Leise ziehen die Anfänge der Sinnesänderung wie zarte Morgendämmerung aus der Seele des Mannes herauf. Er lässt sein Weib gewähren, er freut sich über die christliche Erziehung der Kinder, er kommt auch einmal, dem Weibe zu gefallen, in die Kirche zum Gottesdienste und — o herrlicher Sieg des keuschen Wandels einer Gattin! — nun beugt er seine Kniee vor dem Kreuze und Beide stimmen mit ein, bewegten Herzens, in das schöne Gebet:

Nun Vater, der du die Liebe bist,
Erhöre der Liebenden Bitte;
Du König der Herzen, Herr Jesu Christ,
Sei du im Bunde der Dritte;
O Geist des Friedens, so rein und so zart,
Komm auf uns nieder nach Taubenart,
Schweb segnend ob unserer Hütte!

O Frauen, das ist euer Werk! Könnt ihr was Schöneres euch wünschen? Geht im Geiste alle Aufgaben durch, die man seit Jahrhunderten dem Weibe vorgeschrieben. Kennt ihr, findet ihr ein höheres Ideal als das, das euch hier vorgehalten wird? Ragt auch nur eines an die Herrlichkeit und Heiligkeit dieses Berufes hinan? Sich vergessen, um den Andern zu dienen, sich erniedrigen, um die Andern zu erhöhen, sich verleugnen, um den Andern den Weg des Heils anzubahnen, ist das nicht der Ehren grösste?

Einst hat Moses zum Schöpfer Himmels und der Erde gebetet: „Lass mich deine Herrlichkeit sehen!" — Gott erwiderte: „Ich will vor deinem Angesichte her all meine

Güte gehen lassen", und als Gott vor seinem Angesichte vorüberging, rief er: „Herr, Herr Gott barmherzig und gnädig, geduldig, von grosser Gnade und Treue".

Frauen, ihr tragt Gottes Ebenbild an euch, so ihr unterthan bleibet, so ihr sanften und stillen Geistes im Hause lebet und wirket, aus Liebe zu euren Männern!

Einst hat der allmächtige Gott, der armen, elenden Sünder in Gnaden sich erbarmend, zu seinem Sohne gesprochen:

Geh hin, nimm dich der Sünder an,
Dein Tod ist's, der sie retten kann,

und Christus, von seiner göttlichen Liebe getragen, hat sich erniedrigt, um uns zu erhöhen, ist arm geworden, auf dass wir reich würden:

Ja Vater, ja, von Herzensgrund
Leg' auf, ich will's gern tragen
Mein Wille hängt an deinem Mund,
Mein Wirken ist dein Sagen.

O Frauen, ihr gewinnt eine herrliche Gestalt in Christo, so ihr sanften und stillen Geistes im Hause lebet und wirket, aus Liebe zu euren Männern.

Was Gottes Ehre, was Christi Ruhm ist, soll eure Ehre, euer Ruhm werden. Ja, eurer harret noch eine viel grössere Auszeichnung. Ihr seid berufen, das auszurichten, was dem Worte Gottes bisher misslungen, ihr sollt die Wahrheit jener Verheissung bestätigen: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Wer an mich glaubet, der wird die Werke auch thun, die ich thue, und wird grössere denn diese thun".

So seid mir denn herzlichst gegrüsst, theure Mitarbeiterinnen im Reiche Gottes! Die Kirche kann stolz sein auf euch! Die Kirche kann getrost in die Zukunft hinausblicken, Dank euch! Ihr seid der Mund und die Hand der Kirche! Ihr seid das Gewissen des Hauses, in welchem ihr weilt! Ihr macht aus diesem Hause eine Schatzkammer für das Reich Gottes! Seid gegrüsst als theure Mitarbeiterinnen!

Wo wir mit Gottes Lebensworte nicht einkehren können, wo uns, durch die Männer, die Häuser versperrt werden, da steht ihr als treue Schildwachen auf dem „qui vive", da wehret ihr den Angriffen und Ueberfällen der Sünde, da naht ihr dem Herzen eurer Männer und lasst das Licht des Lebens und der Liebe Christi mit seinen Strahlen ihr Inneres erleuchten und erwärmen!

O wie schön steht ihr da in diesem priesterlichen Gewande! Das ist der Schmuck, der euch geziemt. Wie fahl und schal, wie nichtig und winzig das Haarflechten, Goldumhängen, Kleideranziehen, wie herrlich hingegen die „Seide der Frömmigkeit, die Baumwolle der Heiligkeit, der Purpur der Keuschheit." (Tertullian.) Dieser Schmuck ist köstlich vor Gott.

Köstlich vor Gott! Mehr könnt ihr doch nicht verlangen!

Höher könnt ihr doch nicht steigen! Euer Schmuck, treue Priesterinnen, ist köstlich vor Gott! Gott hat Wohlgefallen daran! Ist es euch nicht, als klänge durch dieses apostolische Wort ein Echo jenes uralten Ausspruches hindurch: „und Gott sah an Alles, was er gemacht hatte, und siehe da, es war gut"? Ist es nicht als hörten wir hier den Nach- und Fortklang jener Stimme, die einst vom Himmel herab über Christus gesprochen: „Das ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe"?

Wohlan denn! Seid unterthänig euren Männern und dienet ihnen in Christo zu ihrem ewigen Heile! Habt ihr den Muth gehabt, euch, heiligen Frauen gleich, furchtlos und unerschrocken zum Evangelium zu bekehren, so bleibet nun auch rechte Sarah's Töchter und gebe Gott, dass heute wieder vielen unserer Frauen jenes Lob des heidnischen Redners Libanius gespendet werden könne: „Was doch die Christen für Weiber haben!"

XX. Der christliche Gatte.

I. Petr. 3/7.

Nach unserer letzten Predigt über die christlichen Frauen, wurde ich von verschiedenen Zuhörerinnen gefragt, ob ich denn nicht den Männern auch ihre Pflichten vorhalten werde? Wir wollen nicht untersuchen, inwieweit diese Frage einen besonders sanften und stillen Geist bekunde, allein die Bemerkung muss ich mir doch erlauben, dass nämlich hier nicht der Pfarrer, sondern das Wort Gottes spricht und wenn die andächtigen Zuhörerinnen dieses Wort aufgeschlagen hätten, so wären sie über den Gegenstand der heutigen Predigt nicht lange im Zweifel geblieben. Sie hätten sich überzeugen können, dass die Schrift nicht mit zweierlei Mass misst. Der Apostel erinnert auch die Männer an ihre Pflichten, allerdings nur anhangsweise, kurz und knapp, aber doch mit so kräftigen, klaren und inhaltsreichen Worten, dass die Frauen vor jeder Willkür, vor jedem Missbrauche oder Uebergriffe wohl geschützt sind.

Die Männer — mahnt der Apostel — haben sich gleich wie die Frauen unter die Ordnung der Ehe zu stellen. Der Botmässigkeit des Wortes Gottes sind sie nicht entrückt; mehr als Mitpilger nach oben können sie nicht werden. Sie haben daher — wollen sie, dass ihre Gebete bis hinauf zum Himmel gelangen — ihren Frauen mit verständiger Einsicht und geziemender Ehrerbietung zu begegnen.

Mit verständiger Einsicht — das verlangt der Apostel in den Worten: „Wohnet bei ihnen mit Vernunft!" Schon in dem einzigen Wörtlein „wohnen" liegt eine ernste Mahnung. Der Mann soll bei seinem Weibe wohnen. Er ist nicht dazu bestellt, dass er sich über das Weib erhebe, in gebieterischem Tone zu ihm spreche und von Zeit zu Zeit gnädig zu ihm sich herabzulassen geruhe. Der Mann stellt seiner Liebe sowohl als seinem Glauben ein erbärmliches Zeugniss aus, wenn er sich rühmt, dass Alles im Hause vor ihm zittere. Ebensowenig ist er ermächtigt, seine eigenen Wege einzuschlagen, seinen eigenen Sorgen allein nachzugehen, in Haus und Beruf ein ganz abgesondertes Leben zu führen und hie und da blos, wie in Gesellschaften, bei Staatsvisiten, einige freundliche Worte zu sprechen, die wohl mit Höflichkeit geschmückt, aber nicht von Herzlichkeit durchwärmt sind. Am allerwenigsten aber ist es ihm erlaubt, seine Frau zu vergöttern, sie als einen Engel anzubeten und blindlings, willenlos, ihren Launen halb zitternd, halb lachend zu folgen. Er soll bei ihr wohnen. Genossen eines und desselben Hauses, Pilger einer und derselben Strasse, Glieder einer und derselben Kette, Zweige eines und desselben Baumes — das sollen Ehegatten unter einander, für einander sein. Nichts darf sie trennen; nichts darf die traute, innige Herzensgemeinschaft stören:

Zwei Seelen und ein Gedanke,
Zwei Herzen und ein Schlag.

Selbst dann, wenn der Mann im Geschäfte, in der Kanzlei, im Studirzimmer seinen Berufsarbeiten obliegt, oder mit seinen Freunden sich erholt und vergnügt, wird er Alles meiden und fliehen, was das Herz der Lebensgefährtin kränken, ihr Zartgefühl verletzen, ihre Liebe beflecken könnte. Das Weib — sagt Augustin — ist nicht aus dem Fusse des Mannes genommen, dass es gehalten werde für eine Magd, auch nicht aus dem Haupte,

dass es gehalten werde für eine Herrin, sondern aus der Seite, dass es erkannt werde als eine Genossin des Lebens.

Diese ihre Ehrenstellung zu erhalten, zu sichern, zu schützen ist des Mannes Pflicht und Aufgabe, darum soll er bei ihr wohnen mit Vernunft, das heisst mit geziemender Rücksicht auf das, was ihr zukommt, mit verständiger Einsicht für das, was ihr gebührt. Wie berechtigt auch seine Forderung ist, dass sich die Frau seinem Willen füge und ihm gehorche, so wird er sich wohl hüten, etwas von ihr zu verlangen, was mit ihrem Gewissen, mit ihrer Verantwortlichkeit vor Gott und den Menschen streiten würde. Wie innig seine Gemeinschaft, er scheut sich die Grenzen des Ehrgefühls zu überschreiten. Wie gross seine Autorität, er legt ihr keine Lasten auf, die ihre Kräfte übersteigen. Wie tief seine Liebe, es widerstrebt seiner Würde, die Frau wie ein Idol zu verehren und ihr, einem Devoten und Götzendiener gleich, in stummem Entzücken zu huldigen. Er wohnt bei ihr mit Vernunft. Es liesse sich hierüber Stunden lang sprechen. Einige Fragen, die ihr euch selbst beantworten werdet, mögen genügen. Wohnt ihr vernünftig bei euren Frauen, wenn ihr ihnen kein Vertrauen entgegenbringt, jedes Verständniss für eure Arbeiten absprechet, jede Theilnahme an euren Sorgen verweigert? Seid ihr vernünftig, wenn ihr ihrer Eitelkeit und Putzsucht Mittel zur Verfügung stellt, die auf Kosten des täglichen Brodes, der Ehre oder des Gewissens erschwungen werden müssen. Vernünftig, wenn ihr vor aller Welt eure Liebe rühmet und sie täglich mit Nadelstichen verwundet, mit Nergeleien plaget? Vernünftig, wenn ihr rücksichtslos vor Fremden ihre Fehler und Schwächen blosslegt, secirt? Vernünftig, wenn ihr ihrem Herzen, ihrer Seele die Nahrung versagt, die sie bedarf, die Speise verderbt, die sie labet? Vernünftig, wenn ihr ihnen den Gang zur Kirche sauer macht, die Liebe zum göttlichen Worte ausredet, die Gottseligkeit bespöttelt, das Christenthum verdächtigt?

Ist das vernünftig?... Doch warum frage ich denn?... Ich spreche ja zu christlichen Ehegatten, die ihre Pflichten aus Gottes Wort erkannt haben, zu gebildeten Männern, die wohl wissen, was Ritterlichkeit erfordert. Einem schwächeren Geschlechte gegenüber gebietet schon der weltliche Anstand Rücksicht und Schonung. Der Starke trägt den Schwachen, der Hohe schont den Geringen, der Gesunde pflegt den Kranken, der Reiche hilft dem Armen, das ist das A B C der Ritterlichkeit. Wenn aber — wie es bei jedem Christen zutrifft — der Starke selbt an Ohnmachten zu leiden hat, der Gesunde selbst der Krankheit ausgesetzt ist, der Reiche selbst von Armuth heimgesucht und der Hohe von seiner erhabenen Stelle hinab in die Tiefe gestossen werden kann, dann kommt er um so eher und lieber, um so leichter und schneller dem Schwachen mit Sanftmuth, dem Kranken mit Liebe, dem Kleinen mit Freundlichkeit zuvor. Und so verhält es sich in der Ehe. Hier stehen sich nicht die Starken und die Schwachen, die Kranken und die Gesunden, die Grossen und die Kleinen, die Hohen und die Niedern gegenüber, hier gibt es nur Schwache, nur Genesende, nur Wachsende. Nicht das schwache, nur das schwächste Werkzeug nennt der Apostel das weibliche Geschlecht. Der Unterschied zwischen Mann und Weib besteht nicht im Wesen, nur im Grade. Der Eine ist nur etwas weniger schwach als das Andere. Der Eine ist nur um ein Kleines höher gestellt als das Andere. Der Eine ist nur um ein Weniges reicher als das Andere. Sonst sind sie sich in allen Stücken gleich. Prüfe dich nur selbst, o Mann, vor deinem Gott! Hast du in deinem Berufe nie etwas versäumt oder vernachlässigt? Und du möchtest unerbittlich sein gegen deine Frau, wenn im Haushalte nicht immer Alles auf's genaueste durchgeführt wird? Hast du nicht Zeiten, wo dir Alles so schwer, so lästig wird? Und du möchtest aufbrausen, wenn einmal deine Frau unter der Last des Alltagslebens und der Alltagssorgen seufzt und klagt? Brauchst du nicht die Nachsicht,

die Geduld, die Freundlichkeit deiner Umgebung, deiner Vorgesetzten? Und im Verkehre mit deiner Frau sollte es für Milde und Schonung keinen Raum geben? Kannst du mit ruhigem Gewissen vor Gott hintreten und zu ihm sprechen: Ich bitte um meinen Lohn? Deine Frau aber willst du nicht anders als nach dem kalten starren Buchstaben des Gesetzes beurtheilen. Und wenn du dein Gesammtwissen überblickst, wie weit, wie tief geht es denn? Dennoch zürnest du, wenn deine Frau zu glauben anfängt, wo du zu wissen aufhörst?... Sieh, so sehr bedarfst du selber der Nachsicht, du der Stärkere, umsomehr bist du sie schuldig dem schwächeren Theile.

Dem Schwächeren! Schämt euch dieser Bezeichnung nicht, ihr Frauen! Und wenn auch gegenwärtig nach amerikanischem und englischem Vorbilde für die vollkommene Gleichberechtigung der Frauen in den sogenannten liberalen Kreisen viel, zu viel geschwärmt wird, lasst euch dadurch nicht bestechen. Ihr könnt dabei nur verlieren. Schaut hinüber nach Amerika. Wie hochgeachtet waren dort die Frauen! Aber seitdem sie aus ihrer Sphäre herausgetren und Concurrenten der Männer geworden sind, hat die Courtoisie, die Zuvorkommenheit gar Vieles eingebüsst; ein Jeder ist eben auf seinen eigenen Vortheil bedacht. Und euer Gewinn wiegt diese Verluste gar nicht auf. Denn wie hoch auch die geistige Begabung der Frauen anzuschlagen sei, es kann selbst der revolutionärste Geist an dem Grundwesen der menschlichen Natur nichts ändern. Oder glaubt ihr etwa, nach Art gewisser Erziehungsanstalten, mit einer umfassenden wissenschaftlichen Bildung eine vollständige weibliche Erziehung verbinden, alle Rechte der Männer, unbeschadet eurer Pflichten, in der Familie ausüben zu können, so begeht ihr gegen euch selbst die schreiendste Ungerechtigkeit, so bürdet ihr euch freiwillig eine doppelte Last auf. Zwar haben manche es mit starker Willenskraft gewagt: sie sind hinausgeflogen, aber bald fasste sie die rauhe Hand des Lebens und sie erfuhren ein

Ikarusschicksal. O haltet was ihr habt. Je mehr ihr euch Mühe gebt männlich zu werden oder männlich zu thun, je mehr entfernt ihr euch von der Herrschaft. Bleibt ihr aber Weiber, dann vermögt ihr durch Sanftmuth und Duldung Alles, so dass an euch zuerst in Erfüllung gehen wird das Wort, welches des ganzen christlichen Lebens Kern und Stern ist: „Wenn ich schwach bin, so bin ich stark." Wie schön und treffend sagt Schiller:

Kraft erwart' ich vom Mann, des Gesetzes Würde behauptet er:
Aber durch Anmuth allein herrschet und herrsche das Weib.
Manche zwar haben geherrscht durch des Geistes Macht und der Thaten,
Aber dann haben sie dich, höchste der Kronen, entbehrt.

Ihr aber, ihr Männer, helfet den Frauen ihren Beruf mit Freudigkeit zu erfüllen, tragt das Eurige dazu bei, dass sie die Stätte liebgewinnen, wo Gott sie hingestellt. Ihr könnt es, wenn ihr in eurem Verhalten und Benehmen mit der verständigen Einsicht die gebührende Ehrerbietung verbindet.

Gebet dem weiblichen Geschlechte seine Ehre. Wenige Worte nur und doch bezeichnen sie den Wendepunkt zweier Epochen. Wie verachtet war doch das Weib vor Christus, nicht blos bei den wilden, uncivilisirten, sondern auch bei den gebildeten heidnischen Völkern! Die Chineser beklagen die Geburt einer Tochter als ein Familienunglück. Die Indier sehen im Mädchen einen, in Folge seiner vielen Sünden aus dem Jenseits verstossenen Geist. In welchem Ansehen die Frau dort gestanden, zeigen am drastischsten folgende Verse im Munde des indischen Volkes:

Mag der Baum aufwachsen im Walde,
Nur kein Mädchen werde geboren im Hause.
Lass die Felsen sich häufen auf Erden,
Nur kein Mädchen werde geboren im Hause.
Lass Thiere kommen und Vögel und Alles,
Nur kein Mädchen werde geboren im Hause.

Auch in Athen wird die Frau während ihres ganzen Lebens als unmündig behandelt, selbst Aristoteles ist der

Ansicht, dass des Weibes Wille — wenn es einen hat — ohne Berechtigung ist und ihre Tugend — falls es derselben fähig ist — von der Tugend der Sklaven sich wenig unterscheidet. In Rom wird der männlichen Würde die körperliche und geistige Schwachheit der Frauen entgegengesetzt und ein Cäsar Metellus Numidius schämt sich nicht vor dem versammelten Volke zu klagen: „Wenn wir nur von diesen sehr lästigen Gefährten befreit werden könnten!"

So hat man einst die Frauen missachtet. Wohl hat die erhaltende und vorlaufende Gnade auch mitten im Verderben, mitten im Schatten des Todes Sterne aufgehen lassen, die von der Herrlichkeit einer späteren Zeit weissagen sollten — wer kennt sie nicht, die hohen und hehren Gestalten einer Sakuntala, einer Cornelia, einer Nausikaa, einer Penelope und Antigone, einer Iphigenia, Alceste, Polyxena und wie die Lichtbilder heidnischer Dichtung und Wahrheit alle heissen mögen — aber allgemein war doch die Geringschätzung der Frauen. Und wenn sich auch hie und da Spuren häuslicher Tugend, natürlicher Herzensgüte, rührender Gatten- und Kinderliebe vorfinden, so fehlte doch ein sittliches Princip, welches seinen Ursprung nicht in menschlicher Willkür, sondern in göttlicher Offenbarung hatte. Dieses Princip hat erst das Christenthum in die Welt gebracht. Ihm verdanken die Frauen die ehrenvolle Stellung, die sie heute einnehmen. Eine heilige Familie war der geschichtliche Anfang des Christenthums. Und von nun an werden die Frauen bestrahlt von dem Lichte aus der Höhe, nicht emancipirt, aber verklärt. Die Männer bleiben männlich, die Weiber bleiben weiblich, aber wie erhaben, wie würdig, wie hochgeachtet stehen sie da! „Sonst — schreibt Chrysosthomus — sonst standen die Frauen den Männern nach, jetzt ist es das Gegentheil; sehet was Christi Erscheinung auf Erden gewirkt hat. Die Weiber übertreffen uns an edlen Sitten, an christlicher Wärme und Freudigkeit — aus Liebe zu Christo, der den Fluch von dem weiblichen Geschlechte hinweggenommen hat."

An illustrirenden Beispielen lässt es uns die Geschichte nicht mangeln. Seitdem Christus im Schosse der Maria gelegen, geschieht fast nichts Grosses, ohne dass die Frauen daran Antheil nehmen. Frauen bewegen zuerst Christi Worte in ihrem Herzen; Frauen begleiten ihn auf dem Todesgang, nachdem die Jünger geflohen; Frauen stehen zuerst und zuletzt unter dem Kreuze; Frauen erfreuen sich des ersten Friedensgrusses des Auferstandenen; Frauen treten freudig in seinen Dienst: Tabea, Phoebe, Priscilla, Lydia u. s. w. Es müsste ein Buch, ja mehr als ein Buch, geschrieben werden, möchten wir die Frauen alle nennen, die sich im Reiche Gottes einen Ehrenplatz errungen haben. Die Einen sterben als muthige Bekennerinnen des christlichen Glaubens und trotzen den schändlichen Misshandlungen, den wilden Thieren. Die Anderen, Trägerinnen alter berühmter Römernamen, stellen die geschändete Frauenwürde wieder her, durch den demüthigenden Dienst aufopfernder Liebe — eine Melania, Fabiola, Placilla. — Die Dritten pflanzen den Keim des Evangeliums in das Herz ihrer Söhne! Monica erkauft durch ihre Thränen die Bekehrung Augustins, Nonna erzieht einen Gregor von Nazians, Anthusa einen Chrysosthomus.

So wirkten, so wirken heute noch die Frauen im Reiche Gottes. Die Geschichte der Kirche ist zum Theil eine Geschichte der aufopfernden Liebe der Frauen. Welche herrliche Namen leuchten uns aus der Reformationszeit, aus der Gegenwart entgegen!

Wahrlich, die Frauen haben sich ihrer Geschichte nicht zu schämen und ihr Männer, ihr braucht nicht zu geizen mit der Ehre, die ihr dem weiblichen Geschlechte schuldig seid. Auch haben die grossen Koriphäen der Menschheit, die starken Säulen der Kirche niemals damit gemarktet. Luther achtet seine Käthe höher denn das „Königreich Frankreich und der Venediger Herrschaft". Zwingli nennt seine Gattin die „apostolische Rehe von Zürich", „die Seele seiner Seele". Auch Calvin lobt und preist seine beste

Lebensgefährtin „als treue Gehilfin seines Berufes, als Frau von seltenem Wesen, von seltenem Beispiel". Der grosse Kurfürst von Brandenburg verliess oft den Ministerrath, um bei seiner Gemalin Louise Henriette Rath zu holen und nach deren Tode soll er häufig ausgerufen haben: „O Louise, wie oft vermisse ich deinen Rath!" Welch ein Bild liesse sich entwerfen von dem mächtigen Einflusse, den Frauen in Zeiten der Erhebung und der Gefahr auf Männer geübt haben. Wie oft ist von ihnen der Impuls zu folgenreichen Thaten ausgegangen! Wie oft sind sie den Einzelnen mit Rath und That beigestanden!

Ihr braucht euch wahrlich nicht zu schämen, die Frauen zu ehren! Ja, denkt ihr vielleicht, wenn sie nur echte Christinnen wären, ausgezeichnet durch ihren Glauben, ausgerüstet mit sanftem, stillem Geist, getragen von der hehren Gottesliebe .... Allerdings, dann wäre es leichter, denn zwei Gläubige, zu einer Hoffnung und Liebe verbunden, sind einander Geschwister, Mitknechte, Mitpilger, ein Fleisch und ein Geist. Hier ist dann, mit dem Apostel Paulus zu sprechen, kein Mann noch Weib, sie sind allzumal Einer in Christo Jesu. (Gal. 3/28.) „Welche Verbindung zwischen zwei Gläubigen, die eine Hoffnung, eine Lebensordnung, einen Dienst haben! Zwei sind es in einem Leibe und wo ein Fleisch ist, da ist auch ein Geist. Sie beten zusammen, sie fasten zusammen, sie lehren, sie ermahnen, sie tragen einander. Gemeinsam sind sie in der Kirche, gemeinsam beim Abendmahle, gemeinsam in Noth und Verfolgung. Keines hat dem Andern etwas zu verbergen, Keines ist dem Andern schwer. Frei besuchen sie die Kranken, unterstützen die Armen. Sie wetteifern untereinander in Psalmen und geistlichen Liedern. Christus freut sich, wo er Solche sieht, er gibt ihnen seinen Frieden. Wo Zwei sind, da ist er und wo er ist, da ist der Böse nicht." (Tertullian, Aduxorem.)

Bei solchen Ehegatten wird es an gegenseitiger Ehrerbietung niemals fehlen. Allein die christlichen Männer

sind als Christen auch den noch ungläubigen Frauen die gleiche Ehre schuldig. Sollen die gläubigen Frauen auch den ungläubigen Männern unterthan sein, so haben auch die gläubigen Männer den ungläubigen Frauen Ehre zu erweisen. Und sie können dies ohne alles und jedes Bedenken thun, denn „sie theilen mit ihnen ein Leben mannigfaltiger Gnade!"

Ist auch die Familie noch kein religiöses Heiligthum, so bleibt sie doch immerhin als Gottes Ordnung ein sociales Heiligthum, der „echte Stand", wie die Protestanten des sechzehnten Jahrhunderts die Ehe zu nennen pflegten. Die Familie ist allein das Bild der Menschheit. Durch Mann und Weib und wiederum nicht durch Mann und Weib in ihrer Vereinzelung, sondern in ihrer Verbindung durch die Ehe zur Familie wird die Menschheit repräsentirt. So reich auch Einzelne unter uns ausgestattet sein mögen, wir sind doch Alle nur einseitige Menschen, eben weil wir Alle nur Männer oder nur Frauen sind. Wir sind also beide zu gegenseitiger Ergänzung aufeinander angewiesen. Jeder Theil dient dem andern zur Bereicherung. Die Frau hilft dem Mann, der Mann hilft der Frau dazu, dem Ideale eines ganzen Menschen näher zu kommen. Die männliche Kraft tritt zur weiblichen Milde und Anmuth; der klare nüchterne Verstand vereint sich mit der Wärme und Innigkeit des Gemüthes. Die Einseitigkeiten der Charaktere schleifen sich an der gegenseitigen Liebe ab; die Schroffheiten werden gedämpft, die Gegensätze ausgeglichen.

Denn wo das Strenge mit dem Zarten,
Wo Starkes sich und Mildes paarten,
Da gibt es einen guten Klang.

Diese Ergänzung beider Geschlechter ist für jeden Einzelnen wie für das Ganze und Allgemeine die Ursache der grössten Wohlfahrt, eine unerschöpfliche Quelle der darüber ausgebreiteten Poesie, die so alt ist wie das

Menschengeschlecht — ein Leben mannigfaltiger Gnade, das ein christlicher Ehegatte auch mit einem bis jetzt noch ungläubigen Weibe theilen kann.

Das Haus entfaltet sich dann in dem Gegensatze von Eltern und Kindern. Das Kind ist ein neues Band zwischen Mann und Weib. Das Lächeln des Säuglings bringt den Sonnenschein in's Haus. Der Knabe belebt es mit seinem frohen Sinne, die Tochter erwärmt es mit ihrem stillen, weichen Gemüthe.

Und diese Kinder müssen erzogen werden. Wir erkennen unsere Verantwortung, die Ohnmacht fällt uns auf's Herz. Wir bemühen uns, sie zu bilden und siehe, sie bilden uns. So theilen wir auch hier wieder mit der Gattin ein Leben mannigfaltiger Gnade.

Zum Haus gehört das Ganze des Hauses, der weitere Verband der Geschwister, der Grosseltern, der Verwandten, Freunde, Nachbarn, Dienstboten, welche um Mann und Weib, um Eltern und Kinder stehen. Jeder Einzelne hat im Hause seine eigene Function. Jeder ist für sich abgeschlossen, aber Jeder wieder belebt und schmückt das Ganze. Und das Haus hat seine Familienfeste, seine Sitten, seinen Erwerb, seinen Verkehr, seine engeren und weiteren Kreise, die es mit allem Leben ringsum verbinden. O welch ein Leben mannigfaltiger Gnaden!

Im Hause findet der Gatte seine Ruhe, seinen Frieden. Kommt er nach seinem Tagwerke müde, sorgenvoll nach Hause, so verscheucht und glättet hier der Geist des heiteren Friedens die vom öffentlichen Leben so leicht erregten Wogen seines Innern.

Und vom Hause kehrt er wieder gestärkt und erquickt zur Arbeit zurück. Die Gattin hat auf sich genommen die Sorgen für das tägliche Leben; sie hat ihm die Schultern entlastet, sie hat neuen Muth ihm eingeflösst. Wie neugeboren erfüllt er die Pflichten seines Berufes.

Auch mit dem ungläubigen Weibe theilt der Mann ein Leben mannigfaltiger Gnaden.

O Männer, ihr könnt es bedauern, wenn eure Frauen sich noch nicht zu Christo bekehrt haben und ihr, ledige Christen, werdet euch um so ernster hüten, eine Lebensgemeinschaft zu schliessen mit einem Weibe, das Christi Eigenthum nicht ist, aber ist die Ehe geschlossen, dann seid ihr euren Gattinnen unter allen Umständen die gebührende Ehre schuldig.

Und wisset ihr warum? Um eurer selbst, um eurer eigenen Seligkeit willen, „auf dass eure Gebete nicht verhindert werden". Welch eine ernste Ermahnung! Entweder ihr gebet dem weiblichen Geschlechte seine Ehre und ihr könnt beten, in Gemeinschaft bleiben mit eurem himmlischen Vater, oder ihr verweigert ihm seine Ehre und ihr könnt nicht beten, eure Gebete dringen nicht zu Gott, der Verkehr mit dem himmlischen Vater geräth in's Stocken, die Lebensgemeinschaft hört auf, die Bande, die euch an sie geknüpft, werden zerrissen und ihr steht da ganz allein, stolz auf eure Würde, aber los von Gott. Durch ihren sanften und stillen Geist können sich die Frauen, wie wir es gesehen haben, an den Männern, wenn wir so reden dürfen, den Himmel gewinnen. An euren Frauen könnt ihr euch, Männer, die Hölle verdienen. So wird die Frage: „Ehret ihr die Frauen?" der Gegenhall der anderen Frage: „Betet ihr?"

Betet ihr?... — O wo sind denn in unseren Tagen die Hausväter, die sich nicht schämen die Hände zu falten, die Kniee zu beugen vor Gott? Und wenn ihr betet, betet ihr in Gemeinschaft mit euren Hausgenossen? Und wenn ihr das nicht thun könnt und allein beten müsst, könnt ihr mit froher Zuversicht auf Erhörung hoffen? Werden eure Gebete nicht gehindert? Tritt ihnen nichts in den Weg? Hält sie nichts auf Erden zurück, so dass sie nicht bis hinauf zu Gott gelangen können? Wird ihnen die Auffahrt nicht versperrt durch Thränen, die eure Härte verrathen, durch Seufzer, die eure Herrschsucht beklagen, durch Leiden, die euren Eigensinn verschulden?

Wohl höre ich, wie ihr Gott als den Vater im Himmel anruft, aber Gott hört auch die stillen Klagen eurer Gattin, die ihr als Magd, als Sklavin behandelt — euer Gebet ist vereitelt. Ich höre, wie ihr betet: „Dein Name werde geheiligt", aber Gott hört auch die bange Frage der Gattin: „Ist das Murren und Zürnen für jede Kleinigkeit eine Heilighaltung des göttlichen Namens?" — euer Gebet ist vereitelt. Ich höre wie ihr sprechet: „Dein Reich komme", aber Gott hört auch das Jammern der Gattin über eure Willkür, eure Laune — das Gebet ist vereitelt. Ich höre, wie ihr fortfahrt: „Dein Wille geschehe auf Erden, wie im Himmel" — aber dort steht dein Weib; dieses Gebet, bemerkt sie seufzend, und einen solchen Eigensinn, eine solche Eigenliebe, wie reimt sich das zusammen? — euer Gebet ist vereitelt. Ich höre, wie ihr bittet: „Gib uns heute unser tägliches Brod", aber Gott hört wie ihr klaget und mit euren Weibern zürnet, wenn eure Leibspeise nicht auf dem Tische steht, oder die Suppe versalzen, oder gar der Braten missrathen ist — euer Gebet ist vereitelt. Und mögt ihr noch so inbrünstig zu Gott flehen: „Vergib uns unsere Sünden, wie wir vergeben unsern Schuldigern, führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Bösen" — durch die dichten Nebel und schwarzen Wolken, welche sich dank eurer Rücksichtslosigkeit und Herzlosigkeit über eurem Haupte und Hause gesammelt haben, können eure Gebete nicht hindurchdringen; sie bleiben hohle Phrasen, tönendes Erz, klingende Schellen. Es geht auch an euch in Erfüllung das Wort des Propheten Jesaias 1/15: „Und wenn ihr schon eure Hände ausbreitet, verberge ich doch meine Augen vor euch; und ob ihr schon viel betet, höre ich euch doch nicht."

Und nun, Frauen, wollt ihr euch noch über Parteilichkeit beklagen? Und ihr Männer, wollt ihr euch noch überheben? Ich glaube, wir thäten beide, Männer und Frauen, besser daran, uns vor Gott zu demüthigen und in dem einen Gebet uns zu vereinigen:

Ich und mein Haus, wir sind bereit,
Dir, Herr, die ganze Lebenszeit
Mit Seel' und Leib zu dienen.
Du sollst der Herr im Hause sein,
Gib deinen Segen nur darein,
Dass wir dir willig dienen.
Eine kleine,
Fromme, reine
Hausgemeine,
Mach aus Allen,
Dass wir dir stets wohlgefallen!

XXI. Die Christen im Verkehre mit der Welt.

I. Petr. 3/8—9.

Das rechte Verhalten in den verschiedenen Ordnungen des natürlich-menschlichen Gemeindelebens hat der Apostel nun beschrieben. Die Unterthanen, die Sklaven, die Frauen und Männer wissen bereits, welch einen Wandel sie unter den Heiden zu führen haben, wie sie die Lenden ihres Gemüthes gürten sollen. Der Apostel sieht daher von den einzelnen Lebensverhältnissen wieder ab, wendet sich mit Nachdruck an alle Fremdlinge und Pilgrime im Allgemeinen und beschreibt, in der Kraft des Wortes und Geistes Christi, die Gesinnungen, welche die Gesammtheit der Gläubigen im Verkehre mit Andern hegen soll. Diesen Ermahnungen schickt er aber, zur Einleitung und festeren Begründung, einige Rathschläge voraus über das rechte Verhalten der Christen untereinander. Wir erfahren also aus den verlesenen Texteswörten, wie wir uns zunächst gegen Freunde, dann gegen Fremde und endlich gegen Feinde zu benehmen haben.

Unter Freunden, Brüdern, Genossen desselbigen Glaubens soll Eintracht, Friede, Harmonie herrschen. Seid allesammt „gleichgesinnt" — mahnt der Apostel — d. h. einer Liebe zu dem Herrn, der uns von unseren Sünden erkauft und mit dem himmlischen Vater versöhnt hat, eines Glaubens an den, den Gott uns gemacht hat zur Weisheit, zur Gerechtigkeit, zur Heiligung, zur Erlösung (I. Cor. 1/30); einer Hoffnung auf das unvergängliche, unbefleckte, unverwelkliche Erbe, das uns behalten wird im Himmel (I. Petr. 1/4);

eines Herzens im Wirken und Wandeln zu Ehren des Herrn; eines Sinnes in dem rastlosen Jagen nach dem Ziele unserer himmlischen Berufung.

Seid allesammt gleich gesinnt, nicht gleich geartet, gleich gebildet, gleich geschult, gleich beschäftigt, gleich befähigt, o nein, nur gleich gesinnt, eins in dem, was die Summa des Evangeliums bildet:

Der am Kreuz ist meine Liebe
Und sonst nichts auf dieser Welt.

Stehen wir fest auf diesem Fels unseres Heils, sind wir einig in diesem Herzensglauben, dann mögen sich im Dienste unseres Herrn Kräfte, Gaben und Fähigkeiten, je nach ihrer besonderen Eigenthümlichkeit, entfalten: die Einigkeit wird nicht aufgehoben. „Es sind mancherlei Gaben, aber es ist ein Geist", I. Cor. 12/4. Ueber dem mannigfaltigen Wirken schwebt der Geist der gleichen Gesinnung, so dass man allenthalben sehen kann:

Wir als die von einem Stamm
Stehen auch für Einen Mann.

Die Harmonie ist ja keine Eintönigkeit; vielmehr vereinigen sich in der Harmonie verschiedene, selbstständige Töne zu einem Haupt- oder Gesammtklang, zu einem Accord. Das „Gleichgesinntsein" ist die Harmonie der Glaubensgenossen.

Diese Harmonie herrscht in dem Reiche der Natur trotz der unermesslichen Stufen, unzähligen Wesen und mannigfaltigen Organisationen, in welchen Gott seinen Schöpfungsgedanken ausgeprägt hat. Jedes Wesen hat seine besondere Stelle, sein eigenes Leben. Aber wie Alles auseinandergehalten wird, so ist wieder Alles für und zu einander geordnet. Es ist ein Rath der Weisheit, der in den Werken der Kraft und Majestät sich entfaltet, ein Rath der Liebe, der sich darin offenbart. Alle Geschöpfe sind von Gott geschaffen, dass sie, im eigenen Ganzen und im Ganzen

der Welt, aus ihm ihr Leben haben, mit diesem Ganzen zu Gott sich hinkehren und zu ihm stehen, wie ein Strahlenkranz voll unendlicher Farben um die ewige Sonne.

Was Gott in der Natur gewollt, sollte er es im Reiche der Gnade verboten haben? Nimmermehr. „Gott ist nicht ein Menschenkind, dass ihn etwas gereue." Er will vielmehr seinen Liebesrath mit Geistern vollbringen, denen er das Geschenk der Freiheit gegeben hat. In des Vaters Hause sind viele Wohnungen. Jeder Einzelne, jeder Zustand des Lebens, jede Periode in der Geschichte soll und kann darin eine Stätte finden. Nur eines wird von Allen in gleicher Weise verlangt, dass sie sich über das Sichtbare und Vergängliche erheben, vorwärts schreiten auf dem Wege des Heils und aufwärts streben zu dem Reiche der ewigen Liebe.

Ja, das Reich Gottes — so lehrt es uns die Geschichte — kann dann erst einen reineren Horizont, ein wärmeres, lebendigeres, reiferes Leben gewinnen, wenn der Mensch das Recht seiner Persönlichkeit behaupten und darnach sein Leisten, Entfalten und Verhalten richten darf.

Denkt an die Apostel, wie klein ihre Zahl, wie gross die Unterschiede! Hier der feurige, unternehmungslustige Petrus, dort der tiefsinnige und tiefinnige Johannes; hier der milde, vermittelnde Jacobus, man könnte fast sagen ein Mann der „Union", dort der speculative Denker, der scharfe Dialektiker, der grosse Heidenapostel Paulus mit seinem weltumfassenden Blick und Werk! Wie verschieden und doch wie gleich gesinnt in dem einen Bekenntniss: „Es ist in keinem Andern Heil, als in Jesu Christo und ist den Menschen kein anderer Name gegeben darin sie sollen selig werden."

Denkt an die Evangelien! Welch eine Einheit in der Mannigfaltigkeit! Matthäus weist nach, dass Jesus der im Alten Testament verheissene Messias und alle Weissagung in ihm erfüllt sei. Marcus schaut in Christo seine übermenschliche Herrlichkeit, entrollt vor uns die Gottesthat

seiner Gotteskraft und schliesst daraus, dass Jesus Christus der Sohn Gottes sei. Lucas schildert den Gang der Neutestamentlichen Verkündigung von Jerusalem nach Rom und stellt uns Christus dar als den Heiland der Welt. Johannes beweist nicht, er spricht blos die Wahrheit aus. Er zeugt aus der Fülle seines inneren Lebens von Jesu Christo dem Sohne Gottes, in welchem wir das Leben haben. — So verschieden sind die Evangelien und doch bilden sie alle vier die einfache Entfaltung des einen Evangeliums. Gleich gesinnt sind deren Verfasser.

Denkt an die grossen Lehrer der alten Kirche! Augustinus, Origenes, Chrysosthomus, Tertullian u. s. w. Sie zeugen Alle nach eigener Art, aber von der gleichen Gesinnung erfüllt, von dem, der da ist der Weg, die Wahrheit, das Leben.

Und wenn auch manche Missverständnisse die grossen Reformatoren Luther und Calvin trennten, gleich gesinnt waren sie doch in dem Einen, was noth thut. Man hat schon viel darüber gestritten, welcher von beiden der grösste Geist, der christlich vollendetere Charakter war. Unnützer, thörichter Streit! Sie haben Beide nach der Eigenthümlichkeit ihrer Gaben, nach den Erfordernissen ihres Volkes, in der Kraft der Liebe zu Christus, das Höchste geleistet. Luther hat, die Stadt Gottes gegründet, Calvin hat sie gebaut (Joh. von Müller); der Eine ist der grosse Befreier, der Andere der grosse Ordner; Luther erscheint mit dem erobernden Schwert, Calvin mit dem gestaltenden, waltenden Scepter. (Merle d'Aubigné) — Beide gleich gross und erhaben in ihrer Verschiedenheit sowohl als in ihrer gleichen Gesinnung.

Aehnliche Erscheinungen begegnen uns bis auf den heutigen Tag. Arndt schreibt sein wahres Christenthum, Spener seine Erbauungsstunden; Franke stiftet in Halle sein Waisenhaus, Zinzendorf gründet aus allerlei Volk seine Brüdergemeinde; Bengel liefert seine nüchterne und doch so gründliche und tiefe Auslegung der heiligen Schrift. Dieser

wirkt im Dienste der äusseren Mission, Jener weidet als Stiller im Lande seine kleine Gemeinde auf den grünen Auen des göttlichen Friedens; der Eine streut den Samen aus, der Andere sammelt die Garben — es sind mancherlei Aemter, mancherlei Kräfte, aber gleich gesinnt bleiben sie Alle und „in einem Jeglichen erzeigen sich die Gaben des Geistes zum gemeinen Nutzen". I. Cor. 12/7.

Aus diesen Verschiedenheiten und Mannigfaltigkeiten der Einzelnen bilden sich, wie natürlich, in dem Fortschritte der Geschichte verschiedene Gruppen, Versammlungen Vereine, Kirchen; aber auch diese Gruppen und Kirchen können mit einander verbunden bleiben durch die gleiche Gesinnung, durch die Einheit eines innersten, verborgensten Lebens, das hier mit Christus anfängt und dort, am Throne Gottes, in Christus sich vollendet.

Wo Vergebung der Sünden, da ist der Eine Christus, da ist die Eine Kirche. Die Eine Kirche ist — bei Katholiken, Lutheranern, Reformirten, Secten verschiedener Denominationen — überall, wo man Christum als den Sohn des lebendigen Gottes, als den Heiland der Welt erkennt und bekennt. Und insofern die einzelnen Sonderkirchen, wenn auch von verschiedenen Punkten der Peripherie aus, ihre Linien nach dem gemeinsamen Mittelpunkte ziehen, auf dasselbe Haupt hinweisen, auf Jesus Christus, die Fülle dessen, der Alles in Allem ist, insofern sind sie Alle gleich gesinnt „zu Einem Geist getränket". I. Cor. 12/13.

Das ist die wahre Einheit der Kirchen. Man braucht nichts zu verwischen oder zu vermischen, nichts zu accordiren oder zu excerpiren. Eine jede Kirche behält ihre eigenen Güter, eine jede erhält das Erbtheil der Väter, eine jede wahrt die Form des christlichen Lebens, welche sich historisch, zeitlich, praktisch gebildet hat, aber die Kraft, welche das feste Halten an die eigenen Bekenntnissschriften gibt, die wird in den Dienst des gemeinsamen Herrn, unseres Erlösers und Heilandes Jesu Christi, gestellt. Die Kirchen bleiben „gleichgesinnt".

Ein äusseres Denkmal dieser „gleichen Gesinnung" sollte in der im Jahre 1843 gegründeten „Evangelischen Allianz" errichtet werden. Gebe Gott, dass dieser Bund bei Christen und Kirchen sein herrliches Ziel erreichen möge!

Aus dieser Geisteseinigung entsteht nachher der Familiensinn der Kinder Gottes. Die Gleichgesinnten finden, verbinden, erkennen, ergänzen sich. So entwickelt sich das rechte sympathetische Mitgefühl, sie werden „mitleidig". Und wahrlich, sie brauchen es am allermeisten, am allerersten. Das Heidenthum glaubt, es sei ein Trost, Leidensgenossen zu haben, wir zweifeln daran, aber das ist ein Trost, zu wissen, dass Freunde, Brüder mit uns, für uns streiten und beten. Und wer bedarf dieses Trostes mehr als die Fremdlinge und Pilgrime, die hier zerstreut, in der Diaspora leben? Mit den Einheimischen können wir uns ja ohnehin nicht verbinden: ist doch die Welt für uns nur eine Durchreisestation. Es wäre thöricht, Freundschaft zu schliessen mit denen, die nicht den gleichen Weg mit uns gehen, uicht das gleiche Ziel mit uns erstreben wollen. Nur Gleich und Gleich gesellt sich gern. Wir schliessen uns an die Gleichgesinnten an, an diejenigen, die mit uns die gleiche Reise unternehmen. Und Gott sei Dank, es gibt noch solche Mitpilger zum himmlischen Vaterlande! Der Weg nach oben ist noch nicht vergessen, die Strasse, die zur Heimat führt, ist noch nicht öde und leer. Es sind zwar Wenige, die darauf wandeln, aber gerade weil die Zahl so klein ist, halten sie um so enger zusammen. Allein wären sie auf dieser ohnehin gefährlichen Strasse so manchen Angriffen, Leiden und Trübsalen ausgesetzt, denen sie in ihrer Schwachheit unterliegen müssten; vereint mit den „Gleichgesinnten" werden sie stark. Der Geist des Einen wirkt auf den Geist des Andern. Der Stärkere hilft dem Schwächeren auf: die Last wird leichter, die Gefahr geringer, mit frischem Muth eilen wir vorwärts, dem Ziele entgegen. Und stösst uns unterwegs etwas zu, sinken wir müde zu Boden, er-

starren unsere Glieder vor Kälte oder erschlaffen die Kräfte vor Hitze: der Mitpilger eilt her zu Hilfe, labt und erquickt uns. Erfüllen Zweifel unser Herz, ob wir das Ziel je erreichen werden, umgeben uns drohend die Versuchungen, dass es uns schwarz wird vor den Augen, dunkel im Herzen: der Mitpilger richtet uns auf mit seinem Zuspruche, mit seinem Gebet. Haben wir Erfolge nachzuweisen, herrliche Thaten vollbracht, kräftige Zeugnisse abgelegt: der Mitpilger stimmt mit uns, zu Ehren Gottes, ein Lob- und Danklied an. Laufen wir Gefahr, stolz, übermüthig, selbstgerecht, aufgeblasen zu werden: der Mitpilger warnt, er weist gen Himmel, er deutet hin auf's Kreuz: wir sind ernüchtert. O wie köstlich diese Gemeinschaft der Gläubigen! Wie schön, wenn auf dieser Pilgerfahrt nach dem himmlischen Vaterland „ein Jeder sich schuldig weiss, seine Gaben zu Nutz und Heil der andern Glieder willig und mit Freuden anzulegen". (Heid. Katech.) Es gibt wahrhaftig nichts Köstlicheres als dieses Mitleiden, Mitkämpfen, Mitreisen, Mitlieben unter dem Banner dessen, der uns zuruft: „Ich lebe und ihr sollt auch leben."

So sollen die Gläubigen miteinander den Himmel suchen, gen Himmel pilgern.

Und wie die Christen, so die Kirchen. O, es möchte Einem oft das Herz im Leibe zerspringen, wenn man sehen muss wie, die in geschlossener Phalanx vereinten Feinde des göttlichen Reiches, über unsere Parteiungen und Spaltungen sich freuen und daraus ihren Nutzen ziehen. Ach Christen, könnte es denn nicht anders werden?!

Wenn man zwei gleichgestimmte Instrumente auf einen Tisch legt und auf dem einen eine Saite berührt, dass sie erschallt, so bewegt sich auch auf dem andern dieselbe Saite, welche mit der berührten in gleichem Ton steht.

Was unter gleichgestimmten Instrumenten geschieht, sollte es nicht bei „gleichgesinnten" Christen möglich sein? O sagt uns, Pfarrer, Laien, Kirchen und Secten, warum nicht?

Wisst ihr warum es nicht möglich ist? Weil es an der einen, reinen und wahren Liebe fehlt, welcher es ausschliesslich um den göttlichen Lebensbesitz, um die Autorität Jesu Christi, um das Heil der verlorenen Seelen zu thun ist. Wäre diese Liebe vorhanden, so würde sich das „sympathetische Mitgefühl" von selbst einstellen und aus diesem Mitgefühle müsste sich endlich, ebenso herrlich wie aus der Knospe die Blüthe, die Frucht, eine wahrhaft christliche „Brüderlichkeit" entfalten.

Die Liebe, welche eigensinnig und rechthaberisch nur denen sich zuwendet, die „kephisch oder paulisch oder apollisch" sind, mag mit der Selbstsucht auf vertraulichem Fusse stehen: mit der Liebe, von welcher Paulus zeugt, hat sie wahrlich nichts gemein.

Ein Glaube, der erbittert, verdächtigt, verleumdet, verfolgt, mag aus einem sogar recht klaren und klugen Kopfe stammen: aus dem Geiste Christi ist er nicht geboren.

Brüder Jesu Christi, Genossen eines Glaubens, Erben eines Reiches, Erkaufte eines Herrn zanken und hadern nicht. Sie vereinigen sich vielmehr zu einem grossen, herrlichen „Bruderbunde", in welchem alle Eigenthümlichkeiten geduldet und alle Gegensätze dennoch ausgeglichen werden.

Die „Brüderlichkeit" stammt eben aus jener Liebe, die nicht eifert, nicht das ihre sucht, sondern aus Freude über die Wahrheit Alles verträgt, glaubt, hofft und duldet. Und in der Kraft dieser Liebe stiftet sie unter allen Jüngern Jesu Christi einen sicheren, dauerhaften Frieden.

Sie gleicht die Gegensätze aus in der menschlichen Gesellschaft, ohne jedoch die von Gott gewollten Unterschiede zu verwischen. „Wir sind Alle eins in dem Herrn," sagt Gregor von Nazianz, „der Arme und der Reiche, der Diener und der freie Mann, der Kräftige und der Schwache; ein Einziger ist unser Herr, von dem Alles ausgeht, Jesus Christus; was die Glieder eines Leibes, das ist Jeder von uns für unsere Brüder und Alle sind es für Jeden."

Sie verbindet die Herzen im Hause. Ach, es mögen sich auch unter christlichen Eheleuten manche Dissonanzen erheben. Allein in Christo werden sie alle gelöst. Wo ein Glaube lebt, ein Geist weht, da finden sich die Herzen bald wieder in dem, der sie erlöst und begnadigt.

Sie einigt die Glieder einer Gemeinde. Auch hier bestrebt sich der Fürst der Finsternisse, um leichter herrschen zu können, den Samen des Unfriedens auszustreuen. Aber der „brüderliche" Sinn wachet und hütet: des Bösen Anschläge müssen zu nichte werden.

Ein köstliches Zeugniss hiefür finden wir in der Geschichte der Kirche von Genf. Als Calvin von seinem lieben Arbeitsfelde vertrieben wurde, wollten seine Freunde aus der Kirche treten. Er aber verbot ihnen auf's entschiedenste, die Einheit zu zerreissen. Einige wurden irre an ihrem früheren Seelsorger und klagten ihn an, dass er die Reinheit der Kirche nicht mehr im Auge behalten und vereinigen wolle, was doch nicht zusammen gehöre. Wisst ihr, was er darauf erwiderte? „Wenn es nach meinem natürlichen Menschen ginge, so würde ich nichts Eiligeres zu thun haben, als euch beizustimmen und zu einer Trennung anzurathen, aber in meinem Gewissen kann ich nicht davon loskommen, dass man nicht eigenmächtig scheiden dürfe von einer Kirche Christi, die, so verderbt ihre Glieder, so befleckt auch ihre Lehrer sein mögen, sich doch nicht völlig losgesagt hat von dem Bekenntnisse des Heils, das Paulus für das Fundament erklärt."

In einem zweiten, wahrhaft apostolischen Sendschreiben an die Gesammtheit der „zerstreuten Ueberreste der Kirche Christi in Genf" redet er noch viel strenger: „Nichts hat mich so bekümmert seit jenen schweren Tagen unserer Austreibung, als euer fortwährender Hader und Streit mit denen, die unsere Nachfolger wurden. Nicht ohne grossen Schmerz und inneres Entsetzen konnte ich es hören, dass ihr auf eine Spaltung hinarbeitet und sogar das kirchliche Amt vernachlässigt und der Verachtung preisgebet.

Es war mir dieses bitterer als Worte es ausdrücken können."

Die Spaltung unterblieb. Der brüderliche Sinn hat gesiegt. Calvin kam zurück.

Sie erhält die Eintracht zwischen Pfarrern und Seelsorgern einer Gemeinde, einer Stadt, einer Kirche, wie verschieden auch die Kräfte und Gaben sein mögen, mit welchen sie im Dienste Gottes wirken. Auch hier ist uns Calvin ein leuchtendes Vorbild geworden. „Lieber Freund," so schreibt er an Bullinger in Zürich, „was könnte uns jetzt in unseren Briefen angelegentlicher beschäftigen, als das Bestreben, die brüderliche Gesinnung unter uns auf alle mögliche Weise zu erhalten. Wir sehen ja wohl, wie wichtig, und nicht nur für uns, sondern für die ganze christliche Kirche es ist, dass alle diejenigen, denen der Herr irgend eine bedeutende Wirksamkeit darin übertragen hat, durch wahre Eintracht zusammenhalten. Hierauf hat auch der Satan sein Augenmerk gerichtet; dieweil er dem Reiche Christi auf alle Arten Verderben schmiedet, arbeitet er auf nichts mehr, als dass er Streitigkeiten unter uns stifte und Alle auf irgend eine Art einander entfremde. Darum ist es unsere Pflicht, diesen Künsten entgegenzuwirken. Je mehr der Feind sich bestrebt, eine Verbindung zu zerreissen, mit desto mehr Beharrlichkeit und regerem Fleisse müssen wir bemüht sein, sie zu erhalten. Namentlich wir Prediger sollen hierzu beitragen."

Sie stiftet endlich Frieden zwischen den bestehenden Sonderkirchen, indem sie uns hinter den Verschiedenheiten derselben die Einheit des Reiches Gottes enthüllt. Sie zeigt den Reformirten, wie die lutherische Kirche mit ihrer vorherrschenden Richtung auf das innere Leben den Bedürfnissen jener Seelen entspricht, die mehr zur Contemplation und Mystik hinneigen. Sie erinnert die Lutherischen daran, dass die reformirte Kirche mit ihrer verständigen Nüchternheit, grossen Willensenergie, praktischen Heiligung in erster Linie dazu berufen ist, die Gemeinde, von unten nach oben,

im wahren Sinne des Wortes, zu reformiren. Sie lehrt die Evangelischen aller Denominationen, die grosse Bedeutung der katholischen Kirche erkennen, einer Kirche, welche durch Gewöhnung der christlichen Ordnung immerhin eine heilsame Wirksamkeit auf die Masse ausübt, für uns eine stete Mahnung ist die feste äussere Organisation, den historischen Boden nicht zu unterschätzen und aller Welt die grosse Wahrheit zu verkünden, dass das Christenthum und das nationale Leben sich einander suchen und ihre Verwandtschaft miteinander fühlen. Sie öffnet endlich der katholischen Kirche Ohren und Augen, dass sie die laute Stimme, mit welcher die Kirchen der Reformation das lautere Evangelium verkündigen, höre und den Weg wieder erkenne, der über Jerusalem führet nach dem himmlischen Vaterlande.

So gleicht die Brüderlichkeit die bestehenden Gegensätze aus, so stiftet sie Versöhnung, Frieden und Eintracht, wo menschliche Selbstsucht nur trennen, spalten, zerstören und vernichten möchte.

O Christen, wie steht es denn unter uns, in unseren Gemeinden und Kirchen, mit dieser Brüderlichkeit, mit diesem Mitgefühl, mit diesem Wohlgesinnetsein? . . . Doch nein, fragen wir lieber: wie steht ihr dazu? Kennt ihr dieses Gleichgesinnetsein, dieses christliche Mitgefühl das zur Brüderlichkeit führt, derselben den Weg bahnt und ebnet? Kennt ihr jene Liebe, die dem Erlöser das Gebet eingegeben hat: „Ich bitte, auf dass sie Alle Eins seien, gleichwie du, Vater, in mir und ich in dir"? Strebt ihr als die „gleichgesinnten, mitleidigen, brüderlichen" Jünger Jesu Christi nach dieser Einigkeit, auf dass die Welt glaube, der Vater habe Christum den Erlöser und Heiland gesandt? . . . .

O Herr,

Erinnere deine kleine Schaar,
Die sich so leicht entzweit,
Dass deine letzte Sorge war
Der Glieder Einigkeit.

XXII. Die Christen im Verkehre mit der Welt.

(Fortsetzung.)

I. Petr. 3/8. 9.

Unsere letzte Betrachtung hat uns das Verhältniss zwischen Glaubensgenossen geschildert, heute erfahren wir, welche Früchte der lebendige Glaube im Verkehre mit der Welt zeitigen soll, wie wir uns gegen alle Nebenmenschen überhaupt, ohne Unterschied des Glaubens, der Nationalität, der Gesinnung, gegen Freunde und Feinde zu benehmen haben. Der Apostel ertheilt uns auch hierüber keine besonderen Verhaltungsmassregeln; er begnügt sich damit, die Gesinnung auszusprechen, welche wir pflegen, die Richtung anzugeben, welche wir einschlagen sollen, und wer darin beharrt, nämlich barmherzig und versöhnlich ist, wird niemals irre gehen, niemals, auch nicht in den schwierigsten Fällen, dem christlichen Glauben zuwider handeln.

Seid barmherzig — lehrt der Apostel zuerst. Wieder eine Ermahnung, die nur von Jüngern Christi ausgehen konnte!

Wie hart, wie herzlos waren doch die Weisen des Alterthums! Die Fremden waren in ihren Augen nur Barbaren, Sklaven, weniger als Feinde. Liebe war man ihnen nicht schuldig. Der Mensch als solcher galt überhaupt nichts: der Bürger allein hatte einen Werth. Wohl finden sich auch hie und da Züge der Menschlichkeit vor, aber eine allgemeine Menschenliebe kannten sie nicht. Man denke nur an die ungerechten Kriege, an die Verletzungen des Völkerrechtes bei den Römern. Was lag ihnen zu

Grunde? Die Verachtung der menschlichen Natur. Barmherzigkeit war weder eine hellenische noch eine römische Tugend.

Besser sah es aus bei dem auserwählten Volke des alten Bundes. Sie sollten die Fremdlinge lieben, weil auch sie Fremdlinge waren in Aegypten. Und gleichwie ihr Gott keine Person achtet und die Fremdlinge lieb hat, dass er ihnen Speise und Kleider gebe (5. Mos. 10/18), so waren auch sie verpflichtet, sich der Fremdlinge in Liebe anzunehmen. Aber ach! Wie äusserlich, wie gesetzlich, wie selten war die Barmherzigkeit. Der Herr selbst hat den Pharisäern ihre Lieblosigkeit vorgeworfen und, wo Liebe geübt wurde, da wendete sie sich blos dem leiblichen Wohle der Fremden zu. Die Liebesthätigkeit der Juden kam mehr aus der Hand als aus dem Herzen. Ein heller Strahl hatte zwar das Volk vom Himmel herab beleuchtet, aber es war doch nur die Abendröthe, welche einen schönen Tag verheissen sollte.

Und dieser schöne Tag brach wirklich mit Christus an. Selig sind die Barmherzigen — spricht der Prediger vom Berge — und mit diesen Worten läutet er den Auferstehungstag der christlichen Nächstenliebe ein. Die Barmherzigkeit gegen Menschen verlangt er von nun an als Beweis unseres Glaubens, als Zeichen unserer Dankbarkeit gegen Gott, der sich uns so barmherzig erwiesen. Es ist kein neues Gesetz, das er uns vorschreibt; es ist eine neue Gesinnung, die er bei den Seinigen veraussetzt. Was wir von oben erbeten, erhalten haben, sollen wir nach unten verwenden, verwerthen, bethätigen. Das Verlangen nach Barmherzigkeit führt uns zu Christus, die Freude an der Barmherzigkeit erhält uns in Christi Nachfolge. Daran erinnert der Apostel seine Leser, indem er ihnen zuruft: endlich aber seid barmherzig! . . . Ob wohl diese Ermahnung dort unter den hin und her zerstreuten Fremdlingen und Pilgrimen auf fruchtbaren Boden gefallen ist? — das wissen wir nicht; — aber das ist uns bekannt, dass sie nämlich mit unauslöschlichen Buch-

staben in der Geschichte der christlichen Kirche eingegraben steht.

Das Gesetz der Gnade — lehrt Athanasius — ladet die Länder und Meere zum Tische des Almosens. So dachten die sämmtlichen Christen der ersten Zeit und aus den Worten Leo's des Grossen ist zu entnehmen, wie stark, wie lebendig sich diese Nächstenliebe erhalten hat. Wiewohl wir vor Allem, sagt er, den Gläubigen Hilfe leisten sollen, so sollen wir doch auch unser Mitleid gegen die Unglücklichen beweisen, welche nicht an das Evangelium glauben. Die Nächsten, die wir lieben sollen, das sind alle Menschen, da sie mit uns dasselbe Wesen haben; an Menschen von allen Ständen, gerechten und ungerechten, Freunden und Feinden, an Allen gebietet uns Gott Gutes zu thun, wie er selbst es thut.

Das waren damals die allgemein herrschenden Grundsätze. Es hiesse Bekanntes wiederholen, möchten wir den geschichtlichen Nachweis liefern, dass auch die Thaten damit übereinstimmten. Die Geschichte der Kirche ist, wie schon öfter bemerkt wurde, eine Geschichte der Barmherzigkeit. Und Gottlob, sie ist es bis auf den heutigen Tag geblieben. Wer hat denn die Krippen, die Kinderbewahranstalten, die Waisen-, Rettungs-, Missionshäuser u. s. w. gebaut? Die christliche Barmherzigkeit. Sie hat die ganze Welt mit ihren kräftigen Liebesarmen umfasst. Mit dem rechten Arm, mit der äusseren Mission, trägt und pflegt sie die Heidenwelt. Mit dem linken Arm, mit der inneren Mission, stützt und schützt sie die Christenheit selbst, dass die Zucht wachse, der Brüdersinn erstarke, der Glaube immer herrlichere Werke vollbringe. Man kann unserem Jahrhundert viel Böses nachsagen, aber das Eine werden ihm selbst die erbittertsten Schwarzseher zuerkennen müssen, die Ehre, dass es die Majestät des menschlichen Elendes wieder entdeckt und die Pflichten erkannt hat, welche wir an Lahmen, Blinden, Tauben, Elenden, Verlassenen und Gefallenen zu erfüllen haben. Aus dem Stamme, den die

christliche Barmherzigkeit gepflegt, wächst immerfort Ast nach Ast, Zweig nach Zweig, mit herrlichen Blättern, Blüthen und Früchten.

Betheiligt ihr euch an dieser Liebesarbeit? Ich weiss dass ihr viel in Anspruch genommen werdet, dass ihr grosse Opfer gerne bringet, aber sorgt ihr auch für das geistige Wohl eurer Mitmenschen? Fühlt ihr das Bedürfniss, die Bemühungen der innern und äussern Mission mit euren Gaben, mit eurer Fürbitte zu unterstützen? Habt ihr schon darüber getrauert, dass wir z. B. hier, in unserer grossen Stadt, keinen einzigen Evangelisten oder Missionär haben, der die Pfarrer unterstützen und die Armen, Kranken, Vereinsamten öfter in ihren Häusern aufsuchen würde, um sie mit dem Brode des Lebens zu erquicken? Pflegt ihr die christliche Erziehung eurer Knechte, Mägde, Arbeiter, Gehilfen und Gesellen? Erfüllt ihr diese Pflicht an euren Kindern? Seid ihr ihnen Wegweiser geworden zu Christus? Faltet ihr die Hände, beuget ihr die Kniee mit ihnen? Unter den vielen Wünschen, die ihr für sie hegt, steht der Wunsch obenan, dass sie Kinder Gottes, Erben des ewigen Reiches werden mögen? Seid ihr barmherzig gegen eure Kinder? Aber das sind ja keine Fremden, erwidert ihr. Es ist wahr, aber wisst ihr, was daraus folgt? Dass eure Vernachlässigung um so strafbarer ist.

Die Kirchengeschichte erzählt von Einem, der sich selbst als Sklave in eine heidnische Familie verkaufte, um so Eingang bei ihr zu erhalten und an ihrer Bekehrung zu arbeiten. Jahrelang hielt er aus und erreichte seine Absicht. Später trat er noch einmal in gleicher Eigenschaft und aus demselben Grunde bei dem Statthalter von Sparta ein und zwei Jahre nachher wurde auch hier sein Streben mit dem gleichen Erfolge gekrönt.

Solche Opfer werden von euch nicht verlangt; umso freudiger solltet ihr das kleinere Werk der Barmherzigkeit verrichten, das euch, das uns Allen anempfohlen, geboten ist.

Seid barmherzig und übt diese Barmherzigkeit aus mit Freundlichkeit. Eine seltsame Zusammenstellung, nicht wahr? Was hat wohl, möchte man fragen, die Freundlichkeit mit der Barmherzigkeit zu schaffen? Sehr viel. Eine Barmherzigkeit ohne Freundlichkeit wäre gleich einem hellen Mondschein bei kalter Winternacht. Barmherzige, aber unfreundliche Christen sind zwar schön geformte Eiszapfen, aber doch Eiszapfen. Leider gibt es deren nicht wenige. „Es sind — bemerkt Luther — etliche schnurrige und knörrige Menschen, wie ein Baum mit vielen Aesten, so unfreundlich, dass Niemand gern mit ihnen zu schaffen hat." Schade, dass wir solchen Charakteren auch auf dem Arbeitsfelde der christlichen Barmherzigkeit begegnen! Die Einen nämlich treiben ihr Werk der Barmherzigkeit mit solch einem namenlosen Stolze, dass man vor ihrem Pharisäerthume erschrickt. Die Andern wittern überall selbstsüchtige, unehrliche Gründe und Ursachen; sie trauen Niemandem, der nicht sofort ihres Sinnes wird, etwas Gutes zu; sprechen dem Zögernden, Zweifelnden, Andersdenkenden jedes höhere Streben und Sehnen ab; sie verletzen, kränken, erbittern. Die Dritten bestürmen Einen in rücksichtsloser Geschäftigkeit, lästiger Zudringlichkeit mit ihren gesalbten Worten und oberflächlichen Phrasen; es kommt ihnen nur darauf an, von der grossen Zahl ihrer Proselyten berichten zu können, und diesen Zweck zu erreichen, würden sie gerne Gewalt und List anwenden. Wie unchristlich! Jünger des Herrn, Arbeiter im Reiche Gottes, seid doch freundlich!

Es ist wahrlich nicht umsonst, dass der heilige Geist hier die Freundlichkeit mit der Barmherzigkeit verbunden hat. Was Gott zusammengefügt, das darf der Mensch nicht trennen.

Seid freundlich! Heisst das etwa, dass wir uns ein stabiles Lächeln einstudiren, angewöhnen sollen? Nein. Nichts ist widerlicher als diese stereotype Lippenverzerrung. Oder soll sich auf unsern Zügen jenes devote Wesen abspiegeln, womit die Maler niederen Ranges ihre Heiligen

verunstalten? Oder ist es nothwendig, dass wir in der Modulation unserer Stimme ich weiss nicht welch einen altväterlichen, gemüthlichen Ton hindurchklingen lassen? Nichts von alledem. Die Freundlichkeit ist keine äussere Form, sie ist vielmehr eine innere Herzenssache; sie ist jene natürliche Liebenswürdigkeit, wohlwollende Zuvorkommenheit, aufrichtige Sympathie, welche auf Achtung beruht, keine Tücken, keine Hintergedanken verbirgt und überhaupt nichts zulässt, was nicht vor Jedermanns Auge klar dargelegt werden könnte. Dieses Gutmeinen, dieses Wohlwollen soll unserer Barmherzigkeit zu Grunde gelegt werden. Gibst du Almosen, so reichst du dasselbe mit freundlicher Theilnahme und begleitest es mit Worten des Trostes, der Aufmunterung. Strafest du Jemanden, so wird der wohlthuende, versöhnende Klang der bekümmerten, fürsorgenden Liebe durch deine Strafworte hindurchtönen. Suchst du Seelen zu gewinnen für das Reich Gottes, so werden deine Bitten und Ermahnungen von dem Geiste dessen getragen, der gekommen ist, die Mühseligen und Beladenen zu erquicken.

Die Barmherzigkeit kann ihre Mission nur im Dienste der Freundlichkeit erfüllen. Wollt ihr wissen, ob ihr selbst freundlich seid in der Ausübung der Barmherzigkeit, dann fragt euch nur, wie ihr mit den Armen verkehrt, wie ihr mit den eigenen Kindern z. B. von Gott, von Christus, von den himmlischen Dingen sprechet. Wer die Armen und die Kinder nur abzukanzeln vermag, der mag sonst im gewöhnlichen Umgange höflich sein, freundlich ist er nicht; wer sich aber so weit vergisst, dass er die Liebe zu Gott bei Fremden oder Freunden bespöttelt, verhöhnt, untergräbt, der ist weder freundlich noch barmherzig.

Wie man Freundlichkeit und Barmherzigkeit mit einander zu vereinigen habe, zeigt uns der „christlichste Mann der Christenheit", unser grosser Reformator Calvin. „Es hat — bezeugt Beza — obwohl er allerdings ernst und würdevoll war, selten einen Menschen gegeben, dessen Umgang

und Unterhaltung angenehmer gewesen wäre. Mit merkwürdiger Umsicht behandelte er die Fehler der Menschen, die in der Schwachheit ihren Grund hatten; die Gewissen der Schwachen erschreckte und verwirrte er nicht durch unzeitigen Tadel, während er doch Niemand in seinen Sünden liess, kein Unrecht entschuldigte, Niemandem schmeichelte." „Wie freundlich und gütig — ruft ein anderer seiner Amtsbrüder aus — kam er Jedem entgegen, der ihn anging. Wenn ich mir die Reinheit und Treue des Mannes in das Gedächtniss zurückrufe, seine gütige Liebe gegen mich, seinen trauten und wohlthuenden Umgang, den ich sechzehn Jahre lang geniessen durfte, kann es nicht anders sein, als dass ich es tief empfinde, solch einen Freund oder vielmehr solch einen Vater nicht mehr an der Seite zu haben. Wie oft muss ich seiner gedenken und immer überströmt mich dabei zugleich schmerzliche Wehmuth und innig dankende Freude."

Wahrlich ein herrliches Vorbild! Und wisst ihr, wann es uns gelingen wird, die Barmherzigkeit mit der Freundlichkeit zu verbinden? Wenn wir uns, wie Calvin, in der Demuth werden geübt haben. Schade, dass das Wort „demüthig", welches in einigen alten Handschriften auf „freundlich" folgt, in unserer Bibel nicht zu lesen ist. Vielleicht würden Einige dann umso leichter einsehen, dass eine Tugend, welche die Mitte einnimmt zwischen Barmherzigkeit und Demuth, nicht ohne Schaden für unsere Seelen unbeachtet bleiben darf. Gewiss aber würden sie anerkennen müssen, dass die Unfreundlichkeit aus dem Hochmuthe hervorgeht, aus der Einbildung auf eigene Kraft und Fähigkeit. Die „Unfreundlichen" bilden sich ein, die Hilfe, die Bekehrung sei ihr Werk: daher die Hastigkeit, die Ungeduld der Aerger, wenn der Erfolg etwas auf sich warten lässt. O ihr Kurzsichtigen! Glaubt ihr denn, dass ihr den Sünder mehr liebt als Gott? Welch eine Vermessenheit! Ja, greift nur muthig zu, arbeitet, wirket so lang es Tag ist, aber wollt ihr die Freundlichkeit nicht einbüssen, den Erfolg

eurer Thätigkeit nicht selbst hindern, dann vergesset nicht das kleine Sprüchlein über euer Wirken zu schreiben: „doch der Segen kommt von oben".

Eine alte Legende erzählt, wie ihr wisst, dass die Jünger, so oft sie zu Christo hingingen, mit den Worten aufbrachen: „Lasst uns zur Freundlichkeit gehen!" O dass man uns Allen das gleiche Zeugniss ausstellen könnte, dann würde es uns auch gelingen, den Feinden gegenüber die Kraft unseres Glaubens in der Versöhnlichkeit zu erweisen!

Die Welt behandelt die Feinde nach dem Grundsatz: „Aug' um Aug', Zahn um Zahn." Der Christ aber hält sich an des Apostels Wort: „Vergeltet nicht Böses mit Bösem." Und diesem Grundsatz huldigt er willig und freudig aus christlichen Gründen. Nicht etwa aus Verachtung, wie die Alten es öfter zu thun pflegten, wenn persönliche Interessen es erforderten, dass sie sich über die Beleidigungen erheben. Auch nicht aus eitelm Dünkel, wie die blinden Eiferer es gerne thun, weil sie sich jedes Uebelwollen der Welt zur Ehre, als Schmach Christi, anrechnen. Ein solcher Sinn beweist gerade am allermeisten, dass sie diese Unehre, diesen Unwillen der Welt sich selbst, d. h. dem Unchristlichen in ihnen, dem Eigensinn, der Schroffheit und nicht dem Christenthume zuzuschreiben haben.

Wir rächen uns nicht aus Demuth, aus Liebe zu dem, der auch unser Böses nicht mit Bösem vergolten hat.

Das will durchaus nicht heissen, dass wir uns Alles ohne Weiteres müssen gefallen lassen. Einem anmassenden Menschen gegenüber erfordert es das Recht, das er in unserer Person antastet, dass ihm Widerstand geleistet werde. Sobald das Böse, das man uns anthut, unsere sittliche Existenz bedroht, uns die Möglichkeit raubt, unsere Aufgabe zu lösen, unsere amtliche Wirksamkeit auszuüben, so müssen wir die Obrigkeit zu unserem Schutze anrufen. Der Christ darf nicht rechtlos in der Welt dastehen. Aber auch dann, wenn er sein Recht schützen muss, bewahrt der Christ

seinem Feinde keinen Groll, trägt er ihm keinen Zorn, keinen Hass nach; vielmehr bemüht er sich nach Kräften, das Böse durch Gutes, die Feindseligkeit durch Wohlthun zu überwinden.

Daraus möget ihr ersehen, was wir von dem Duell, das seit einiger Zeit wieder epidemisch zu werden droht, zu halten haben. Ein rechtschaffener Christ schlägt sich nicht. Erstens führt er keine solchen Conflicte herbei, die für ihn eine Forderung könnten zur Folge haben; muss er aber gewissens- oder berufshalber irgend etwas sagen, was einem Raufbolde nicht gefällt, so wird er sich doch deshalb nicht schlagen, weil er den Muth hatte, für die Wahrheit eine Lanze zu brechen. Zweitens erträgt er die ihm zugefügten Beleidigungen, ohne zur muthwilligen Rache zu greifen, und zwar aus Gehorsam gegen Gott. Ich weiss wohl, dass eine gewisse Gesellschaft ihre eigenen Ansichten hat über Ehre und Schmach, aber das weiss ich auch, dass das Gerede von Ehre, wie man es zu Gunsten des Duells vernehmen kann, nichts Anderes ist, als „ein traditionell und im Zusammenhang mit einem albernen Kastengeiste festgehaltenes, aber über alle Massen bornirtes, eines verständigen Mannes schlechthin unwürdiges Vorurtheil" (Palmer); ich weiss, dass ein Christ berufen ist, gegen solche Vorurtheile und Thorheiten zu kämpfen und ich würde es meinerseits mit Freuden begrüssen, wenn der Staat das Duell gleich wie den beabsichtigten oder ausgeübten Todtschlag beurtheilen und bestrafen möchte. Wie dem auch sei, ein Christ huldigt solchen Thorheiten nicht.

Einem christlichen Soldaten, der einst zwischen seinem Glauben und seiner Stellung wählen sollte, hielt der Bischof Theoteknus in der einen Hand die Bibel, in der andern das Schwert vor und sprach: „Wähle zwischen diesen." Der Soldat, Marinus, griff nach der Bibel und der Bischof entliess ihn mit den Worten: „So bestehe denn, hänge Gott an und sei in seiner Kraft stark zu erlangen, was du erwählt hast. Scheide in Frieden."

Das Gleiche rufe ich Denen zu, welche als Christen vor Gott wandeln wollen und sich die Bibel zur Richtschnur ihres Lebens gewählt haben.

Doch Böses nicht mit Bösem zu vergelten, ist der Versöhnlichkeit einzige Forderung nicht. Den Thaten müssen auch unsere Worte entsprechen. Vergeltet nicht, fährt der Apostel fort, Scheltwort mit Scheltwort. Christen, welche sich fürchten, Böses mit Bösem zu vergelten, scheuen sich auch ihren Unwillen, Hass und Zorn in Worten auszudrücken. Zwar fliegen die Scheltworte leicht über unsere Lippen — sprudelnd fliesst der Redestrom dahin, Wellen auf Wellen vor sich stossend. Aber die Worte, sie bleiben auch sitzen und wo sie sich niederlassen, da drücken sie oft so schwer wie Blei, oder durchbohren das Herz wie Dolchstiche und strecken den Armen zu Boden wie Hammer- und Keulenschläge. Und fliegen sie auch einmal fort, so fliegen sie doch wieder zurück: Niemand kann es hindern, dass sie vom Kopf in's Herz, vom Herzen in den Kopf fliegen und jede Ruhe, jeden Frieden darin verscheuchen. Scheltet nicht!

Und wenn man euch schilt, so vergeltet nicht Gleiches mit Gleichem. Rührt solche gemeine Waffen nicht an: ihr beschmutzt euch. So lange Scheltworte, Verleumdungen, falsche Anklagen, faule Geschwätze Diejenigen nicht irre machen, an deren Achtung euch, als Christen, gelegen sein muss: lasst immerhin schwätzen. Böse Müssiggänger, eitle Köpfe sollen auch ihr Vergnügen haben.

Ist aber eure Thätigkeit bedroht, eure Wirksamkeit gefährdet, dann entlarvt ohne Scheu den Verleumder und sagt ihm gerade heraus: du bist ein Lügner! Das heisst nicht Scheltwort mit Scheltwort vergelten, das heisst der Wahrheit dienen und dazu sind wir berufen.

In allen Fällen aber bewahren wir uns ein liebevolles, versönliches, freundliches Herz und befleissigen uns, jenem Herzog August von Braunschweig-Wolfenbüttel ähnlich zu werden, von welchem sein Leibarzt rühmte: „er habe nichts vergessen, als Beleidigungen".

Wer sich in diesem Vergessen übt, der wird auch endlich die dritte, die höchste Stufe der Versöhnlichkeit erreichen und seine Feinde „segnen". Ja, segnen, freundliche, bessernde Worte aussprechen, Scheltworte mit Worten der Liebe, des Friedens erwidern, das sei der Christen Pflicht und Freude. „Gutes mit Bösem vergelten," sagt Augustinus, „ist teuflisch; Gutes mit Gutem, Böses mit Bösem vergelten ist menschlich; Böses mit Gutem vergelten ist göttlich." Bis zu dieser Höhe hatte sich einst jener Thomas Morus aufgeschwungen, der unschuldig zum Tode verurtheilt, an die Wand seines Kerkers geschrieben: „Entweder kommen meine Quäler und Feinde in die ewige Qual, wie könnte ich ihnen da noch das geringste Leid anwünschen? Oder sie gehen mit mir in den Himmel, da will ich gleich jetzt den Anfang machen, sie zu lieben."

So lasst auch uns segnen und wohlthun, auf dass wir Kinder bleiben unseres Vaters im Himmel!

Wie schwer, denkt ihr! Ja, es ist schwer. Aber wisset ihr auch, wozu ihr berufen seid? Ihr sollt den Segen beerben! Habt ihr diesen Segen etwa verdient? O nein, eure himmlische Berufung ist ein Gnadengeschenk der Barmherzigkeit und Freundlichkeit eures Gottes. Das Böse, das ihr gethan, hat der allgütige Gott mit himmlischen Gütern in Christo erwidert. Die Lästerworte, die ihr gesprochen, hat er mit Segensworten und Segensthaten vergolten. So gnädig hat sich euch Gott in Christo erwiesen!

Daran denket, und in der Kraft eures Gottes und eures Heilands, werdet ihr können, was ihr sollt!

XXIII. Die Quelle der christlichen Versöhnlichkeit.

I. Petr. 3/10—14.

Der Apostel beeilt sich, wie immer, seine Ermahnungen zu begründen und den Einwürfen der Lauheit oder Mattherzigkeit zuvorzukommen. Was er von uns verlangen wird, leistet er selbst: er ist allezeit bereit zur Verantwortung. Kaum hat er seine Leser ermahnt, allesammt gleichgesinnt, mitleidig, brüderlich, barmherzig, freundlich zu sein, Böses nicht mit Bösem, Scheltwort nicht mit Scheltwort zu vergelten, so verweist er sie schon in ernster, eindringlicher Weise auf die Gründe, welche den Christen, den berufenen Erben des himmlischen Segens, diese Liebe, diese Versöhnlichkeit zur Pflicht machen. In den verlesenen Texteswortem führt er uns vier solcher Gründe an, nämlich 1. die wahre Selbstliebe, 2. das aufrichtigste Gottvertrauen, 3. die keusche, nüchterne Selbsterkenntniss, und endlich 4. die freudige dankbare Gewissheit der ewigen Seligkeit.

Alle diese Gründe wollen wir nun, der Reihenfolge nach, miteinander betrachten.

Zuerst die wahre Selbstliebe! Es muss befremden, dass der Apostel sich in erster Linie darauf beruft. Allein er kennt seine Leser. Er weiss welch eine grosse Gewalt solch ein Argument für sie — und gestehen wir es offen ein — für jeden unter uns hat. Unter tausend Gründen, die uns bewegen, bestimmen, überzeugen können, werden uns gewiss diejenigen am zwingendsten erscheinen, die sich auf unser Wohl oder

Weh beziehen. Der Mittelpunkt der ganzen Welt bleibt immerhin für die meisten Menschen, mehr oder weniger, bewusst oder unbewusst, das eigene Ich. Wer den Nächsten hier fasst, der hält ihn fest. Wer ihn darauf verweiset, findet ein williges Ohr. Das ist der Grund, warum der Apostel es nicht verschmäht, sich zu seinen Lesern herabzulassen, an diese Instanz zu appelliren, um sie dann desto rascher und sicherer zu sich hinaufzuziehen, auf die höchsten Gipfel des christlichen Lebens zu erheben.

Die Selbstliebe, an welche der Apostel appellirt, ist übrigens den Christen nicht nur erlaubt, sondern geboten. Es ist die Selbstliebe, welche das eigene Ich nach Gottes Ebenbild zu gestalten und das höchste Ziel der Seligkeit zu erstreben sucht. Es ist die Selbstliebe, welche das Leben pflegt, das allein Leben zu heissen verdient, das Leben mit Gott, durch Gott, zu Gott. Mit peinlicher Aengstlichkeit wacht sie darüber, dass es vor jeder Erkältung oder Ansteckung geschützt bleibe. Mit zarter Sorgfalt hält sie fern, was dasselbe erschlaffen oder beeinträchtigen könnte. Die Luft wird rein gehalten, dass keine schädlichen Miasmen eingeathmet, dem inneren Organismus keine Krankheitskeime zugeführt werden. Die Nahrung wird wohl zubereitet, dass sie stärke und erquicke. Selbst die Kleidung wird entsprechend hergestellt, dass es an der äusseren Erscheinung schon erkannt werden könne: hier ist ein Mann, welcher besorgt ist um die Gesundheit der Seele.

Die Selbstliebe hat ihre Quelle und ihre Mündung im Himmel. Darum geht sie in ihrer Fürsorge noch weiter. Sie begnügt sich nicht damit, das Leben zu erhalten, sie bestrebt sich, dasselbe noch zu verbessern, zu vervollkommnen. Sie trachtet nach „guten Tagen", d. h. nach solchen Tagen, welche als Freuden- und Friedenstage im Reiche des Lebens verzeichnet werden können, nach solchen Tagen, wo wir die Nähe Gottes, das sanfte Säuseln des heiligen Geistes inniger empfinden, nach solchen Tagen, wo wir erfreut über die Siege, die wir errungen haben,

laut ausrufen möchten: „Lobe den Herrn, meine Seele und vergiss nicht, was er dir Gutes gethan hat."

Der irdische Mensch nennt „gut" die Tage, die ihm Gold und Silber, Ehre und Auszeichnung zuführen; gut sind für den Christen nur die Tage, welche ihm den Reichthum der göttlichen Gnade immer völliger aufschliessen und ihn dem Herzen Gottes immer näher bringen.

Wer so leben und solche gute Tage haben will, der — mahnt der Apostel — schweige seine Zunge, dass sie nicht Böses rede. Wie viel Schaden die Zunge in der Welt zu stiften vermag, das weiss Jedermann; aber den Schaden, den sie in dem Leben eines Einzelnen anrichtet, der bleibt meistens unbeachtet. Ich spreche nicht von dem Unheil, welches die bösen Worte, die Verleumdungen den Nebenmenschen zufügen, ich denke nur an den Schaden, den man sich selbst durch eigene Worte zuzieht. O wenn es möglich wäre, diese vielen, vielen unglücklichen Stunden, welche die bösen Worte uns bereiten, aus unserem Leben herauszureissen, wie glücklich würden wir uns fühlen! Welch eine schwere Last würde uns vom Herzen fallen!

Sieh jenen einsamen Wanderer, der mit gekreuzten Armen, mit gebeugtem Kopfe, bald schnell, bald langsam daherschreitet, wie von einem bösen Geiste verfolgt und geplagt! Was ist ihm denn? Er erinnert sich an die vielen bösen Worte, die er gesprochen; er sieht, wie seine Opfer alle klagend auf ihn hindeuten, er hört wie sie mit lauter Stimme vor Gottes Gericht Zeugniss wider ihn ablegen. Tritt zu jenem Nachtlager heran. Unruhig wälzt sich hier ein kräftiger, gesunder Mann umher: es ist, als wäre er an einem heftigen Fieber erkrankt. Was rüttelt, was schüttelt ihn denn? Es ist die Erinnerung an die tausend und tausend Scheltworte, die er einst droben vor Gott wird zu verantworten haben. Hier begegnet uns ein Nachbar mit bleichem Angesichte, mit verstörter Miene. Rasch schreitet er auf uns zu und theilt uns mit bebender Stimme die

Nachricht von dem Tode eines Bekannten mit. Wie kommt's, fragen wir, dass Sie sich diesen Fall so sehr zu Herzen nehmen? Ach, antwortet er tief aufathmend, ich habe zu viel Böses über ihn gesagt. Dort liegt ein Sterbender: der letzte Augenblick rückt immer näher heran. Alles ist in Ordnung. Das Herz ist gefasst. Nur Eines scheint ihn zu beunruhigen. Ungeduldig, ängstlich blickt er zur Thüre hin und man hört ihn klagen und fragen: wird er denn nicht bald erscheinen? Wer denn? Ein Bruder, den er, seiner bösen Reden wegen, um Verzeihung bitten möchte. Die Erinnerung an diese Sünde verbittert ihm noch die ohnehin so bittere Todesstunde.

So kann die Zunge den Frieden beeinträchtigen, die Gemeinschaft mit Gott stören, jede Ruhe verscheuchen und das Leben verbittern.

O hüte deine Zunge wohl,
Bald ist ein böses Wort gesagt!

Wollt ihr aber eures Lebens wirklich froh sein und immer bessere Tage haben, dann wachet auch über eure Lippen, dass sie nicht trügen! Es ist nicht genug, dass unsere Zunge nichts böses rede, es darf sich auch kein erbittertes Herz hinter freundlichen Lippen verbergen. Die Heuchler und Schmeichler, die schlauen und heimtückischen Menschen, deren Worte süss sind wie Honigseim, deren Herz aber bitter ist wie Galle, die charakterlosen Lügner und Betrüger sind unserm Gott ein noch viel ärgerer Greuel und schaden sich selbst noch viel mehr, als die von ihrer wilden Leidenschaft hingerissenen Sünder. Denn hier ist absichtliche, wohl überlegte Verstellung, hier ist selbstbewusste Lüge, diabolische Gesinnung. Die Betrüger beherrschen sich ganz, sie haben die inneren Bewegungen in ihrer Gewalt, und dennoch lügen sie, weil ihr Vortheil es erheischt, dass sie schmeicheln und streicheln. Sie wissen, dass sie Gottes Gebote übertreten, und dennoch sündigen sie, der besseren Erkenntniss zu Trotz. Ein solcher Mensch kann niemals

glücklich werden, niemals gute Tage erleben. Er häuft Betrug auf Betrug, Heuchelei auf Heuchelei und mit jedem Tag wächst seine innere Angst, seine Gottentfremdung. Es bangt ihm vor der Zukunft. Welch eine Schande, welch eine Schmach, wenn er erkannt, entlarvt würde! Es bangt ihm vor seinem Herzen. Ohne Scham, ohne Gewissensbisse kann er nicht in sein Inneres schauen. Wenn er auch hie und da sein Gewissen betäubt und einschläfert, so wacht es doch immer wieder auf: der Ankläger, der ihn auf Schritt und Tritt verfolgt, lässt ihm keine Ruhe, er spart ihm keine Vorwürfe. Es bangt ihm vor seinem Gott. Ein Herz, das die Nächsten betrügt, kann nicht mit Freudigkeit an Gott denken. Die Erinnerung an den, der Herzen und Nieren prüft, macht ihn erbeben und zittern. Die Ruhe ist für immer aus seinem Herzen gewichen.

Wollt ihr gute Tage haben, so gebietet eurer Zunge, dass sie nicht Böses rede und euren Lippen, dass sie nicht trügen.

Und seid ihr einmal so weit gekommen, dass ihr die Vortheile, die aus dem Schweigen für euren inneren Menschen entstehen können, erkannt habt, so macht noch den weiteren Schritt, gebietet nicht blos der Zunge, den Lippen, sondern auch dem Herzen. Wer leben und gute Tage sehen will, „wende sich ab vom Bösen und thue Gutes, er suche Frieden und jage ihm nach." Auch die Geburtsstätte der Worte muss gereinigt, geheiligt werden. Das Herz muss sich vom Bösen abwenden, ihm wie einem Feinde, einem Räuber ausweichen, seiner Einwirkung wie einer Ansteckungsgefahr sich entziehen; er muss Gutes thun, vergeben, vergessen, feurige Kohlen auf das Haupt der Widersacher sammeln, für sie beten, sie segnen; er muss den Frieden suchen, nicht abwarten, bis er angeboten, angetragen wird — da ginge allzuviel Zeit verloren — sondern mit Ausdauer, Beharrlichkeit, unverdrossenem Muthe ihn selbst suchen, wie jenes Weib den verlorenen Groschen gesucht, auch dann noch, wenn die Welt alle Künste er-

sinnen, alle Mittel anwenden möchte, um denselben zu vertreiben, zu verscheuchen. Wo dies geschieht, wo der Friede davonläuft, da rafft der Christ alle seine Kräfte zusammen und jaget ihm nach. Ob er ihn einfangen wird, das hängt nicht von ihm allein ab, aber dafür ist er auch nicht verantwortlich. Er ist und bleibt dennoch ein Kind Gottes, so lange er ihm nachjagt, denn selig, selig preist Christus die Friedfertigen.

Aber die Selbstliebe reicht nicht aus, diesen friedfertigen Sinn zu beleben und lebendig zu erhalten, die braucht eine Gehilfin und sie findet dieselbe in dem aufrichtigen Gottvertrauen. Sie jagt dem Frieden nach, weil sie weiss und glaubt: „Die Augen des Herrn sehen auf die Gerechten und seine Ohren auf ihr Gebet; das Angesicht aber des Herrn siehet auf die, so Böses thun." Was treibt denn die meisten Menschen zur Selbstliebe? Was legt ihnen Scheltworte in den Mund? Was presst ihrem Herzen bittere Drohungen aus? Was drückt ihnen das Schwert in die Hand? Nichts Anderes als der Mangel an aufrichtigem Gottvertrauen. Sie glauben nicht an einen Gott, der Himmel und Erde, sammt Allem was darinnen ist, durch seinen ewigen Rath, durch seine Vorsehung regiert. Sie glauben nicht, dass er alles Uebel „so er uns zuschicket, uns zu gut wendet, weil er es thun kann als ein allmächtiger Gott und thun will als ein getreuer Vater". Mit dem Katechismus haben sie leider auch den Glauben weggelegt. Darum sinnen sie auf Selbsthilfe, auf Rache.

Wir aber, die Christen, urtheilen und denken anders. Für uns ist der Himmel kein leerer Raum, die Vorsehung kein eitles Wort, die Zuversicht zu Gott kein Traum, kein Trug oder Phantasiebild. Wir glauben an einen Gott, der im Regimente sitzt und führet Alles wohl. Wir glauben, „dass er dem Kampfe zwischen Recht und Unrecht, zwischen Lüge und Wahrheit nicht als müssiger Zeuge zuschauen kann." Wir glauben, dass Gott gerade dort entschieden Partei ergreifen muss, wo es sich um die ewigen Güter, um sein Reich

handelt. Wir glauben, dass des Herrn Auge auf die Gerechten sieht — darum übergeben wir ihm unsere Sache; dass sein Ohr auf ihr Schreien hört — darum klagen wir ihm unsere Noth; dass sein Angesicht siehet auf die da Böses thun — darum sind wir geduldig in aller Widerwärtigkeit und auf's Zukünftige guter Zuversicht zu unserm getreuen Gott und Vater, denn alle Creaturen sind in seiner Hand, also dass sie sich ohne seinen Willen nicht regen noch bewegen können.

Wohl fällt es dem natürlichen Menschen schwer, die Führung seiner Sache Gott allein zu überlassen und geduldig auf seine Hilfe zu warten, aber der Christ überwindet die natürliche Zaghaftigkeit, denn wo Gott ist, sagt Tertullian, daselbst befindet sich auch seine Pflegetochter, die Geduld. Wenn also Gottes Geist herabsteigt, so geleitet ihn die unzertrennliche Geduld.

Zwar können den Christen noch manche Zweifel anfechten. Wie oft wundert er sich, dass es den Gottlosen so wohl gehet, dass sie — mit dem Psalmisten zu sprechen —, so fest stehen wie ein Palast. Aber, wenn finstere Gedanken über ihn kommen, tröstet er sich mit dem Spruche des frommen Gellert:

> Dort werd' ich einst im Licht erkennen,
> Was ich auf Erden dunkel sah,
> Das wunderbar und heilig nennen,
> Was unerforschlich hier geschah.

Und wenn auch diese Zuversicht schwindet, dann versucht er, was der Pilger thut, wenn er eine Landschaft überblicken will. Er steigt auf eine Höhe. Zwar wird er auch von diesem Punkte aus nicht jedes Einzelne erkennen, aber er sieht doch, wie Alles zusammen ein Ganzes bildet, zu einander gehört, ineinander sich fügt, gegenseitig sich ergänzt, schützt und stützt. Solche Höhen gibt es auch im Reiche der Gnade. Die Weltgeschichte führt uns hinan. Die Einzelheiten, namentlich diejenigen, welche gerade vor

unseren Füssen liegen, werden uns allerdings auch von jener Höhe herab dunkel, verhüllt, wie im Nebel, erscheinen, aber der Gesammtüberblick, den wir gewinnen, zeigt uns doch, wie Alles, auch das scheinbar Unbedeutendste, zum organischen Ganzen sich bildet und das ist es, was unser Vertrauen, unsere Zuversicht wieder belebt und stärkt. „In der Geschichte der Welt", schrieb einst Guizot an seine Frau, „ist mir die göttliche Intervention so recht in die Augen gesprungen; dort habe ich klar und deutlich den Gedanken, den Willen Gottes erkannt. Hingegen blieb mir in der Geschichte der einzelnen Menschen manchmal gar Vieles dunkel und unverständlich. Aber die Gewissheit, welche ich dort gefunden, gab mir auch hier wieder einen festen Halt und Stützpunkt. So bewundere ich und bete an, wo das helle Licht mich umstrahlt, wo aber Finsterniss mich umgibt, beuge ich meine Kniee, hoffe zu Gott und bleibe demüthig."

Das Gleiche erwartet von uns der Apostel Petrus. Darum führt er uns wieder von diesen Höhen, wo es uns so leicht schwindelig wird, hinab in die Tiefe, hinein in unser Herz.

Wer Gottes Gerechtigkeit anzweifeln möchte, der frage sich doch zuerst, ob er besondere Verdienste nachzuweisen habe, ob er auf Belohnungen, auf Auszeichnungen zu warten berechtigt sei. Die keusche, nüchterne Selbsterkenntniss wird ihn bald eines Andern belehren. Statt zu hadern, wird er beschämt auf seine Kniee fallen und zu Gott bitten: Herr, Herr, sei mir Sünder gnädig. Darum lehrt auch der Apostel: Wer ist, der euch schaden könnte, so ihr dem Guten nachkommet? Damit gibt der Apostel seinen Lesern zu verstehen, dass die Anfechtungen, darunter sie leiden, nicht immer ganz unverschuldet sind. Wie viele Leiden, die nur die Folgen waren ihrer Unbarmherzigkeit, ihrer Unfreundlichkeit! Statt Gottes Güte anzuzweifeln, oder Böses zu reden über Andere, oder Böses mit Bösem zu vergelten, thäten sie besser daran, sich selbst anzu-

klagen und mit dem Propheten zu bekennen: „Wir, wir haben gesündigt und sind ungehorsam gewesen." Wer sich selbst anklagt, der wundert sich nicht mehr über die Klagen der Welt. Wer sich selbst verurtheilt, den befremdet, erbittert nicht mehr das Urtheil der Welt. Wer in aller Unparteilichkeit der Stimme des Gewissens Gehör schenkt, der merkt zuletzt nicht mehr auf das Gerede der Welt. Wer endlich seine eigenen Sünden erkennt, bekennt und bereut, der hütet sich, die alten Sünden durch neue zu vermehren. Die keusche, nüchterne Selbsterkenntniss schützt vor Lieblosigkeit und Trostlosigkeit.

Es ist zwar versucht worden, den Worten des Apostels einen andern Sinn zu unterschieben. Logik und Grammatik mussten sogar der gekränkten Eitelkeit Handlangerdienste hiezu leisten — allein, wahr bleibt doch, wenn sich auch der natürliche Stolz noch so sehr dagegen sträubet, wahr bleibt, was Chrysosthomus einer seiner Schriften als Titel vorangesetzt: „Niemand wird beschädigt ohne von sich selbst."

O dass wir stets daran dächten, wir würden weniger murren, weniger zweifeln, weniger zürnen!

Wohlan denn, lasst uns mit frischerem Muthe dem Guten nachkommen! Es wird uns zwar immer voraus sein und wir werden es hier auf Erden niemals vollkommen erreichen, wer aber ununterbrochen darnach strebet, mit nüchternen Augen die Distanz ermisst, die ihn von seinem Vorbilde trennt, der wird Unbill und Unwillen der Welt ruhig ertragen, jede Klage gegen Gott unterdrücken, jedes Rachegefühl ersticken. Was ihm Mund, Herz und Hand zähmt und zügelt, ist die Erkenntniss, dass er noch härtere Strafen, noch grössere Leiden verdient hätte!

Wenn uns aber das Gewissen gar nicht anklagt, wenn wir uns, menschlich gesprochen, gar keiner Schuld bewusst sind, wenn wir um des Guten, um der Gerechtigkeit willen zu leiden haben, dann üben wir uns erst recht in der Geduld und Sanftmuth: die freudige dankbare Gewissheit der ewigen Seligkeit erhebt uns über alle Trübsalen

und vertreibt alle Rachegedanken. „Ob ihr auch leidet um der Gerechtigkeit willen“ — damit schliesst der Apostel diesen Abschnitt — „so seid ihr doch selig.” Ein solches Leiden ist kein Unglück und bringt uns keinen Schaden. „Hat dich Gott” — sagt Augustin — „von deinem eigenen bösen Menschen erlöst, so kann dir kein böser Mensch schaden.” Vielmehr nützt er uns, denn es ist eine Gnade bei Gott um Wohlthat willen zu leiden. (1. Petri 2/20.)

Das Leiden fördert das Glaubensleben. Der innere Mensch erstarkt. Der Blick der Hoffnung wird heller. Sein Bund mit Christus wird vollkommen. Wir brechen die Brücke, welche hinter uns zur Welt zurückführt, vollends ab und eilen rascheren Schrittes dem himmlischen Jerusalem zu. Der Schritt wird sogar leichter, der Gang elastischer. Wie so? Lastet das Kreuz nicht mehr auf unsern Schultern? Nein. Wir tragen das Kreuz nicht. Das Kreuz trägt uns. Wir sind selig. Selig wie jener Reformator Schottlands, John Knox, welcher das herrliche Zeugniss abgelegt: „Wenn mein Unglück am grössten und meine Qualen am grausamsten waren, so wollte es die Weisheit Gottes doch, dass meine Hand immer das Gegentheil von dem schreiben musste, was dem Fleisch in den Sinn kam, nämlich: Gesegnet sei dein heiliger Name, und seine Gnade hat sich mir dann immer als treu erwiesen. Deshalb wage ich nun auch, mich stützend auf die Wahrheit des Wortes Gottes zu versprechen, dass ungeachtet aller noch so heftigen Trübsale, ob dieselben noch so lange dauern mögen, Gott dennoch von der Verzweiflung, der Furcht, den Gefahren, den Schmerzen, der Angst unseres eigenen Herzens, wenn wir ihn nur unablässig anrufen, uns wider alles Erwarten erlösen wird.” — Selig wie jener Paul Gerhard, der um seines treuen Bekenntnisses willen von seinem Fürsten aus Amt und Brod gesetzt, unterwegs in dem Garten einer Herberge, sein tiefgebeugtes Weib aufzurichten, das christliche Lied dichtet: „Befiehl du deine

Wege". Selig wie jener Jacob Moser, welcher unschuldig im Gefängnisse schmachtend, von Verwandten, Freunden, Seelsorgern, Büchern getrennt, dennoch solche Fortschritte macht auf seiner „Universität Hohentwiel", dass er glaubensmuthig singen konnte:

Ich bin vergnügt,
So lang' mein Glaube siegt,
Liegt gleich der Leib gefangen,
So ist der Geist doch frei,
Und bleibt an Gottes Treu'
Und Jesu Gnade hangen.

Selig wie jener Joseph Scheitberger, welcher in seinem Exulantenliede singt:

Herr, wie du willt, so gib mi drein,
Bei dir will ich verbleiba,
Will mi gern dem Wille dein,
G'duldig unterschreiba.

Selig wie du selbst es bist, wenn du dort weilst, wo Christus ist mit seinem Geist und Gaben.

Wahrlich, wer eine solche Höhe erreichen kann, ist von Gott nicht verlassen, darf nicht klagen über Mangel an guten Tagen; er ist ein Schosskind des himmlischen Vaters.

Wollt ihr zu dieser Höhe emporsteigen, so leset, lernet, übet die Worte, welche wir miteinander betrachtet haben, und von Gott geführt, werdet ihr den rechten Weg finden, von Gott gestärkt, das erwünschte Ziel erreichen!

XXIV. Der Christ inmitten der Anfechtungen.

I. Petr. 3/15—17.

Der Christ steht inmitten einer feindselig gesinnten Welt. Sein Glaube, seine Liebe, seine Hoffnung erregen Anstoss und reizen das Weltkind zum Widerspruch, zum Hohn und Spott, zur Anfeindung, zur Verfolgung. Da gilt es denn, den Mahnungen des Apostels gemäss und seiner himmlischen Berufung eingedenk, trotz Allem und gegen Alle, barmherzig und freundlich zu bleiben, Böses mit Gutem, Scheltworte mit Segensworten zu vergelten. Wer hätte noch niemals Gelegenheit gehabt, solche Geduld, solche Versöhnlichkeit im Glauben zu üben?....

Aber damit ist unsere Christenpflicht noch nicht erschöpft. Einmal, zweimal mit Sanftmuth ertragen den Unmuth, die Unbill der Welt mag sogar süss und leicht erscheinen, wie aber, wenn die Plackereien und Verfolgungen fortdauern, wenn die Ungerechtigkeiten sich häufen, wenn das Trotzen und Wüthen der Feinde immer ärger, immer kecker und frecher wird? Was dann? Wird uns die gleiche Freundlichkeit, die gleiche Versöhnlichkeit immer noch zur Pflicht gemacht? Gewiss. Gerade inmitten der grössten Leidensanfechtungen muss sich der Christ in seiner Wahrheit und Lauterkeit bewähren und er bewährt sich nur dadurch, dass er — wie es der Apostel in unseren Textesworten lehrt — 1. vor dem Trotzen der Welt sich nicht fürchtet, 2. den Herrn in seinem Herzen heiligt und 3. seine Hoffnung unumwunden bekennt, begründet, rechtfertigt.

Der Christ fürchtet sich nicht vor dem Trotzen der Welt. Das vermag der natürliche Mensch nicht. Ihm ist der Welt Gunst das Höchste, der Welt Zorn das Unerträglichste. Wie bemüht er sich doch, die erstere, selbst auf Kosten von Ehre und Gewissen, zu erhaschen! Wie peinlich wacht er darüber, dass ihn letzterer nicht treffe! Bietet dem Weltmenschen Alles an, was ihn innerlich erfreuen, erquicken könnte: er wird es geringer schätzen als die Gunst der Erde. Fordert von ihm, was ihr wollt, auch das, worüber er innerlich erröthen sollte, er wird es gewähren, kann er damit die Gewogenheit seiner Umgebung erkaufen. Und weil ihm die Gunst der Welt das höchste aller Güter ist, darum fürchtet er nichts so sehr, als deren Geringschätzung, Abneigung oder Feindschaft. Wie schwer lastet auf ihm dieser Zorn! Wie tief fühlt er sich dadurch gekränkt, gedrückt, gepeinigt! Lacht ihm die Weltsonne nicht mehr, so umgibt ihn die dunkelste Nacht; und in dieser tiefen Finsterniss, wo er immer noch fortfährt, nach den früheren Schattenbildern zu haschen, grinzen ihn die Menschen an wie Gespenster: er leidet Höllenqualen auf Erden.

O wehe einem Menschen, der bei seinem ganzen Thun und Lassen keine andere Richtschnur, keine andere Losung kennt als die: werde ich die Menschen gewinnen oder werde ich die Menschen verlieren? .... Wehe ihm! Er hat für sein inneres Leben nichts gewonnen, vor Gott aber Alles verloren!

Der Christ kennt solche Gefahr nicht. Er sucht nicht der Menschen Gunst, darum fürchtet er nicht ihr Trotzen und Wüthen. Sein Auge hebt er gen Himmel empor. Sein Herz ruht in Gott. Seine Seele freut sich des himmlischen Friedens. Sein Geist erquickt sich an der ewigen Wahrheit. Dort in der Bibel, in dem Buche der Offenbarung, hat er das himmlische Manna entdeckt; dort bei Christus, am Fusse seines Kreuzes, hat er das Eine, was noth ist, gefunden; dort in der Gemeinschaft mit dem erhöhten Heilande geniesst er die reinsten, köstlichsten aller Freuden, und was

ihm auch widerfahre, er nimmt Alles aus der Hand seines Gottes entgegen und dankt ihm in Christo Jesu. So pilgert er durch die Erde der ewigen Heimat entgegen. Was schadet es ihm, wenn die Welt ihn flieht? Er ist ihr zuvorgekommen. Was schadet es ihm, wenn sie ihm ihre Gunst entzieht? Er hat zuerst darauf verzichtet. Was schadet es ihm, wenn sie droht und tobt? Sie kann ihm nichts entreissen. Seine Schätze sind wohl verwahrt, seine Güter sind sicher geborgen. Wer kann ihm den himmlischen Vater rauben? Wer ihn aus der Gottes Kindschaft verjagen? Wer ihn aus der Gemeinschaft Christi ausstossen? Wer ihm die Hilfe, den Trost, den Zuspruch des heiligen Geistes verwehren? Niemand. Er fürchtet sich nicht. Und wenn ihm zur Rettung dieser Güter Opfer auferlegt werden, wovor sein natürlicher Sinn erbebt, so leistet er diese Opfer im Aufblick zu Gott: sein Wille geschehe. Und wenn sein Gott es zulässt, dass er zwischen irdischem Glück und ewiger Seligkeit wählen muss, dann selbst wird ihm die Wahl nicht zur Qual; wohlgemuth spricht er wieder: „ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen".

So haben es die Jünger Christi von jeher gethan. Denkt an die Apostel. Denkt an die Märtyrer der ersten christlichen Kirche. Denkt an eure eigenen Vorfahren hier in Oesterreich. Wie viel haben sie nicht zu leiden gehabt und dennoch wankten und wichen sie nicht. Wollt ihr nach einem einzigen Beispiele ihre Glaubenskraft beurtheilen, so kommt mit mir nach Linz. Dort steht ein Schiff bereit, Greise, Männer, Weiber und Kinder in die Donauländer zu führen — ihres Glaubens wegen. Wie schwer wird es den Armen, ihre geliebten Berge zu verlassen! Wehmüthig blicken sie noch zum letztenmale hinüber: die Augen fliessen über von Thränen. Dort liegt ihr Hab und Gut, dort ihr Haus und Hof, dort ihr ganzes Leben. Ach, es kostete nur ein Wort und sie würden das Alles wieder erhalten! Dieses Wort aber wäre Verrath. Verräther werden sie nicht. Höher als alle Schätze der Welt steht ihnen der christliche, evangelische Glaube. Sie

bringen das Opfer, sie brächten noch grössere. Aber was könnten sie noch opfern? Diese Frage haben sich auch jene Schergen gestellt, und wisst ihr, was sie in ihrem Trotzen und Wüthen darauf zu antworten gefunden haben: ihre Kinder. Sollten diese lutherischen Ketzer ihre Kinder mitnehmen, an ihren Kindern sich freuen, in ihren Kindern einen Ersatz finden für die verlorenen Güter? Nein. Kurz vor der Abfahrt drangen Soldaten auf das Schiff, rissen die Kinder von der Seite ihrer Eltern, aus den Armen ihrer Mütter und riefen: Entweder euren Glauben oder eure Kinder! Furchtbare Wahl! Starr vor Entsetzen, wie vom Blitze getroffen, standen die Exulanten da! Die Angst treibt sie zur Verzweiflung, beraubt sie jeder Kraft, jeder Energie! Eine unheimliche Stille herrscht auf dem Schiffe, nur dumpf tönt es durch die Reihen: entweder unseren Glauben oder unsere Kinder .... Das Opfer ist zu gross! .... Die Feinde fangen an zu triumphiren: ihr Trotzen und Wüthen wird endlich mit Erfolg gekrönt werden .... Doch nein! Gott gönnt ihnen diese Freude nicht. Plötzlich erhob sich aus der Mitte der Exulanten ein Gesang, ein wunderbarer Gesang, in den bald Alle, wie von einer höheren Gewalt ergriffen, mit lauter, fester Stimme einfielen, und als die letzten Worte aus dem tiefsten, vom Geiste Gottes bewegten Grunde ihres Herzens hervorströmten:

Nehmen sie uns den Leib,
Gut, Ehr, Kind und Weib
Lass fahren dahin,
Sie haben kein Gewinn,
Das Reich muss uns doch bleiben —

da küssten, da herzten sie ihre Kinder noch einmal, reichten sie mit abgewandten Gesichtern den Soldaten hin und fort ging es hinunter in die Donauländer, kinderlos, aber glaubensstark und gottergeben.

Den Feind hatten sie überwunden; Trotzen und Wüthen hatten sie zu Schanden gemacht.

So waren eure Vorfahren — unverzagt und ohne Grauen — und wir, wie kleinmüthig, wie feige, wie muthlos, wie matt und schwach sind wir zumeist, wir, die wir nicht einmal erschrecken sollten! Es ist wahr, ganz ohne Gefahr ist auch unsere Zeit nicht. Es werden allerdings keine Scheiterhaufen mehr errichtet, keine Ketzergerichte mehr abgehalten, aber Verfolgungen gibt es immer noch. Der Hass gegen das Christenthum, gegen den Glauben ist nicht ausgestorben. Der wird bleiben, so lange die Welt besteht. Nur Eines wechselt je nach Zeiten und Verhältnissen: die Verfolgungsmethode. Der Lügengeist macht auch Fortschritte. Er bleibt auf der Höhe der Zeit. Seine Angriffe werden zeitgemäss. Und gerade hierin liegt die grösste Gefahr. Wie schlau, wie teuflisch geht doch der Lügengeist zu Werk! Wie erfinderisch, wie geistreich ist seine Taktik! Wie verführerisch, wie bezaubernd sein Verfahren! Gegen das Christenthum selbst, gegen die Offenbarung, gegen die Religion eifert er nicht. Gott bewahre! Diese Güter weiss er ja zu schätzen! Aber was ist Religion, was ist Offenbarung, was ist Christenthum? So wird mit erheucheltem Ernste gefragt und dem Zweifel der Weg gebahnt. Dann wagt er einen Schritt weiter. Hier wird eine Lehre verdreht, dort ein Leben befleckt. Der feste Grund muss erschüttert, das alte Zutrauen gelockert werden. Ist dies gelungen, dann führt er die Paradepferde in's Treffen: Freiheit, Fortschritt, Wissenschaft, Cultur. Mit entzücktem Auge bewundert sie der umgarnte Mensch. Sie sind dein, schwing dich hinauf, spricht der Lügengeist, und stolz schwingt sich der Verblendete hinauf, lässt sich, unter dem Triumphgeschrei der grossen Masse, hinaustragen in die Wüste, wo er zügellos umherschweift und elend zugrundegeht, wenn er nicht zur rechten Zeit noch erkennt: „die wahre Freiheit ist dort, wo Gott die Zügel hält. Die wahre Wissenschaft ist dort, wo Gott die Zügel zu halten lehrt".

Oder er ruft den leichten Scherz, die feine Ironie zur Hilfe. Es werden einige Christen, in geistreicher Weise,

einer scharfen, satyrischen Kritik unterzogen. Ihre Fehler weiss er so drastisch, so humoristisch zu schildern, dass man sich des Mitlachens nicht erwehren kann. Und ist die Aufmerksamkeit einmal rege geworden, dann frägt er nach der Quelle dieser Schwächen. Ist sie im Christenthum zu finden? O nein. Der Lügengeist entdeckt sie im Muckerthume, im Pietismus, in der Kopfhängerei. Dagegen wird nun muthig geeifert, davor ernstlich gewarnt. Man glaubt einen aufrichtigen Vertheidiger der guten Sache vor sich zu haben. Es ist nur ein schlauer Fuchs, der sanft, leise auf Um- und Seitenwegen einherschreitet, um seine Beute desto sicherer mit einemmale zu erhaschen.

Oder er lässt die Christen ihre Wege allein ziehen. Er wendet die Freunde von ihnen ab. Er hetzt die Nachbarn gegen sie auf. Er streut Spott und Hohn auf ihren Weg. Es wird leer um sie. Ach! wenn man es immer bedenken möchte, wie köstlich die Einsamkeit ist, wo man allein ist mit seinem Gott, solche Versuchungen würden leicht überstanden werden, aber das Fleisch ist so schwach, es wird hier nachgegeben, dort zugestimmt, und ehe man sich's versieht, ist man halb, ist man ganz zur alten Welt zurückgekehrt.

Oder es wird in den öffentlichen Blättern, mit grossem Aufwand von Pathos, an der Hand der Wissenschaft, der Culturgeschichte nachgewiesen, das heisst apodiktisch behauptet, dass die Tage des Christenthums gezählt seien. Und wie natürlich, fehlen die Argumente nicht. Mit Wohlgefallen zählt man all' die Bubenstücke auf, welche verübt werden, und nennt sie Heldenthaten, Geistessiege. Der Eine — so berichten die Journale — weissagt in Paris: „wer für die Freiheit ist, muss die schändlichen Religionen bekämpfen". Der Andere gründet eine „demokratische Union", um, mit vereinten Kräften, die Fundamente des Christenthums zu unterminiren. Hier tagt — etwas Ernst muss immer dabei sein — ein internationaler Congress, um den gemeinsamen Feldzug gegen den alten Glauben zu be-

rathen, zu entwerfen. Dort erheben sich gravitätisch drei Bischöfe und scheuen sich nicht — wohl um die Feinde des Christenthums und deren Angriffe zu rechtfertigen? — scheuen sich nicht, dem „behaglichen Materialismus" der evangelischen Kirche das „Ideal" des Katholicismus entgegen zu halten und gegen die Bildung zweier evangelischer Gemeinden in Tirol „feierliche Verwahrung" einzulegen.

So wüthet der Feind heute. Ihr seht: der Hass ist nicht ausgestorben, nur die Methode hat sich geändert. Der Lügengeist bleibt auf der Höhe der Zeit. Wir warnen davor. Seien wir auf der Hut! Wachen und beten, aber erschrecken wir nicht! Unruhe, Verwirrung darf unser Herz nicht beschleichen. Das Evangelium hat seine Wurzeln tief genug in der Menschheit Herz eingeschlagen, um solchen Stürmen Widerstand zu leisten. Des Menschen Herz braucht allzusehr einen festen Halt, eine sichere Stütze, um den Stecken und Stab zu verwerfen, den Gott uns in Christo geschenkt hat. Und wer einmal den göttlichen Frieden genossen, die Süssigkeit des Evangeliums geschmeckt, die Herrlichkeit der Gotteskindschaft erkannt, und, in dieser Freiheit der begnadigten Gotteskinder, Himmelsluft eingeathmet hat, der weiss, was er hat, und hält fest, was er besitzt. Oder sollten wir an der Existenz des Lichtes zweifeln, weil es der Blinde nicht sieht? Sollten wir aufhören, die Prachtwerke der Tonkunst zu bewundern, weil sie der Taube nicht hört? Fürwahr eine thörichte Zumuthung! Mögen sie immerhin zweifeln an des Lichtes Klarheit, an der Töne Schönheit, wir glauben an das, was wir sehen und hören, mit unserem Herzen gesehen, gehört, erfahren, erkannt haben.

Als das Toleranzpatent in Gosau zur Verlesung gekommen war, forderte der Gerichtsverwalter die Anwesenden auf, ihre Namen aufzuzeichnen, falls solche lutherische Ketzer vorhanden wären. Aber Niemand wagte es, den Anfang zu machen: sie fürchteten nämlich eine heim-

tückische Hinterlist, wie es deren früher so manche gegeben hatte. Da trat nun plötzlich ein altes Mütterchen — eine Bibel-Colporteurin — aus der zaudernden Menge hervor und sprach mit fester Stimme: „Ich habe schon so viel um das Wort Gottes gelitten, ich will's auch diesmal wagen; unterschreibt mich, ich bin evangelisch." So wollen auch wir den Angriffen und Verfolgungen der Welt begegnen. Fest und treu bleiben wir dennoch bei unserem Glauben: wir fürchten uns nicht, wir erschrecken nicht.

Doch vor Einem müssen wir uns fürchten, davor nämlich, dass wir einst vor unserem Gott nicht bestehen könnten. Diese Furcht allein ist berechtigt. Darum warnt uns auch der Apostel: „viel mehr heiliget Gott in eurem Herzen." Die Furcht, etwas zu thun, was die Heiligkeit Gottes beleidigen könnte, die darf vom Christenherzen niemals weichen, am allerwenigsten in den Leidensanfechtungen. Treibt uns die Welt aus ihrer Mitte, so fliehen wir an Gottes Herz. Verbietet sie uns, sichtbare Tempel zu bauen, so errichten wir unsichtbare Heiligthümer in unserem Innern. Verschmäht sie unseren Glauben, so heiligen wir ihn durch unser Leben. Verdächtigt sie unseren Wandel, so hüllen wir uns umso mehr ein in das Gewand der Gerechtigkeit Christi. Je mehr sie uns verfolgt, desto eifriger folgen wir Jesu nach. Was sie uns nimmt, gibt uns Christus doppelt zurück. Das ist der Segen der Anfechtungen: sie treiben uns zur Heiligung. Nun erst werden wir gewahr, wie viele Mängel, Gebrechen, Fehler und Sünden uns noch anhaften. Nun erst verstehen wir das Wort unseres Apostels: „Wer ist, der euch schaden könnte, so ihr dem Guten nachkommt?" Nun erst gehen uns die Augen recht auf und wir fahren umso eifriger fort, den Acker unseres Herzens zu pflügen, umzugraben, die Disteln und Dornen auszurotten, dass der gute Same wachsen und gedeihen könne. Die Anfechtungen erbittern uns nicht: sie erleuchten uns; sie stumpfen nicht ab, sie spornen an. Mit frischem Muth jagen wir nach der

Heiligung und siehe! die äussere Welt, ihre Feindseligkeit wird vergessen.

Die Klage verstummt, die Angst vergeht, die Furcht verschwindet. Wir sind selig in dem Genusse der vergebenden Gnade, in dem Gefühle der unverdienten Gotteskindschaft und dankbaren Herzens frohlocken wir angesichts aller Leiden und Feinde: „Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiss nicht, was er dir Gutes gethan hat." Die Christen rühmen sich auch der Trübsale, dieweil sie wissen, dass Trübsal Geduld bringt, Geduld aber bringt Erfahrung, Erfahrung aber bringt Hoffnung und Hoffnung lässt nicht zu Schanden werden.

Solche Früchte haben einst die Leidensanfechtungen bei euren Vorfahren gezeitigt. Ich selbst — schrieb hierüber der erste Pfarrer von Schladming in der Toleranzzeit — ich selbst kannte zu Anfang meiner Amtsführung noch einige solcher ehrwürdigen Personen höheren Alters, die jene verhängnissvollen Zeiten noch mitgelebt, jene Kämpfe noch mitgekämpft hatten. Welch rührende, ungemachte Demuth, welche Biederkeit, Rechtschaffenheit, Gottseligkeit in Sinn und Wandel! Wie waren sie so exemplarische Familienglieder, Hausgenossen, getreue und liebe Nachbarn, gute, hingebende Unterthanen, mit einem Worte, wie waren sie so echte Christen! Die Eltern waren Lehrer, Katecheten, Priester ihrer Kinder und ihrer Familien fort und fort. Und kam der Sonntag, da wurde die Stube zum Tempel, der Tisch zum Altar, die Familie zur Gemeinde, der Vater zum Seelsorger. Der Herr war mitten unter ihnen und hauchte sie an mit seinem Geiste, der sie in aller Wahrheit leitete; er war in den Schwachen mächtig, die sich an seiner Gnade genügen liessen.

Gleicht ihr diesen euren Vorfahren? Welche Früchte tragen denn bei euch die Anfechtungen? Werdet ihr dadurch im Glauben gestärkt oder geschwächt? Werden die Fundamente eurer Zuversicht befestigt oder gelockert? Treiben euch die Trübsale in Gott hinein oder aus Gott

heraus? Reizen sie euch zur Empörung oder zur Demuth, zur Selbstgerechtigkeit oder zur Heiligung? Heiliget ihr Gott den Herrn in eurem Herzen?

Ist dies der Fall, dann erweiset es durch die Bereitwilligkeit, die Hoffnung, die in euch ist, unumwunden zu bekennen, zu begründen, zu rechtfertigen. Für den Apostel ist diese Bereitwilligkeit eine Frucht der Heiligung, darum mahnt er ferner: Seid bereit zur Verantwortung.

Seid bereit! Merkt es wohl. Der Apostel sagt nicht: seid fähig. Nicht auf die Fähigkeit, nur auf die Bereitwilligkeit kommt es an. Nicht der ist vor Gott der Höchste, welcher seine Hoffnung mit den treffendsten Gründen zu rechtfertigen und mit der beredtesten Sprache zu vertheidigen weiss; der ist gross vor Gott, dessen Herz immer bereit, willig, fertig ist, seine Hoffnung zu bekennen, zu verantworten. Seine Hoffnung — nicht seinen Glauben; es lässt sich so leicht über den Glauben reden, ohne denselben zu kennen, zu besitzen —; nicht seine Liebe, wie oft wird leider Liebe mit Schwärmerei und Sentimentalität verwechselt! —; nicht seinen Lebenswandel, ohne Stolz, ohne Selbstsucht, ohne Selbstgerechtigkeit geht es dabei so selten ab — wohl aber seine Hoffnung. Die Hoffnung, das ist so recht der Mittelpunkt des christlichen Wesens und Lebens. Wer in der Hoffnung lebt und webt, der steht im Glauben fest. Wo die Hoffnung fehlt, ist der Glaube ausgestorben. Was für das Leben der Athem, das ist für den Glauben die Hoffnung. Und diese Hoffnung muss selbst erlebt, selbst erfahren werden. Des Glaubens Satzungen lassen sich auswendig lernen, der Liebe Art lässt sich nachäffen, die Hoffnung aber wohnt und weilt nur dort, wo sie tiefe, feste Wurzeln fassen kann. Wer also von der Hoffnung zu zeugen vermag, der zeugt von wirklich erlebtem, der redet aus der Fülle seines Herzens, der bekennt, was er persönlich und wirklich erkannt.

Kennt ihr diese Hoffnung? Seid ihr bereit zur Verantwortung derselben? Zur Verantwortung . . . .

Der Apostel verlangt keine wissenschaftlichen Theorien, keine gelehrten Erörterungen, keine dialektische Vertheidigung, keine Disputation, nur eine Antwort. Und diese Antwort kann Jeder geben, der in der Hoffnung lebt. Man spricht so gern, so leicht von dem, was unser Herz erfüllt.

Wohlan! Seid ihr dazu bereit? Aber wann? Allezeit. Die Hoffnung muss unser Herz allezeit erfüllen, darum sollen und können wir auch allezeit bereit sein zur Verantwortung. Ob im Studirzimmer oder in der Werkstätte, ob in der Küche oder auf dem Felde, ob beim Vergnügen oder bei der Arbeit, allezeit gilt es bereit zu sein. Wer durch die Aufforderung, seine Hoffnung zu verantworten, verstimmt, erbittert, überrascht wird, wer sich lange sammeln und besinnen muss, der hat sich aus dem Mittelpunkt des Glaubens in die Peripherie, vielleicht ausserhalb des Kreises selbst verirrt. Wer sich in Gedanken, Worten und Thaten gefällt, die ihm die Freudigkeit der Verantwortung rauben, der heiligt Gott nicht in seinem Herzen, der huldigt der Sünde, dem Bösen. Daher, wenn ihr wissen wollt, ob das was ihr denket, sprecht und treibet, Gott wohlgefällig ist, könnt ihr euch darnach prüfen, ob ihr gerade jetzt, in diesem Augenblicke, bereit wäret zur Verantwortung eurer Hoffnung.

Und vor wem soll sich der Christ verantworten? Vor Jedermann, der Grund fordert, er sei Freund oder Feind, Bruder oder Gatte, Hoch oder Nieder, Arm oder Reich, Gelehrt oder Ungelehrt. Vor Niemandem dürfen wir uns scheuen. Oder kennst du Jemanden, vor dem du dich dieser Hoffnung wegen schämst, Jemanden, mit dem du gerne von Allem, nur nicht von diesem Einen was noth thut sprechen möchtest, dann prüfe dich ernstlich, ob du nicht zu diesem Jemand in einem Verhältniss stehst, welches der Heiligung entbehrt.

Der wahre Christ verantwortet sich vor Jedermann, und zwar mit Sanftmuth, ohne leidenschaftliche Erregt-

heit, ohne blinden Eifer, frei von jedem trotzigen, verbitterten Wesen. Wie sehr auch der Ton des Fragers ihn kränken oder beleidigen könnte, die Art seiner Antwort wird dem Inhalte desselben entsprechen, gilt es doch einen Verirrten zurechtzuweisen, einen Zweifler zu belehren, einen Kranken zu heilen. Was hülfe da eine gereizte, heftige, lieblose Verantwortung? Sie würde den Verdacht erwecken, dass wir selbst nicht haben, wovon wir zeugen. Wer in der Wahrheit steht und die Hoffnung kennt, dessen Herz ist ruhig, ist sicher, darum verantwortet er sich mit Sanftmuth und zugleich mit

Furcht, d. h. ohne falsche Sicherheit, ohne Aufgeblasenheit, im Gefühle der wichtigen Sache die er treibt, mit Hinblick auf Gott, vor dessen Gericht er einst wird Rechenschaft abzulegen haben. Er vermeidet die Phrasen, die Uebertreibungen, die hohlen Redensarten, die gewagten Behauptungen; er hütet sich vor Träumen, Phantasien und Schwärmereien; er verantwortet sich in aller Nüchternheit, mit Furcht. Nur von dem zeugt er, was Gottes Wort uns zur Heiligung klar geoffenbaret, was Gottes Geist ihm wirklich bezeuget hat.

Doch wäre sie noch so meisterhaft, diese Verantwortung bliebe ein wirkungsloses Geschwätz, wenn Eins fehlte: das Zeugniss des Lebens. Darum, fährt der Apostel fort: „und habt ein gutes Gewissen". „Das gute Gewissen ist der Schirm, unter welchem christliche Bekenner die Wahrheit tragen" (Besser). Die beste Apologie des Christenthums bleibt immerhin das christliche Leben. Was hülfe auch all' unser Reden vom Glauben und Hoffen, wenn unser Leben den Glauben beschmutzen, die Hoffnung verleugnen würde? Ein solcher Widerspruch wäre die allerschwerste Schädigung des Evangeliums. Ein unchristliches Leben, ein unchristliches Reden beklagt und bedauert man; ein unchristliches Leben aber, das sich in christlichen Worten einhüllt, das muss man geradezu verachten. Und wisst ihr, welches die Folgen sind solch' einer niederträchtigen Heuchelei? Die Weltkinder

übertragen ihre Verachtung von den Personen auf die Sache selbst und daher die Abneigung so mancher gegen das Evangelium, gegen die Religion. O prüfet euch vor Gott, ob ihr nicht unter einem solchen Widerspruche leidet! Fraget euch, ob ihr nicht, durch euren Wandel, der Kirche, der Gemeinde, dem Evangelium schon manchen Schaden zugefügt habt. Fragt euch, ob es nicht Menschen gibt, die mit Recht von euch sagen könnten: jetzt sitzen sie im Gotteshause und spielen die Frommen, aber die ganze Woche hindurch verleugnen sie Gott und schaden ihrem Nächsten! Habt ihr ein gutes Gewissen? Wird euer Bekenntniss bekräftigt durch euer Streben und Sehnen, Suchen und Forschen, Kämpfen und Ringen, Jagen und Rennen nach dem Einen was noth thut? O kämpfet, kämpfet den guten Kampf des Glaubens, dann erst — und das soll ja der Zweck eures Lebens im Glauben sein — dann erst werden die so von euch afterreden als von Uebelthätern, zu Schanden werden, dass sie euren guten Wandel in Christo, d. h. euren in seiner Gemeinschaft, nach Massgabe eures Christenstandes, geführten Wandel geschmäht haben, dann erst werdet ihr vor Gott bestehen und die Krone des ewigen Lebens ererben.

Wohlan denn! Fürchtet euch nicht vor der Welt Trotzen; heiligt den Herrn in eurem Herzen, seid allezeit bereit zur Verantwortung eurer Hoffnung, bewahret euch in Christo ein gutes Gewissen, und so euch Leiden und Trübsale — nach Gottes Willen — heimsuchen, lasset euch nicht irre machen, zweifelt nicht an des Herrn Güte, bedenkt vielmehr, dass es nur eine Wahl gibt: entweder um der Uebelthat oder um der Wohlthat willen, entweder mit gutem oder mit bösem Gewissen, entweder unter dem Zorne oder unter der Gnade Gottes zu leiden.

Das bedenkt und nun wählet. Was wird das Beste sein?

O Gott hilf uns, dass wir uns als deine Diener beweisen in grosser Geduld, in Trübsalen, in Nöthen, in

Aengsten, in Schlägen, in Gefängnissen . . . . als die Traurigen, aber allezeit fröhlich, als die Armen, aber die doch Viele reich machen, als die Nichts inne haben und doch Alles haben!

Herr mein Hirt, Brunn aller Freuden,
Du bist mein,
Ich bin dein,
Niemand kann uns scheiden!

XXV. Die Christen, Christi Nachfolger.

I. Petr. 3/18—4/7.

Unter allen schwierigen Stellen des Neuen Testamentes gibt es kaum eine zweite, welche mehr misshandelt worden wäre, als die soeben verlesene. Man erstaunt ordentlich über die Mühe, die man sich gegeben, über den Scharfsinn, den man entwickelt hat, um diesen Abschnitt noch mehr zu verdunkeln, noch unklarer zu machen. Erst in der neueren Zeit ist man etwas unbefangener geworden und es fängt bereits an zu dämmern. Doch das helle, klare Licht leuchtet uns noch nicht, wird uns vielleicht hier unten niemals leuchten; aber wir danken Gott auch für das Morgenroth, welches die Finsterniss zu erhellen beginnt und freuen uns im Voraus auf den herrlichen Sonnenaufgang, den wir droben einst, entzückt, werden bewundern können. Nur mit dieser Hoffnung im Herzen wagen wir es zur Betrachtung unserer Texteswerte zu schreiten. Wäre die Bibel für uns nur eine Reihenfolge von Texten, hätten wir diesen Abschnitt wahrscheinlich zu umgehen gesucht, aber bei unserem Bestreben, euch das Wort in seinem ganzen Zusammenhang zu erklären, euch in das Verständniss desselben einzuführen, wäre ein Umgehen dieser Stelle mehr als ein Armuthszeugniss: es wäre eine Sünde gegen die göttliche Offenbarung.

So lasst uns denn, unter Gottes Beistand, mit aller Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit nach dem Sinne, nach dem Inhalte unserer Texteswerte forschen.

Dies zu ermöglichen, müssen wir vor Allem nach dem Ideengange, nach dem Zusammenhange der Gedanken fragen. In der Luft schweben diese Worte nicht; zufällig stehen sie auch nicht da und der Zusammenhang selbst darf lose oder lax nicht gedacht werden. Eine innere organische Verwandtschaft setzen wir unbedingt voraus. Ist die gefunden, so haben wir eine grosse Schwierigkeit überwunden, ein grosses Hinderniss beseitigt. Und dieser Zusammenhang muss sich in einer Schrift, die Gottes Geist eingegeben hat, nachweisen lassen. Wir wagen den Versuch.

Erinnert euch denn an die früheren Ermahnungen des Apostels. Ihr sollt — schrieb er jenen Fremdlingen — barmherzig und freundlich sein, Böses nicht mit Bösem, Scheltwort nicht mit Scheltwort vergelten, sondern segnen, euch selig fühlen trotz, ja, wegen eurer Leiden, nicht erschrecken, vielmehr Gott heiligen in eurem Herzen, in aller Sanftmuth euch vor Jedermann verantworten und ein gutes Gewissen bewahren, auf dass die Afterreder zu Schanden werden, denn — das war sein Schlusswort — es ist besser um Wohlthat, als um Uebelthat wegen zu leiden.

Was mögen wohl die Leser gedacht haben, als sie zum erstenmale diese ungewöhnlichen fremdartigen Rathschläge vernahmen? Mit welchen Gefühlen mögen sie diese Mahnungen entgegengenommen haben — sie, die von allen Seiten geschmähten, verfolgten, verhassten armen Christen? Versetzen wir uns in ihre Lage, denken wir uns in ihre Lebensverhältnisse hinein und die Antwort wird leicht zu finden sein. Wie — hätten wir erwidert — es sollte besser sein um der Wohlthat als um der Uebelthat wegen zu leiden? Bis jetzt waren wir anderer Meinung. Doch, wenn dem auch so wäre, wer darf uns zumuthen, dass wir um dieser ungerechten, verstockten, hartnäckigen Menschen willen leiden sollen? Wer will uns dazu verhalten? Wer kann uns dazu verpflichten? Nein, nein, das geht nicht an, dazu geben wir uns nicht her.

So etwa hätten wir — nicht wahr? — hatten jene gedacht und gefragt. Der Apostel aber kommt hier wie an anderen Stellen — z. B. 2/21 — allen diesen Einwendungen zuvor und entkräftet dieselben bevor sie in's Fleisch und Blut eindringen. Seine Antwort lässt an Bestimmtheit nichts zu wünschen übrig. Ja — erwidert er entschiedenen Tones — ja, es ist wirklich besser um der Wohlthat willen zu leiden und sogar diese Lästerer sind es werth, dass man etwas um ihretwillen ertrage und ihr, ihr seid verpflichtet, auch ihnen gegenüber, eueren Glauben in Sanftmuth zu bethätigen. Wollt ihr wissen warum? Lasst euch durch Christus selbst belehren. Der Heiland, und zwar der leidende, verklärte, erhöhte Gottes- und Menschensohn wird euch, so ihr seine Jünger seid, aufklären und erleuchten. Vom leidenden Hohenpriester werdet ihr erfahren, wie viel besser es ist um Wohlthat als um Uebelthat wegen zu leiden. Der verklärte Menschensohn wird euch zeigen, was ihr eurer ungläubigen Umgebung schuldig seid und der erhöhte Gottessohn wird euch die Gründe angeben, welche euch zu diesem Verhalten verpflichten.

Unser Abschnitt gibt uns somit den Grund an, warum sich jene Fremdlinge so, wie es der Apostel früher geschildert hatte, zu verhalten haben und hiernach will und muss derselbe gewürdigt, erklärt werden.

Vom leidenden Hohenpriester erfahren wir, warum es besser ist, um der Wohlthat als um der Uebelthat wegen zu leiden. In der That. Denn der Herr selbst hat „einmal" gelitten. Und es war ein langes „einmal". Es hat begonnen mit seiner prophetischen Thätigkeit, es ging zu Ende mit seinem hohepriesterlichen Tode. Dieses „einmal" umfasst, umrahmt sein ganzes Leben, sein ganzes Wirken. Und er hat „gelitten", wie sonst Keiner hienieden jemals zu leiden gehabt hat. Nicht das oder jenes Leiden hat er erduldet, sondern die Summe aller Leiden; nicht dieses oder jenes Kreuz hat er getragen, sondern das eine Kreuz von Golgatha.

Und warum hat er gelitten? Etwa aus selbstsüchtigen Motiven, aus krankhafter Leidenslust, um sich in der Leidensfähigkeit zu erproben, um mit seiner Geduld zu prunken, um die Märtyrerkrone zu verdienen? Nein. Er hat gelitten „für unsere Sünden", zu unserem Besten, zur Tilgung, zur Aussöhnung unserer Schuld. Er hat gelitten als „der Gerechte" für „die Ungerechten". Er, vor welchem in Ehrfucht sich beugten die zwei hehren, erhabenen Gestalten, die am Anfange und am Ende der alttestamentlichen Religion standen, Moses als Prophet, Johannes als Vorläufer; er, durch welchen Gott seine Majestät in so entscheidender, siegender Gewissheit kundgab, dass der Ruf eines der Zeugen seines Todes, gleichsam als der Ruf der echten, unverfälschten Menschennatur ertönte: Wahrlich, der ist Gottes Sohn; er, in welchem alle Züge sich vereinigen, welche der denkende Geist wählt, wenn er sich anschickt Gottes Bild zu zeichnen; er der Gerechte hat für die Ungerechten gelitten, für euch, für mich, für uns alle, welche Gottes Gebote übertreten, aus Gottes Gemeinschaft sich übermüthig losgerissen und ihm, dem Vater, frech und übermüthig den Krieg erklärt hatten. Für diese Rebellen hat er gelitten! Und wozu? Um sie wieder „in die Gemeinschaft Gottes zu bringen". Nicht blos um sie Gott zu opfern: mit einem gezwungenen oder äusserlichen Verkehr kann sich der Herr nicht begnügen. Auch nicht blos um sie zu versöhnen. Er hat allerdings die Sünde getilgt, welche den Eingang zu Gott versperrte, aber er hat noch Grösseres bezweckt: er hat gelitten um uns in die Gemeinschaft Gottes zu bringen, uns in seine Nähe zu führen, an sein Herz zu legen und die, aus eigener Schuld verlorenen, Kinderrechte wieder zu schenken. Deshalb hat er, der Gerechte, für die Ungerechten gelitten. Und er hat nicht blos für sie gelitten, er ist sogar für sie „gestorben". Sein Mittlerwerk ist ein solches gewesen, dass er für die Ungerechten getödtet werden musste: er hat sich tödten lassen. Der Fürst des Lebens hat die Macht des Todes, als der Sünde Sold, an

sich selbst erfahren. So schwere Leiden hat er sich um unsertwillen aufbürden lassen. Ach! es erfasst Einen ein furchtbares Schaudern, gedenkt man der Leiden alle, die Christus erduldet hat. Aber es ist ein Schaudern, das mit Jauchzen und Frohlocken endigt, es ist eine Traurigkeit, die Freude erzeugt, denn „er, der getödtet war nach dem Fleische, ist wieder lebendig gemacht nach dem Geiste", und in diesem Geiste herrscht und regiert er nun zum Heile der Welt, unbeschränkt und unbegrenzt. Ohne Leiden aber, ohne freiwilliges Erdulden des Todes, hätte er diese Herrlichkeit niemals erlangt. Der Tod, der sein Werk vernichten sollte, ist ihm die Pforte eines neuen Lebens geworden, in welchem er Recht und Macht gewonnen hat, sein Heilswerk priesterlich und königlich allen Menschen nahe zu bringen.

So zeigt uns Christi Vorbild, wie viel besser es ist, um der Wohlthat willen zu leiden. Und ihr, die Jünger Christi, müsst dasselbe kraft eigener Erfahrung bestätigen. Hat er doch für euch, um eurer Sünden willen, gelitten. Was wäre Christus für euch gewesen, wenn er um seiner Sünden willen hätte leiden müssen? Nichts. Was ist er für euch geworden, da er um der Wohlthat willen gelitten hat? Alles, euer Leben, euer Heil, eure Seligkeit. Durch seine Wunden seid ihr nun geheilt. Durch seinen Tod, durch seine Auferstehung seid ihr, die ihr weiland kein Volk waret, Gottes Volk geworden, die ihr weiland nicht in Gnade waret, in Gnaden angenommen worden. Das beherziget wohl, und alle eure Bedenken, alle eure Zweifel sind beseitigt.

Hat aber er, der Gerechte, für euch Ungerechte gelitten, wohlan! so traget auch ihr mit Geduld, was ihr, Sünder, von Ungerechten zu leiden habt. Denkt doch, dass ihr nur deshalb leidet, weil ihr erlöst, zum ewigen Leben auserwählt seid, weil Christi Leiden ihre Absichten an euch erreicht haben und statt zu klagen, freuet euch in dem Herrn. Oder möchtet ihr lieber nicht leiden und ewig ver-

loren gehen? Möchtet ihr lieber von der Welt geehrt und von Christus verschmäht werden? Möchtet ihr lieber der Welt Ehre als Christi Schmach tragen? . . . Aber das Kreuz ist so schwer! Die Leiden schmerzen so sehr. Allerdings. Doch schaut einmal auf Christi Kreuz; denkt an Christi Leiden! Diese haben sich durch sein ganzes Leben hindurchgezogen und ihr leidet doch nur eine „kurze Zeit" ! Das bedenkt und ihr werdet in der Geduld erstarken. Wohl werden eure Leiden niemals eine sühnende Kraft erlangen, ihr könnt Niemanden erretten; aber das werdet ihr doch nicht in Abrede stellen, dass nämlich eure Geduld die Feinde zur Besinnung, eure Sanftmuth zur Erkenntniss, eure Glaubenskraft zur Sehnsucht nach dem gleichen Heile führen und bringen kann. Denn nichts, das wisst ihr, wirkt mehr auf Menschen als das kräftige Beispiel, das wirkliche Leben. „Worte belehren, Beispiele reissen mit sich fort."

So leidet denn im Aufblick zu Christus, aus Erbarmen für eure Verfolger. Und solltet ihr auch unter diesen Leiden zusammenbrechen — verzaget nicht. Der Same, den ihr ausgestreut, wird seine Frucht tragen. Das Beispiel, das ihr gegeben, wird seine Wirkung ausüben. Die Kraft, die ihr bewiesen, wird eure Feinde überwinden. Die Wahrheit, die ihr bekannt, wird die Zweifler bekehren. Der Geist, der in euch gelebt, durch euch gezeugt, wird auch über euer Grab hinaus wirken und siegen. Auch hier gilt es: Durch Tod zum Leben!

Aber sind es denn diese verstockten Sünder auch werth, dass man um ihretwillen etwas dulde und trage? Ist nicht jede Mühe umsonst, jeder Versuch fruchtlos? Der Apostel beantwortet diese Frage mit einem Hinweis auf den verklärten Menschensohn. Er erinnert sie an die erste Heilsbezeugung des persönlich vollendeten Heilsmittlers, nach seinem vollbrachten Siege über Sünde, Tod und Teufel, an eine Heilsbezeugung, durch welche Christus seine herablassende Gnade an Geistern im Gefängnisse be-

thätigte und das Licht des Lebens, als Hoffnungsstrahl für den Tag des Endgerichtes, in die Todesnacht der bereits Gerichteten hineinleuchten liess.

„In eben dem Geiste," nach welchem er lebendig gemacht ist (also in seinem pneumatischen Zustande), hat er, der nicht an dem Orte der Geister war, sich den Hingang zu den Geistern im Gefängnisse nicht verdriessen lassen. Er hat sogar die Geister derer heimgesucht, welche durch das Gericht der Fluth hinweggerafft worden waren und in Haft, in Gewahrsam sich befanden, die Geister jener hartnäckigen Ungläubigen, die wie Verbrecher festgenommen waren und über welche, am Ende des Gerichtes, das letzte Urtheil gesprochen und die zuerkannte Strafe verhängt werden sollte. Zu diesen Geistern ist er in Gnaden hingegangen und hat ihnen „gepredigt", hat sie zur Busse, zum Glauben aufgefordert, hat ihnen — denn das Predigen ist eine Erlösung anbietende Thätigkeit — die Erlösung selbst angeboten. Und dazu liess er sich herab, „nachdem, trotzdem sie ungehorsam gewesen waren", nicht geglaubt, sich nicht bekehrt, sondern bis zum Tage, wo Noah in die Arche ging, nach Christi Wort, gegessen, getrunken, gefreit und sich hatten freien lassen. Dieser verstockten Sünder hat er sich erbarmt. Und doch hatte es ihnen an Warnungen, an Ermahnungen nicht gefehlt. Gott selbst hatte ihnen zur Busse eine Frist von 120 Jahren gegeben. Noch mehr. Er liess sie auch durch Noah warnen und ermahnen. Und Noah hatte mit eindringlichem Ernste zu ihnen gesprochen wie es dem geziemte, den der Geist mit dem Ehrentitel „Prediger der Gerechtigkeit" ausgezeichnet. Noch mehr. Zu dem Worte fügte Noah auch die That, mit seinen Söhnen baute er vor ihren Augen die Arche. Hätte es eine gewaltigere Predigt geben können als jenen Bau? Aber auch diese Predigt ist wirkungslos geblieben. Statt sich zu bessern, warfen sie sich dann erst recht der Sünde in die Arme. Sie verlachten Noah als einen Verrückten, sie verhöhnten

ihn als einen Narren. Man braucht nur an die wunderlichen Bemerkungen unserer Tage zu denken, um die geistreichen, witzigen Redensarten zu errathen, die sie mit einander geführt, woran sie sich gegenseitig ergötzt haben. Es war ein Erguss von Bosheit, der so weit sich erstreckte, als die nachherigen Wasser der Sündfluth selbst. Und sie waren Alle, Einer so verstockt wie der Andere. Mögen auch einige Wenige hie und da den Kopf bedenklich geschüttelt oder schüchterne Versuche gemacht haben, dem Leichtsinne zu wehren, zuletzt aber liessen sie sich doch von der öffentlichen Meinung beherrschen. Nur acht Seelen haben Widerstand geleistet bis zum Ende. Nur acht Seelen wurden in die Arche hinein und durch's Wasser hindurch gerettet. So verstockt waren jene Menschen und der erklärte Gottessohn hat sich ihrer dennoch erbarmt, hat sich auch diesen hartnäckigen Sündern, von welchen die Juden selbst glaubten, dass sie keinen Antheil haben würden am messianischen Reiche, als Erlöser und Heiland bezeugt.

Nun möget ihr selbst entscheiden, wie ihr euch gegen eure heidnische Umgebung benehmen sollt. Glaubt ihr, als Jünger Christi das Recht zu haben, ihnen stolz und selbstgerecht den Rücken zu kehren, jede Möglichkeit einer Bekehrung ihnen abzusprechen und jeden Versuch einer heilsamen Einwirkung von vornherein aufzugeben? Schaut doch auf Christus. Für ihn ist keine Tiefe zu tief, er steigt mit seiner Liebe hinunter; kein Sündenabgrund zu steil, er geht dem verlorenen Schafe nach; kein Todesthal zu dicht, er dringt hinein; kein Bann so alt, er sucht ihn zu lösen; kein Gefängniss so verriegelt, er versucht es zu öffnen. Seid denn seine Jünger! Lasst euch das Wohl, das Seelenheil eurer Nächsten recht angelegen sein. Gebt Niemanden auf. Zieht eure Hand nicht zurück. Lasst euch eures Jüngerberufes nicht verdriessen und verkündigt allen Menschen mit Macht die Tugenden dess, der euch selbst von der Finsterniss zu seinem wunderbaren Lichte

berufen hat. Ihre Sünden machen sie gerade recht hilfsbedürftig und fordern eine umso eifrigere Arbeit, ein umso freundlicheres Benehmen, liebevolleres Bitten, Werben und Rufen. Je mehr Sünde, desto mehr Gnade. Und solltet ihr zuletzt nur Wenige hinein retten in das Haus, welches jetzt hergestellt wird um uns, gleich der Arche Noah's, in eine neue Welt zu tragen, so lasst euch dadurch nicht beirren; so lange Gott selbst Geduld hat, so lange fahren wir fort mit dem Zeugnisse, mit der Predigt der Gerechtigkeit, die vor Gott gilt. Hat sich Christus auch der Geister im Gefängnisse erbarmt, so dürfen auch wir unserer Liebe keine Grenzen stecken. . . .

Sie glauben also — höre ich fragen — sie glauben an eine Predigt Christi unter den Todten? Nein, ich glaube nicht, ich halte nur das fest, was die Schrift lehrt. Aber lässt sich denn auch, angesichts der Seltenheit, mit welcher dieser singuläre Gedanke ausgesprochen wird, von einer Schriftlehre sprechen? Dieser Gedanke gelangt allerdings nur selten zum Ausdruck, auch hat er für uns einen fremdartigen Klang, aber dem Apostel, seinen Lesern scheint er doch ganz geläufig gewesen zu sein; er ist Letzteren so bekannt, dass der Apostel sich erlauben kann, ihn nur beispielsweise zu berühren. Und mag uns gar die Thatsache selbst noch so befremdend erscheinen, ich finde nichts darin, das mich mehr befremdet, als das Erscheinen Jesu Christi auf Erden. Aber es ist diese Predigt im Gefängnisse ein so schwer zu lösendes Problem! Sehr wahr, aber die Menschwerdung des Sohnes Gottes ist doch kein minder schweres Problem. Und gibt es nicht sonst noch schwere Probleme genug, namentlich in der Lehre von den letzten Dingen? Sollte dieser Grundsatz bei Beurtheilung religiöser Fragen massgebend sein, so müssten wir die ganze Bibel zerreissen, das ganze Evangelium von A bis Z verwerfen. Nein, wir haben kein Recht — wie leider Calvin es gethan — diese Thatsache „kindisch" zu finden oder als Fabel zu behandeln. Und wer sich gar so weit verirrt,

dass er dieselbe — mit dem damals gewiss träumenden Th. Beza — eine Träumerei nennt, die keiner Widerlegung bedarf: der spricht sich selbst das Urtheil. Aber es lässt sich so viel Missbrauch treiben mit dieser Lehre? Wirklich? Ist denn die Predigt nicht überall, wo sie auch erschalle, ein Geruch des Lebens zum Leben, oder ein Geruch des Todes zum Tode? Ein Zwang, eine äussere Nöthigung findet nirgends statt. Nur die Wollenden, nur die Wahrheitliebenden können gerettet werden. Auch ist uns hier nicht gesagt, dass sich die Geister alle bekehrt haben: nur Eins wird erwähnt, nämlich dass ihnen gepredigt wurde — und das ist das Wesentlichste, das wir zu wissen brauchen. Wer aber auf die Möglichkeit einer Bekehrung im Jenseits speculirt, um sich umso unbändiger den Lüsten des Fleisches ergeben zu können, der treibt mit Gottes Langmuth Spott, und Gott, das wisst ihr, lässt sich nicht spotten. Wer hier der Gnade Gottes sein Herz wissentlich verschliesst, dessen Herz bleibt ihr verschlossen. Wer hier dem Evangelium vorsätzlich, selbstbewusst, aus Hass gegen die göttliche Wahrheit widerstrebt, der begeht die Sünde wider den heiligen Geist. Missbrauch kann damit nicht getrieben werden. Oder besser, diese Lehre kann nicht mehr als alle anderen missbraucht werden. Auch die Gnade ist missbraucht worden, hat doch der Apostel Paulus schon zu seiner Zeit jedem Missbrauch der Gnade wehren müssen. Sollten wir etwa deshalb die Gnade verwerfen?

O lasst uns an die unbegrenzte, unbeschränkte Macht der Liebe Christi glauben! Lasst uns die Hoffnung hegen, dass der Heiland zur Rettung der Seelen über Mittel verfügt, die wir nicht kennen, nicht ahnen! Lasst uns diese Zuversicht: sie belebt unsere Freudigkeit, sie erhöht unsere Dankbarkeit. Gott ist barmherzig in seiner Gerechtigkeit Gott ist gerecht in seiner Barmherzigkeit — von Ewigkeit zu Ewigkeit! O lasst uns — doch nein, ihr habt uns nichts zu lassen, nichts zu nehmen — wir bleiben bei dem, was die Schrift lehrt und sollten wir uns wirklich

getäuscht haben, dann werden wir, Gott um Verzeihung bittend, uns auf den Apostel Petrus berufen und bedauern, dass derselbe zur Darlegung dieses Gedankens nur vermittels einer Digression gelangt sei, denselben nicht in didaktischer Form vorgelegt und den Zusammenhang mit dem Organismus der evangelischen Lehre nicht zur Anschauung gebracht habe ....

Uebrigens, wie dem auch sei, wir haben ohne Unterlass, ohne Ermüdung dahin zu wirken, dass Allen, auch den ärgsten unter den Sündern — ja, namentlich den gefährlichsten unter den Kranken — trotz der Leiden, die uns daraus erwachsen könnten, das Mittel zur Bekehrung, das Heil verkündet werde. Wir sind dazu verpflichtet durch die Taufe, welche uns rettet und mit dem auferstandenen, erhöhten Heilande verbindet. Die Taufe — bei welcher das Wasser, das einst Noah gerettet hat, auch uns rettet, jetzt aber nicht, wie damals, als Wasser, sondern im Gegenbilde der Taufe — die Taufe, zu welcher jenes Wasser, sofern es rettete, sich nur als ein schwaches Vorbild verhält — sie rettet uns in eine neue Welt hinein, sie versetzt uns zur Rechten des erhöhten Heilandes, sie verbindet uns mit ihm, sie verpflichtet uns, eine Gestalt zu gewinnen in ihm. Allerdings, wenn die Taufe nur „ein blosses Abthun des am Fleische haftenden Schmutzes wäre", könnte von einer solchen Verpflichtung nicht die Rede sein. Eine äussere Ehrlichkeit, eine weltliche Rechtschaffenheit würde dann genügen und von dem ganzen Christenthum bliebe zuletzt nichts Anders und nichts mehr zurück als eine Schule des Anstandes. Aber so verhält es sich nicht. Die Taufe — wir empfehlen diese Stelle dem Studium der katholischen Missionäre — die Taufe ist nicht blos ein Vorgang, der an uns geschieht, sondern auch ein Act, der von uns geschieht. Wer seinen Körper mit Wasser übergiesst, will sich des äusserlichen Schmutzes entledigen, wer sich der Taufe unterzieht, verlangt innerlich rein zu werden. Die Taufe ist daher „eine an Gott gerichtete

Bitte um ein gutes Gewissen". Nur als solche kann sie uns rein waschen von unseren Sünden. Darnach möget ihr euch nun prüfen. Was ist die Taufe für euch gewesen? Blos eine äussere Ceremonie? Dann ist sie auch nichts nütze, dann seid ihr keine Christen. Oder die Bitte um ein gutes Gewissen? Dann seid ihr errettet, aber diese eure Errettung verpflichtet euch, euer Gewissen „gut" zu erhalten. Gut bleibt jedoch das Gewissen nur dann, wenn ihr, als Errettete, rettend wirket, wenn ihr dahin arbeitet, dass die Afterreder zu Schanden werden, dass sie Gott preisen am Tage der Heimsuchung. Unter allen Befürchtungen, die den Christen beunruhigen, sollte keine so gross sein, als die Angst, dass Gottes Name um unsertwillen könnte gelästert werden. Kennt ihr diese Furcht? Habt ihr ein gutes Gewissen? Wandelt ihr, wie es getauften Christen geziemt? O lasst doch euer Licht leuchten vor den Leuten, dass sie eure guten Werke sehen und euren Vater im Himmel preisen. Die Taufe legt uns diese Pflicht unbedingt auf und die Errettung, welche euch in der Taufe geschenkt und „durch die Auferstehung Jesu Christi, welcher ist zur Rechten Gottes in den Himmel gefahren" versiegelt worden ist, sie erhebt diese Pflicht zur Höhe einer unerlässlichen Verpflichtung. Die Bitte um ein gutes Gewissen wird nämlich beantwortet und die Rettung wird besiegelt durch Christi Auferstehung und Himmelfahrt. Wäre Jesus der Todesmacht erlegen, sein Tod wäre kein Versöhnungstod gewesen. Allein durch seine Auferstehung hat er den Tod überwunden; durch seine Himmelfahrt ist er unser Fürsprecher geworden vor dem Angesichte unseres Vaters. Sind wir aber durch den auferstandenen und erhöhten Gottessohn errettet, so sind wir auch Glieder geworden an seinem Leibe, so sind wir im Geiste mit ihm verbunden. Das ist die natürliche Folge seiner Auferstehung und seiner Himmelfahrt. Darum ist auch die Frage des Heidelberger Katechismus: Was frommt dir die Auferstehung, die Himmelfahrt? — so richtig und die Antwort,

die er darauf ertheilt, so biblisch: „Wir werden durch seine Kraft zu einem neuen Leben erweckt, und er, das Haupt, sendet seinen Gliedern seinen Geist zum Gegenpfand herab, damit wir durch dessen Kraft suchen, was droben ist." Erlöste, begnadigte Sünder werden Nachfolger Jesu Christi. Durch ihn errettet, werden wir durch ihn geheiligt. Durch ihn von der Sünde befreit, wirken und leben wir mit ihm als Bürger des Himmelreiches, zu Gottes Ehre und zum Heile der Menschen. Es ist eine Frucht der Heiligung, die wir darbringen, eine Pflicht der Dankbarkeit, die wir willig und freudig erfüllen: keine Last, eine Lust, kein Zwang, ein Drang.

Oder möchtet ihr euch weigern, diese Pflicht zu erfüllen? Nein, die Engel, die im Dienste Gottes stehen, die Gewaltigen, die in der Welt herrschen, die Kräfte, die Macht in ihr üben, sind ihm unterthan, und ihr, seine Erlösten, seine Erkauften, ihr möchtet ihm, dem Spender aller Gnade, den Gehorsam verweigern?

Oder zweifelt ihr an der Möglichkeit, diese Aufgabe zu lösen, diese Pflicht zu erfüllen? Nein, der Menschensohn hat solchen Sieg errungen, dass er nun über Engel, Gewaltige und Kräfte regiert, und ihr, ihr die Glieder an seinem Leibe, ihr, die mit seinem Geist Gesalbten, ihr solltet nicht einmal über euer Herz zu herrschen vermögen?

Oder fürchtet ihr euch vor eurer natürlichen Schwachheit? Ach, sie ist freilich zu fürchten, aber der, dem Engel, Gewaltige und Kräfte unterthan sind, der wird auch Macht genug haben, euch zu stärken, dass ihr euer ganzes Leben, — Gedanken, Worte und Werke — dahin richten könnet, dass Gottes Name um euretwillen geehrt und gepriesen werde.

Empor denn die Herzen! Hat Christus für uns gelitten, hat er sich mit seinem Leben im Fleische um unsertwillen solchem Leiden unterzogen, um es als verklärtes Geistesleben aus dem Tode wieder zu nehmen, es den Seinigen mitzutheilen, an den Seinigen zu bethätigen, so

wappnet euch mit demselbigen Sinne. Erduldet Alles aus Liebe zu euren Nebenmenschen, um sie durch euer Ausharren im Glauben womöglich für Christus zu gewinnen. Lasst euch von dieser Liebesarbeit nicht abschrecken. Einen kleinen Anfang habt ihr bereits gemacht — denn wer einmal wegen des Gegensatzes gegen die Sünde am Fleische gelitten hat, der untersteht doch der Sünde nicht mehr, steht von ihr ab, ist von der Macht, von der Herrschaft derselben frei und ledig, schliesst sie von sich aus, hasst sie vermöge seiner Liebe zu Gott und spricht mit dem Dichter: Und wenn ich schon aus Schwachheit fehle, so herrscht in mir die Sünde nicht. Wohlan denn! Haltet aus in eurer Geduld, betont, schärfet den Gegensatz wider die Sünde immer mehr und lebet hinfort was ihr noch zu leben habt, nicht mehr wie es den Menschen gefällt, sondern wie Gottes heiliger Wille es verlangt. Ihr habt ohnehin lange genug nach dem heidnischen Willen, in Unzucht, Ueppigkeit, Trunksucht, Schwelgen, Zechen und gräulichen Abgöttereien gelebt: nun ist es an der Zeit, einmal ganz nach Gottes Willen zu leben. Eure früheren Genossen wird es allerdings befremden, dass ihr euch nicht mehr mit ihnen in die gleiche Ausgelassenheit der Ueppigkeit hineinstürzt, sie werden euch deshalb sogar lästern, aber kehret euch nicht daran. Wandelt, wirket immerhin, wie es getauften, erlösten Christen geziemt. Predigt ihnen durch euer gottgeweihtes Leben; predigt so lange ihr hier auf Erden wallet, zur Zeit und Unzeit, ohne Rücksicht auf den augenblicklichen Erfolg, ob sie hören oder nicht. Dafür wird sie Gott zu seiner Zeit schon richten. Ihm werden sie Rechenschaft geben müssen von ihrem Verhalten, ob sie nun beim Eintritt des Gerichtes lebend oder todt sein werden. Denn das Evangelium ist auch ihnen in einer bestimmten Absicht, zu einem bestimmten Zweck verkündiget worden, in der Absicht, zu dem Zwecke nämlich, einerseits dass sie an dem nach menschlicher Weise geführten Fleischesleben gerichtet werden, d. h. damit ihnen im Lichte der Botschaft von der

Gnade Gottes in Christo das ganze Fleischesleben in seiner Verwerflichkeit völlig offenbar werde, andererseits, dass sie im Geiste nach Gottes Willen leben, d. h. so leben, wie Gott lebt und will, dass wir leben im Geiste. Haben sie nun diese Absicht vereitelt, ist dieser Zweck in Folge ihrer Hartherzigkeit nicht an ihnen erreicht worden, so werden sie sich darüber, ob todt oder lebend, zu verantworten haben, und diese Verantwortung wird bald von ihnen gefordert werden, sie ist nicht mehr in weiter Ferne, sie steht vor der Thür: es ist nahe gekommen das Ende aller Dinge.

So habt denn Geduld und traget im Aufblick zu Christus, aus Liebe zu euren Nebenmenschen die Leiden, die euch hienieden treffen. Haltet an im Glauben! Haltet aus in der Liebe! Bald, bald wird für sie das Gericht, für euch aber die Zeit der Erlösung kommen, und dann werdet ihr ererben das unvergängliche und unbefleckte und unverwelkliche Erbe, das euch, den Bewährten, im Himmel behalten ist!

Glaubet nur und zweifelt nicht!
Betet, kämpfet sonder Wanken!
Bald dürft ihr voll Freude danken,
Bald umgibt euch Trost und Licht!

XXVI. Der Christen Liebesthätigkeit in Wort und That.

I. Petr. 4/8—10.

Auf die Abmahnung folgt die Ermahnung. Was die Christen zu fliehen haben, wurde letzthin, zum Schlusse, in wenigen Sätzen angedeutet; was sie sein und werden sollen, lehrt uns der Apostel heute. Er schildert uns, in unseren Texteswortenʾ, die Herzensverfassung, darnach wir streben, die Lebensgestalt, die wir in uns heranbilden sollen. Die Grundzüge beider sind: Die Besonnenheit und Nüchternheit, die zum Beten führt und in der Liebesthätigkeit sich vollendet. Wahrlich, ein herrliches Gegenbild zu dem wüsten, unordentlichen Treiben der Weltkinder, der Sündendiener!

Die Besonnenheit! Sie ist unstreitig eine vorwiegend christliche Tugend. Sehet die Weltkinder! Wie leichtsinnig, gedanken- und besinnungslos sie in den Tag hineinleben! Die Einen eilen von einer Gesellschaft zur andern, von einer Lustpartie zur andern und meinen, sie müssten sich allenthalben einfinden, wo etwas zu sehen, zu hören, zu lachen und mitzumachen sei. Für höhere Güter fehlt jeder Sinn, jedes Verständniss. Die Andern stürzen nach Ehren und Auszeichnungen. Ein Titel, ein Orden, ein Belobungsdecret, das bildet den Hauptgegenstand ihrer Wünsche. Ob sie aber den Titel erhalten, den uns Gott in Christo verleiht, die Ehre, welche vor Gott gilt, dafür sorgen sie nicht; dazu haben sie keine Zeit. Hier wird Geld auf Geld, Gut auf Gut gehäuft. Ist die Cassa voll, sind die Gewinnste gross, dann lacht ihnen das Herz, dann jubelt ihre Seele.

Die köstliche Perle aber kennen sie nicht; die himmlischen Güter, welche die Welt überdauern, sammeln sie nicht. Darüber zucken sie die Achseln, damit treiben sie ihren Spott. Dort wird mit unermüdlicher Ausdauer die Wissenschaft gepflegt, Erde, Himmel, Luft und Wasser, Alles was am Himmel, auf Erden und unter der Erde ist, mit einer bewundernswerthen Genauigkeit beobachtet, untersucht, geprüft, analysirt, beschrieben; an den ewigen Wahrheiten geht man gleichgiltig vorüber, die Geheimnisse des menschlichen Lebens bleiben unter einem dichten Schleier begraben. Das ist die Besonnenheit der Welt!

Nicht besser ist es mit der Nüchternheit bestellt! Lacht den Menschen das Glück, geht es ihnen wohl, dann beklatschen sie die Apostel des Materialismus, zollen Beifall den Lehren der frechen Gottesleugner. Der Uebermuth treibt sie zum Frevel, zur Lästerung. Trübt sich der Himmel, ziehen sich die Wolken über ihren Häuptern zusammen, dann klagen sie über Missgeschick, Verkennung oder Verrath. Ihre Haltlosigkeit treibt sie zur Ungerechtigkeit oder Verzweiflung. Suchen sie die Wahrheit, dann bleiben sie stehen bei der Weisheit der Welt und zürnen, wenn sie endlich nach vielen fruchtlosen Versuchen entdecken, dass die menschliche Vernunft den göttlichen Dingen nicht gewachsen ist. Greifen sie zur Bibel, dann kommen sie über die Schwierigkeiten nicht hinaus, die uns auch dort begegnen und unwillig, erbittert, werfen sie endlich das Lebensbuch weg, weil Gott der Willkür, der Laune, der Neugierde, dem Fleische versagt, was er den aufrichtigen Herzen vorbehalten.

Ganz anders verhält es sich mit dem Christen. Sein Geist ist besonnen, seine Seele ist nüchtern. Er bestrebt sich ein gesundes, wahres, richtiges Urtheil zu gewinnen über alle Dinge und jagt der Wahrheit, der ewigen Lebenswahrheit nach. Besonnen fragt er: Was ist der Mensch, sein Beruf, seine Aufgabe? Besonnen lenkt er seinen Blick von der Welt ab und auf sich selbst hin. Wer bin ich, was soll

ich werden? Besonnen forscht er nach dem Ziele, nach dem Zwecke seines Lebens: Wozu bin ich hienieden? Was erwartet mich dort? Besonnen prüft er seine Anlagen, Fähigkeiten und Bedürfnisse: Welches ist mein Beruf, meine Bestimmung? So hält er sich das Räthsel des Lebens in aller Besonnenheit vor und mit nüchterner Seele sucht er zu beantworten, was er besonnenen Geistes sich frägt. Er sucht die Lösung nicht bei der Weisheit und Wissenschaft der Welt, er sucht sie bei Gott. Die Zeitungen, Tagesblätter und Tagesschriften sind für ihn keine Autoritäten. Er beugt sich allein vor Gottes Worte. Jene mögen ihn lehren wie sich die Welthändel schlichten, die mathematischen Probleme lösen, die Locomotiven bewegen, die Telegraphen fungiren; dieses allein weiss die Frage aller Fragen zu beantworten. Anfangs zwar fällt es ihm schwer, sich in diesem Buche der Bücher zu orientiren. Die lange Dunkelheit hat die Sehkraft geschwächt. Aber der nüchterne Mensch hält aus, allmälig gewöhnt sich das Auge wieder an das Licht und endlich erblickt es die Strasse, die von der Erde zum Himmel führt. Schwer dünkt es ihm diese Strasse zu betreten, allein darauf zu wandeln. Aber der nüchterne Mensch liebt seine Seligkeit mehr als das Wohlbehagen der Welt. Er geht muthig vorwärts und siehe, er bleibt nicht allein. Zu ihm gesellen sich die Propheten und Apostel, die Vorläufer und Nachfolger Jesu Christi; an seiner Seite pilgern einher Millionen und Millionen von gleichgesinnten Seelen und in dieser Gemeinschaft der Heiligen ahnt er die Herrlichkeit, die uns droben erwartet. Es kostet ihm Mühe, die Stimme zu verstehen, die dort, unter Donner und Blitz, zu ihm spricht, aber er lässt sich nicht abschrecken, er strengt sich umsomehr an, auch den leisesten Laut nicht zu überhören und endlich, endlich vernimmt er, aus dem Munde des Heilands selbst, die köstlichen Heils- und Trostesworte: „Mein Sohn, gehe hin in Frieden, deine Sünden sind dir vergeben." Nun steht er in Gnaden bei Gott. Nun hat seine Seele Frieden gefunden.

Nun freut er sich des einzigen Trostes im Leben und im Sterben. Und diesen Frieden, dieses Heil, wahrt und schützt er nun, besonnen und nüchtern, gegen alle Versuchungen und Angriffe der Welt und der Sünde. Haben wir Frieden geschlossen mit Gott, so erklärt uns nämlich die Welt den Krieg. Da gilt es dann standhaft zu bleiben, den Kopf oben zu behalten, seinen Posten nicht zu verlassen, treu zu wachen, wacker zu kämpfen, dass wir nicht unterliegen. Der Träumer, der Schläfer liesse sich überfallen. Der nüchterne Christ ist auf seiner Hut. Er stellt sich zur Wehre. Der träge, gleichgiltige, wankelmüthige Mensch würde fliehen, wenn ihm der Kampf zu lange dauern, die Beschwerde zu lästig fallen würde. Der nüchterne Christ aber hält aus. Mit des Kampfes Mühen wächst seine Kampfes-Tüchtigkeit: er kämpft, bis Gott ihn erlöst.

Seid ihr besonnen? Seid ihr nüchtern? Besonnen vielleicht. Ihr habt ja den Weg zum Heil betreten, ihr habt den Grund gefunden, der euren Anker ewig hält. Euer Haus ist fest gebaut auf dem Grundpfeiler des Evangeliums. Davon zeugen eure Reden, eure Grundsätze, eure Hoffnungen. Aber seid ihr auch nüchtern? Nüchtern, wenn euch Prüfungen heimsuchen oder Anfechtungen bestürmen? Nüchtern, wenn die Welt euch verfolgt, wenn die Erde euch verhöhnt? Nüchtern, wenn euch Verleumdungen, Verdächtigungen umstricken? Nüchtern, wenn die Stürme zu toben oder die Blitze über eurem Haupt zu zucken beginnen? Nüchtern, wenn die Lüge zu siegen und die Wahrheit zu unterliegen scheint? Seid ihr nüchtern und besonnen zugleich? Wie oft fehlt diese Harmonie bei den Menschen! Wie oft verbirgt sich hinter christlichen Gedanken, evangelischen Glaubensanschauungen fleischliches Leben, Leidenschaft, Verzagtheit, Hass, Zorn, Rache! Woher das? Die Gnadensonne ist doch über euch aufgegangen. Allerdings. Die Höhen sind zwar beleuchtet, aber die Schluchten, die tiefen Thäler liegen noch im Dunkel. Es ist eben noch

nicht völlig Tag geworden. Die Gnadensonne steht noch sehr niedrig. Und doch muss es Tag werden. Auch die dunkelsten Winkel der Seele müssen beleuchtet werden. Und die Nacht wird vergehen, der Tag wird anbrechen, sobald sich in unserem Herzen die Besonnenheit des Geistes und die Nüchternheit der Seele harmonisch entwickeln werden.

Wo sich aber eine solche Harmonie zu entwickeln beginnt, da treibt sie zum Gebet. Nicht zum Verrichten von Gebeten, nicht zum Herplappern von Worten, aber zum Gespräche des Herzens mit Gott, zum innigen Verkehre mit dem himmlischen Vater. Der besonnene und nüchterne Christ kann dieses Gebet niemals entbehren. Und drückt er nicht immer in Worten aus, was sein Herz bewegt, so weilt er doch mit seinen Gedanken im Himmel. Aus Gott schöpft er sein Leben, zu Gott führt ihn das Leben. Er betet. Er dankt dem Herrn für die Gnade, die er ihm geschenkt, für das Heil, das er ihm in Christo gespendet. Er lobt seine Güte und preist seine Barmherzigkeit, die mit jedem Tage sich erneuert. Er erfleht seinen Segen für alle seine Arbeiten, seine Hilfe für alle seine Unternehmungen. Er bittet, dass er ihn immer tüchtiger mache zum Kampfe des Glaubens und sehnt sich nach der ewigen Freude, die Gott uns in Christo bereitet hat. So betet, so verkehrt mit Gott der nüchterne, besonnene Christ. Fragt ihn warum? Erstaunt wird er euch ansehen und kurz und treffend darauf mit der Gegenfrage antworten: Warum athmet der Mensch?

Wohl denen, die solch innigen Verkehr mit Gott pflegen! Sie sind auf dem Wege zum Ziel, ohne jedoch das Ziel erreicht zu haben. Sie werden vom Geiste der Besonnenheit und Nüchternheit angeweht, ob sie aber ganz von demselben durchdrungen sind, das lässt sich noch nicht entscheiden.

Habt ihr nicht gemerkt, wie sich der Apostel ausdrückt? Er sagt nämlich: „Seid besonnen und nüchtern

zu den Gebeten." Wisst ihr, welche Gebete dazu vor Allem gehören? Ich glaube des Apostels Gedanken richtig erfasst zu haben, wenn ich antworte: die Gebete für die Nächsten. Die Fürbitte ist eine Frucht der Besonnenheit und Nüchternheit. Wer mit vergeistigter Selbstsucht vor Gott nur an sich denkt, der ist noch weit, sehr weit entfernt von dem Ziele, das uns der Apostel hier vorhält. Wer nichts Höheres kennt als die eigene Seligkeit, die persönliche Vollendung, der steht fürwahr auf einer niederen Stufe des christlichen Lebens. Er lebt auch in der Verbindung mit Gott, aber nur nach seinem niederen Selbst; er lebt nicht für die Menschheit, zu welcher er gehört; er weint nicht mit den Weinenden; er freut sich, während in Anderen sein eigenes Fleisch und Blut leidet. Ein solcher Egoïst muss zuletzt, trotz seines Betens, in öder, liebeleerer Vereinzelung verkommen. Vor einem solchen Ausgange aber fürchtet sich der besonnene, nüchterne Christ. Er gedenkt vor Gott auch seiner Nebenmenschen. Allerdings betet auch Der im Namen Jesu, der nur für sich betet, denn Christus gehört jedem einzelnen Menschen an; aber mit seiner Liebe umfasst er auch alle Menschen und in diese Alles umfassende Liebe müssen die Christen hineinwachsen. Die Frucht dieses Wachsthums ist die Fürbitte. Wer sich zu solcher Höhe emporschwingt, der fängt an, von dem Geiste der Besonnenheit und Nüchternheit durchdrungen zu werden, der weiss, was ihm und allen Menschen noth thut.

Er fängt an, denn die Fürbitte gewinnt erst dann lebendige Wahrheit, wenn wir uns mit den besonderen Leiden unserer Brüder bekannt machen, wenn wir ihre Last als die eigene tragen, wenn wir uns theilnehmend in ihre Angelegenheiten hineinleben. Es wäre leicht, unserem Gott mit geschwindiger Abfertigung zu sagen: Segne du. Aber der fürbittende Christ weiss in seiner Besonnenheit und Nüchternheit recht wohl, dass das „Segne du" für Gott beglaubigt und versiegelt werden muss durch die eigene Theilnahme, durch die persönliche Liebe.

So führt uns denn die Besonnenheit und Nüchternheit vom Gebete zur Fürbitte und durch die Fürbitte hindurch in die Liebesthätigkeit hinein.

Wo Fürbitte, da Liebe! Wo keine Liebe, da keine Fürbitte! Unter allen Krankheiten gibt es keine, die gefährlicher wäre als die Herzenskälte! Unter allen Gebeten gibt es keines, das verkehrter wäre als die Fürbitte ohne Liebe. Und doch täuschen sich die Menschen hierüber gar oft! Der Apostel hat es selbst erfahren, darum mahnt er auch: „Seid besonnen und nüchtern zu den Gebeten, indem ihr vor allen Dingen eine brünstige Liebe unter einander habt." Die Liebe wird mit dem Gebete auf's engste verbunden. Sie ist die Frucht der besonnenen nüchternen Fürbitte, der Prüfstein für deren Aufrichtigkeit. Die Liebe! Freilich nicht die fleischliche Liebe, welche kommt und geht, kommt mit dem Wohlwollen und geht mit dem Uebelwollen; nicht die schwächliche Liebe, welche mit der Schmeichelei entsteht und mit dem Tadel vergeht; nicht die selbstgerechte Liebe, welche nur Guten und Vortrefflichen sich zuwendet, sondern die brünstige, feurige, flammende, anhaltende, nachhaltige Liebe. Diese Liebe dient der Fürbitte zur Beglaubigung, zur Bekräftigung. Sie bemüht sich eben an ihrem Theile, dem Menschen das widerfahren zu lassen, was die Fürbitte für ihn erfleht Sie deckt auch der Sünden Menge. Und das ist's ja, was der Christ von Gott für seinen Nächsten erbittet. Dass Gott ihm gnädig sei, seine Barmherzigkeit ihm zuwende, sich seiner erbarme, mit seiner Gnade der Sünden Menge auch bei ihm zudecke, das ist der Gegenstand seiner Fürbitte. Und dass er es mit dieser Fürbitte ernst meint, dass er nichts sehnlicher wünscht als das Heil seiner Nächsten, dass er nicht plappert, nicht heuchelt, das bestätigt er durch seine Liebe. Er vergibt, wie er möchte, dass Gott vergebe! Seine Liebe ist das Amen zu seiner Fürbitte. Darum deckt er der Sünden Menge zu. Und wäre die Zahl dieser Sünden noch so gross, würde sich auch auf

Jahre hinaus ein Vergehen an das andere reihen, die Decke wird immer grösser, breiter und weiter, um der Sünden Menge zuzudecken, damit er sie nicht sehe, damit er nicht in seiner Liebe beirrt werde. Die Liebe ist langmüthig und freundlich; sie lässt sich nicht erbittern; sie verträgt Alles, sie glaubt Alles, sie hoffet Alles, sie duldet Alles. Die Liebe hört nimmer auf.

Ist das die Liebe, welche ihren berühmten und berüchtigten Mantel über offene Gräber voll Moder und Todtengebeine ausbreitet? Ein Frevler, der unsere Stelle so missbrauchen möchte! Nein. Die Liebe, die der Apostel verlangt, hat nichts gemein mit jenem schnöden Egoismus, der den Nächsten in der verpesteten Luft der Sünde ersticken und die Sünde selbst wie einen Krebsschaden um sich fressen lässt. Die christliche Liebe rettet, heilt, erlöst mit Schonung, wenn Schonung genügt, mit Schmerzen jedoch, wenn Schmerzen nöthig sind, immerhin aber aus Liebe zu des Nächsten Heil, aus Fürsorge für sein ewiges Leben, der göttlichen Wahrheit zur Ehre und Christo zum Preise!

Kennt ihr diese Liebe? Uebt ihr dieselbe? O dass sie mächtig und kräftig aus unser Aller Herz hervorbrechen möchte! O dass wir gross und stark in derselben werden könnten! Denn ohne sie ist all' unser Glaube und unser Reden vom Glauben nichts als ein tönendes Erz und eine klingende Schelle. Blickt doch hinüber nach Bethlehem. Wozu hat denn Gott jenes Kindchen auf Erden geschickt? Dass es die Menge der Sünden bedecke mit seiner Gnade. Seid ihr Kinder Gottes? — übet die Liebe! Blickt nach Golgatha. Wozu blutet dort am Kreuze der Sohn Gottes? Dass er mit seinem Blute bedecke der Sünden Menge. Seid ihr Jünger Christi? — übet die Liebe! Blicket hin in jenes Kämmerlein. Sehet jenen Mann! Wie er ringt und kämpft, wie er ruft und schreit: O Herr, breite deine Gnade über mich aus! Wer ist dieser Mann? Du, du bist es. Ohne Gnade kannst du nicht leben, so entziehe denn nicht den Anderen, was du selbst bedarfst. Uebet die Liebe und übet sie recht! Be-

grenzet sie nicht! Lasst sie Allen, nicht den Bekannten blos, auch den Fremden zugute kommen.

Diese Erweiterung unserer Liebe verlangt der Apostel mit den Worten: „Seid gastfrei unter einander ohne Murmeln." Ueber alle Menschen soll sich die Liebe der Christen ausdehnen, ob sie in der Nähe oder in der Ferne, hüben oder drüben wohnen, die eine oder die andere Sprache sprechen. Für den Christen gibt es keine Schlagbäume, keine Grenzpfähle. „Die Liebe," sagt Chrysosthomus, „vereinigt alle Christen trotz der Entfernungen und fragt nicht woher man komme, sie erstreckt sich über Alle ohne Unterschied." Nur Eines wechselt, die Aeusserung, die Bethätigung derselben. Sie kann nicht Allen das Gleiche geben; sie gewährt einem Jeden, was ihm besonders noth thut; den Bekannten Nachsicht, den Fremden freundliche Aufnahme, Verzeihung dem Nachbar, Obdach dem Pilgrim. Dort breitet sie die Decke über die Sünden der Brüder, zur Erquickung der Seele; hier legt sie dem Fremdlinge die Decke unter das Haupt, dem Körper zur Labung. Dort reicht sie die Hand zur Versöhnung: hier zur Einladung. Jenen führt sie durch's Herz in's Haus, diesen durch's Haus in's Herz. Verschieden sind die Gaben, gleich ist die Gesinnung. Von einem Punkte gehen die mannigfaltigen Bethätigungen aus, im gleichem Punkte treffen sie wieder zusammen. Die christliche Liebe verzeiht, die christliche Liebe übt die Gastfreundschaft aus. Und die angespannte Kraft, welche sich dort entfaltet, bethätigt sich hier „ohne Murmeln" — aber niemals ohne Besonnenheit und Nüchternheit!

Die Gastfreundschaft darf ebensowenig als die christliche Liebe selbst missbraucht werden. Die Schmarotzer, welche auf Kosten Anderer zu leben suchen, die Geizhälse, welche, aus schnöder Habsucht, das fremde Haus aufsuchen, die angeblichen Handwerksbursche, welche mehr Lust zum Reisen, als zur Arbeit haben, sie dürfen sich wahrlich nicht auf den Apostel Petrus berufen, wenn man ihnen das Haus

kurzweg verschliesst. Die Gastfreundschaft kommt vor Allem den fremden, armen, unbekannten und doch bekannten Glaubensgenossen zugute. Sie haben ein Recht darauf. Und dieses Recht mögen sie in den ersten Zeiten der christlichen Kirche öfters in Anspruch genommen haben. Man denke sich auch in ihre Lage, in ihre Einsamkeit, Isolirtheit hinein. Wir selbst empfinden nicht selten ein Gefühl des Alleinseins, ein tiefes Heimweh! Welch Glück ist es dann für uns, mit einem Gleichgesinnten zu verkehren, ihm unser Herz auszuschütten, mit ihm zu beten! Und die armen Christen vor 1800 Jahren waren, inmitten der grossen Heidenwelt, noch mehr vereinsamt als wir. Kein Wunder, wenn sie da öfter das Bedürfniss empfanden, ihre Glaubensgenossen aufzusuchen, mit ihnen die brennendsten Lebensfragen zu besprechen, mit ihnen die Einwendungen der Heiden zu prüfen, zn widerlegen, durch der Brüder Glauben sich stärken, erquicken, aufmuntern zu lassen! Sie erstatteten daher den Christen in der Ferne Besuche und liessen sich gastlich in ihrem Hause nieder. Möglich, dass sich diese Besuche allzuoft wiederholten und dadurch manchem Christen lästig wurden. Die Männer klagten über den vielen Zeitverlust, die Frauen über die Kosten und Mühen. Es erhob sich dagegen ein allgemeines Murmeln. Die Liebesthätigkeit war bedroht. Der Apostel aber kommt der Gefährdeten zu Hilfe und mahnt und bittet in der Kraft seines Amtes: seid gastfrei ohne Murmeln, das heisst ohne Unzufriedenheit über die Störung oder den Kostenaufwand, mit willigem freudigen Herzen. Die Liebe darf nicht aufhören, darf sich nicht erbittern lassen, ob man nun ihre Geduld auf die Probe stellt durch viele Fehler oder ihre Freigebigkeit durch häufigen, gastlichen Zuspruch. Dort nehme sie die Gebrechen hin, ohne zu ermüden, hier theile sie ihre Gaben aus als eine gefällige Wirthin ohne zu murren!

Dieser Ermahnung gemäss haben auch die ersten Christen gehandelt. Jeder Reisende trug einen Empfehlungs-

brief seines Bischofs mit sich. Das war der Schlüssel zu dem Herzen der Gläubigen. Auf Grund desselben wurde jeder Fremde wie ein Freund im Hause aufgenommen, beherbergt, gepflegt. Clemens von Rom lobte die Kirche in Korinth ihrer Gastfreundschaft wegen. Die Priester, besonders die Bischöfe wurden ermahnt, ihre Häuser als Hospitien einzurichten. „Der Laie — sagt Hieronymus — erfüllt seine Pflicht, wenn er so viele Gäste wie möglich aufnimmt, aber der Bischof, der sie nicht alle aufnimmt, ist unmenschlich." So wurde die Gastfreundschaft nicht minder geübt als die verzeihende Liebe: sie blieb ein schönes Zeugniss der Glaubens- und Liebesgemeinschaft unter den Bürgern des Gottesreiches.

Ist diese Ermahnung für uns heutzutage noch zeitgemäss? Sicherlich. Noch in unserem Jahrhundert hat sich die Gelegenheit geboten, solche Gastfreundschaft zu üben. Ihr braucht euch nur an die Zillerthaler zu erinnern. Hoffen wir zu Gott, dass solche traurigen Veranlassungen nicht mehr eintreten werden. Es fehlt ohnehin nicht an Gelegenheiten, der apostolischen Mahnung nachzukommen. Denkt an die religiösen Versammlungen, welche in Basel, Elberfeld etc., auch hier, gelegentlich der Gustav-Adolf-Feste, abgehalten werden. Vielleicht würden diese Versammlungen viel mehr besucht werden, wenn die Gastfreundschaft eine regere, lebendigere wäre. Oder denkt an unsere Gasthäuser. Es mag manchem Christen schwer fallen, sich in diesen Herbergen wohl zu fühlen. Wie glücklich würde er sich schätzen, wenn er ein christliches Haus bewohnen dürfte, wo der Geist aus der Höhe weht, wo der Glaube an Christus bekannt, wo die Gemeinschaft der Heiligen erkannt und gewürdigt wird. Und bedenkt man, wie sich unsere heutigen Familien einrichten, wie der gesundeste und weiteste, beste und glänzendste Raum des Hauses für den „Salon" verwendet wird, wie dieser „Salon" zum bedeutendsten Raum des modernen Hauses geworden ist, das Familienzimmer in die zweite Linie geschoben und das Fremden-

zimmer ganz verdrängt hat, wie man Gastereien anordnet, aber keine Gastlichkeit pflegt, Gesellschaften gibt, aber keine Geselligkeit übt; wie man ein Haus macht und die Häuslichkeit untergräbt, ach! da möchte man oft mit donnernder Stimme in unsere „gute Gesellschaft" hineinrufen: „seid gastfrei unter einander ohne Murmeln".

Allein es gibt noch andere Gelegenheiten die Gastfreundschaft zu üben. Vor euch stehen die Witwen, die Waisen, die Armen, die Kranken. Sind wir gastfrei gegen sie gewesen? An die Waisen haben wir allerdings gedacht, aber wie viel, wie viel bleibt noch zu thun übrig! Jedes Jahr besuchen uns in Wien, ich weiss nicht wie viele Tausende von Glaubensgenossen. Andere Städte haben für die ärmeren unter ihnen „Herbergen" gebaut. Wir haben noch nichts gethan. Wer weiss wie viele in Folge dieser Unterlassung verführt, zu Grunde gerichtet wurden? Wer weiss wie viele davon hätten errettet, hätten für das ewige Heil können gewonnen werden? Jedes Jahr werden, ich weiss nicht, wie viele unserer Glaubensgenossen krank hier in unserer Nähe. Wohl werden sie in den Hospitälern gut gepflegt. Die leibliche Fürsorge lässt nichts zu wünschen übrig. Aber damit ist doch nicht Alles gethan. Andere Gemeinden haben für diese Pflegebedürftigen evangelische Krankenhäuser erbaut; wir haben, wie es scheint, kein Mitleid mit ihnen. Und wisst ihr, welches die Folgen dieser Gleichgiltigkeit sind? Die Aus- oder Uebertrittserklärungen lehren es uns. Ach, wenn ein solcher Austrittsschein mir zugestellt wird, so ist es mir immer, als ob ich den lauten, herzzerreissenden Vorwurf vernähme: Warum, warum baut ihr keine Krankenhäuser?

Seht, so lässt sich auch heute noch die apostolische Mahnung befolgen. Die Kirche und die Gastfreundschaft sind und bleiben untrennbar. Die Fremdlingsliebe ist werth, als Schwester neben jener Liebe zu stehen, welche der Sünden Menge deckt. „Daheim in der nächsten Umgebung tragen und verzeihen, dem Fremdling aber liebevoll ent-

gegenkommen und für ihn, als für einen Bruder sorgen: da ist wahrlich Eines so schön wie das Andere und weckt Eines so viel Liebe und Ehrerbietung als das Andere. Fast möchte man auch glauben, die verzeihende, tragende Liebe, so selten sie ist, sei doch immer noch öfter zu finden, als jene zarte Tugend der Fremdlingsliebe ohne Murren, die, anmuthig wie eine Frühlingsblume der Pfingstzeit, Gottes und der Menschen Wohlgefallen, Gottes und der Menschen Segen und Vergeltung erben muss." (W. Löhe.)

Wie weit doch der Apostel die Grenzen der Liebe hinausrückt, und trotzdem scheint er zu fürchten, dass sie zu eng bleiben könnten. Aber die Liebesäusserungen lassen sich nicht alle aufzählen. Er muss daher Alles was er noch anzurathen hätte, in eine allgemeine Anweisung zusammenfassen und diese Anweisung lautet: „Dienet einander, ein Jeglicher mit der Gabe, die er empfangen hat, als die guten Haushalter der mancherlei Gnade Gottes." Ja, dienen, das ist das Amt der Jünger Jesu Christi. Dienen, helfen, rathen, unterstützen, beistehen, das ist der Christen Pflicht. Und eines jeden Christen! Denn Jeder ist dazu tauglich. Jeder hat eine Gabe erhalten. Einer hat die Gaben, ein Anderer jene, Jeder hat etliche, Keiner hat alle, aber es gibt auch Keinen hienieden, der keine hätte. Was wir haben, stellen wir freudig und willig in den Dienst der Liebe. Haben wir viel, so geben wir viel, haben wir wenig, so geben wir wenig. Es kommt vor Gott nicht auf die Gabe selbst an, sondern auf die Gesinnung, mit welcher sie dargereicht wird. „In der Gemeinde Gottes weiss man mehr zu erzählen von einem Becher Wasser, gegeben in dem Namen Jesu Christi, als von dem Niagarastrom." (Kohlbrügge.)

Wohlan denn! Seien wir gute Haushalter der mancherlei Gnade Gottes! Stellen wir diese Gaben, welche der Geist der Gemeinschaft uns gegeben, uns geliehen hat, stellen wir sie wieder in den Dienst der Gemeinschaft nach Gottes Willen und Gesetz, zu seines Namens Ehre und Ruhm! Verwalten wir

sie als die guten Haushalter „der mancherlei Gnade Gottes", so dass einem Jeden aus der Fülle des göttlichen Reichthums geboten werde, was ihm besonders noth thut, Trost dem einen, Brod dem andern, Aufmunterung Diesem, Ermahnung Jenem — Allen aber ohne Unterschied die eine Gnade, das eine Heil:

Der Glaub' sieht Jesum Christum an,
Der hat für Alle g'nug gethan,
Er ist der Mittler worden!

Das ist der Höhepunkt der christlichen Besonnenheit und Nüchternheit. Steigen wir hinauf! Fahren wir auf die Höhe!

XXVII. Der Christen Wort und That,

eine Verherrlichung Gottes durch Jesum Christum
oder
Was thut unserer Kirche noth?*)

I. Petr. 4/11.

Die Superintendential-Versammlung, welche nach Triest berufen wurde, hat zum Zwecke, gleich den früheren, über das Wohl und Wehe unserer Gemeinden, unserer Diöcese, unserer Kirche zu berathen, zu beschliessen. Durch alle unsere Verhandlungen und Anträge wird die eine Frage hindurchklingen: „Was thut unserer Kirche noth?" und Erspriessliches werden wir nur insofern leisten, als wir diese Frage nach Gottes Willen, nach Christi Wort werden zu beantworten suchen.

Es kann daher Niemanden befremden, wenn wir in der Predigt, welche unseren Berathungen zur Einleitung dienen soll, die gleiche Frage aufwerfen. Wir thun es zwar mit bangem, zagendem Herzen — denn ein älterer Amtsbruder wäre wohl eher dazu berufen gewesen — aber Gott selbst hat uns diesen Text in wunderbarer Weise vorgeschrieben, und mit seinem Beistande wollen wir es versuchen, unsere Frage, seiner Offenbarung gemäss, zu beantworten.

In den vorhergehenden Worten hat der Apostel seine Leser aufgefordert, ihre Gaben überhaupt in den Dienst gegenseitiger demüthiger Liebe zu stellen. Nun zeigt er ihnen, wie sie die besonderen Gaben, welche jeder Einzelne von Gott empfangen hat, dienstwillig verwenden und verwerthen sollen, damit sie ihren Mitchristen zugute kommen.

---

*) Unter letzterem Titel als Superintendential-Predigt veröffentlicht.

Wer in der Gemeinde redet, soll nicht seine eigenen Gedanken, sondern Gottes Offenbarungen, und zwar in einer dem göttlichen Inhalte entsprechenden Weise, aussagen. Wer dient, soll seine Thätigkeit so ausüben, wie es dem geziemt, der keine Kraft aus sich selbst besitzt, sondern Alles aus Gott empfangen hat. Der Eine soll demnach aus dem Geiste Gottes reden, der Andere in der Kraft Gottes wirken, und zwar zu dem Zwecke reden und wirken, dass, in allen Dingen, Gott gepriesen werde durch Jesum Christum.

So hat der Apostel seine ersten Leser gemahnt. So mahnt er auch uns. Wer die Zustände und Bedürfnisse unserer Kirche kennt, der weiss, wie sehr uns dieser Geist, diese Kraft Gottes noth thut. Mit Kirchenverfassungen, Verordnungen und Erlässen ist nicht viel geholfen. Mag die Locomotive noch so schöne Räder haben, ohne Dampfkraft kommt sie nicht vorwärts. Es muss ein neues Feuer in unserer Kirche brennen, das Feuer des heiligen Geistes; eine neue Kraft sie durchströmen, die Kraft Gottes: dann erst werden wir uns, als lebendige Steine, zum geistlichen Hause, zum königlichen Priesterthume aufbauen; dann erst wird es unserer Kirche möglich werden, geistliche Opfer zu opfern, die Gott angenehm seien durch Jesum Christum.

Darum beantworten wir auch die Frage: „Was thut unserer Kirche noth?" — aus unserem Texte heraus, die Lehre desselben in Situation verwandelnd — mit dem einfachen Satze: Noth thut es, dass wir Prediger aus dem Geiste Gottes reden, dass ihr, Glieder der Kirche, in der Kraft Gottes wirket. Noth thut es, dass wir beide reden und wirken zur Ehre Gottes in Christo Jesu.

Mehr brauchen wir nicht.

Aus dem Geiste Gottes reden! Was heisst das? Hätten wir etwa neue Offenbarungen zu erwarten, besondere Eingebungen zu erhoffen? Nein. „Ein Prophet, der Träume hat — spricht der Herr bei Jeremias 23/28 — der predige Träume, wer aber mein Wort hat, der predige mein Wort recht. Wie reimen sich Stroh und Weizen zusammen?" Wir

haben kein Recht, keinen Grund, ausserordentliche Geistesmittheilungen zu erwarten oder zu verlangen. Was einst nothwendig war, ist heute nicht mehr erforderlich. Als Ersatz für die Geistesgaben der ersteren Zeit haben wir die Geschichte des Reiches Gottes mit allen ihren Geisteslehren und Geistesunterweisungen. Wer Ohren hat zu hören, der hört, durch diese Geschichte hindurch, das Wehen und Säuseln des heiligen Geistes.

Oder haben wir vielleicht das vorhandene Wort fortzusetzen, weiter zu entwickeln? Nein. Die Offenbarung Gottes ist ein vollendetes Ganzes, das nicht überholt werden kann. Alles, was wir zu unserem Heile bedürfen, finden wir hier. In der Bibel sprudelt der Quell der göttlichen Wahrheit. In der Bibel ist Leben und volle Genüge. Das Wort ist fertig, abgeschlossen. In Christo ist es Fleisch geworden und wohnete — und wohnet unter uns.

Die Predigt ist keine fortgesetzte Offenbarung. Der Mittelpunkt derselben ist das Wort Gottes: dieser Mittelpunkt muss unverrückt bleiben. Jede Entwicklung, die nicht von ihm ausgeht, zu ihm zurückkehrt, in ihm sich vollendet, ist Rückschritt, Irrthum, Lüge.

Die Predigt ist somit nichts Anderes, als eine Bezeugung der göttlichen Wahrheit, als ein Erguss aus dem Urquell des geistlichen Lebens, und dieses Zeugniss hat nur insofern einen Werth, als es, nach der Regel des geschriebenen Wortes, abgelegt wird. Die vornehmste Predigt ist die Auslegung der Bibel.

Aus Gottes Geist reden, heisst somit aus der Bibel selbst heraus predigen. Das „bleibe bei deinem Text!" ist ein Grundsatz, welchen der Prediger, ohne gegen Gottes Geist zu sündigen, nicht ausser Acht lassen kann. Wir dürfen nicht neben dem Texte einherstolziren, oder mit dem Texte paradiren, oder über den Text — ich wähle dieses Wort mit Vorbedacht — parliren, wir müssen aus dem Texte selbst heraus predigen. Das Schriftwort soll nicht nur Anleitung und Grundlage, sondern Wurzel und Reis sein, woraus sich

die Predigt ebenso natürlich und gesetzmässig entwickelt, als die Pflanze aus der Wurzel, als die Frucht aus der Pflanze. Je genauer die Predigt sich an den Text anschliesst, je gewissenhafter sie die Schätze hebt, die in dieser Goldgrube liegen, je sorgfältiger sie vernachlässigt, was vielleicht, an und für sich, sehr wahr, sehr gut ist, aber nun einmal nicht zur Behandlung des Textes gehört, desto vorzüglicher ist sie, desto mehr redet der Prediger als Wort Gottes, was er redet.

Meine beste Kunst, sagt Luther, ist einfältig die Schrift auszulegen, denn der wörtliche Sinn, der thut's, darin ist Leben und Kraft, das Andere ist Narrenwerk. Diesem Grundsatze haben auch die Reformatoren unserer Kirche gehuldigt. Zwingli labt die Gemeinde sogleich mit den vollen Strömen des Wortes; eine abgemessene Perikope ist ihm zu eng, er muss ein ganzes Buch, ja ein Buch nach dem andern auslegen. Calvin hat grosse Theile der heiligen Schrift zusammenhängend erklärt: welch' einen mächtigen Einfluss er auch dadurch, von seiner Kanzel herab, ausgeübt hat, ist sattsam bekannt. Auch Bullinger behandelte auf gleiche Weise, in Predigten, ganze Bücher der Schrift: die grosse Anzahl, die uns davon erhalten sind, legen Zeugniss ab von seinem rastlosen Eifer.

Was die Reformatoren geübt, was zu jener Zeit das christliche Leben der Gemeinde gefördert, die rechte Erkenntniss gemehrt, das Wachsthum in Lehre und Leben gesund, kräftig, normal erhalten hat, das muss — soll unsere Kirche gedeihen — heute wieder eingeführt, ausgeübt werden!

Muss!? Nein. Das Wort „muss" hat für freie Kinder Gottes keinen guten Klang. Sagen wir eher: das wollen wir freiwillig einführen, freudig ausüben, und zwar schon deshalb, damit wir als gute Haushalter der mancherlei Gnade Gottes erfunden werden.

Was macht man in den meisten Fällen unseren Predigten zum Vorwurfe? Dass sie eintönig, einförmig seien,

dass sie immer nur Einerlei zu bieten haben. Dieser Vorwurf wird den nicht treffen, der als freier Schriftforscher aus dem Geiste Gottes heraus predigt. Er läuft keine Gefahr, sich zu wiederholen oder die ausgetretene Landstrasse zu betreten, wo es so wenig eine Freude ist, Andere zu leiten, als selbst mitzugehen. Er führt die Gemeinde in natürlicher, ungesuchter Weise, durch immer abwechselnde, obgleich zusammenhängende Labyrinthe, zum Brunnen des ewigen Lebens hin. Er bringt Mancherlei, Mannigfaltiges, Altes und Neues aus dem Schatze des göttlichen Wortes hervor. Denn nichts dient besser dazu, Abwechslung in unseren Reden zu bewahren, als das Bestreben, den Sinn des heiligen Geistes in jeder besonderen Stelle scharf in's Auge zu fassen. Es gibt keine zwei Texte, die sich vollkommen gleich sind: irgend etwas in ihrem Zusammenhange oder in dem Ziele, auf das sie gerichtet sind, verleiht jeder, scheinbar dasselbe besagenden, Stelle eine etwas andere Beleuchtung oder Schattirung. „Die Bibel ist eben" — wie Herder trefflich bemerkt — „ein Garten, kein Kerker, eine Welt voll Abwechslung und Fruchtbarkeit der Gedanken, kein Arbeitshaus, worin man immer auf einerlei Weise raspeln muss."

Ist aber der Text neu, ist die Geschichte neu, so wird auch die Predigt neu, interessant, fesselnd, belebend.

Und je gewissenhafter wir das Wort ergründen, je tiefer wir in dasselbe eindringen, desto göttlicher wird uns der Inhalt, desto gewaltiger die Wirkung desselben erscheinen. Wer aus dem Geiste Gottes heraus predigt, der kommt daher niemals in Gefahr, sich auszupredigen. „Lass deinen Dünkel fahren" — sagt Luther — „und halte von der Schrift, als von der reichsten Fundgrube, die nimmermehr genug ausgegründet werden mag. Es ist der grössten Plage eine, dass die Schrift so verachtet ist, auch bei denen, die dazu gestiftet sind; und es sind doch nicht Leseworte, wie sie meinen, sondern eitel Lebeworte drinnen, die nicht zum Speculiren und hoch zu dichten, sondern zum Leben und Thun dargesetzt sind. Mir ist also, dass mir ein jeglicher

Spruch die Welt zu eng macht. Ein Spruch der Schrift gilt mehr, denn aller Welt Bücher." Ein Buch der Welt ist ausgelesen, wenn es durchgelesen ist; Gottes Buch aber will durchgelebt — denn zum Ausleben kommt es niemals hienieden — will durchgelebt werden, und wie mannigfaltig dieses Leben in seinen Erscheinungen ist, weiss jeder erfahrene Christ. Wer aus dem Geiste Gottes heraus predigt, bleibt daher ein guter Haushalter der mancherlei Gnade Gottes — auch wenn er verschiedenemale, nach einander, über den gleichen Text zu predigen hätte. Die Entwicklung, die Geschichte des christlichen Lebens, welche der Geist aus der Höhe wirkt, lässt ihn auch die Worte, welche derselbige Geist Gottes gesprochen, immer wieder von einer neuen Seite, in einem helleren Lichte, auf Grund neuer Erfahrungen betrachten. „Die Morgenröthe jedes Morgens geht uns ja mit neuer Huld auf und jede Abendsonne mit neuer Schönheit unter; jeder Frühling, jede wiederkommende Jahreszeit hat ihre neuen, unerschöpflichen Reize. So ist's mit allen lebendigen Gegenständen der Natur, so ist's mit allen Situationen der Bibel." (Herder.)

Wer aus dem Geiste Gottes redet, verwaltet seine Gabe als guter Haushalter der mancherlei Gnade Gottes.

Als solcher dient er auch ferner der Gemeinde. „Das christliche Leben der Gemeinde — hat ein frommer Theologe richtig bemerkt — bedarf, um vor Krankheit und Verfall bewahrt zu werden, tüchtiger und stets wachsender Schriftkenntniss; diese ihr zu bieten, hat die Verkündigung des Wortes die Aufgabe, die daher ohne eine gesunde und stets zunehmende theologische Erkenntniss ihre Aufgabe nicht erfüllen kann." (D. Chantepie de la Saussaye.) Soll dieses Ziel erreicht werden, so muss die Gemeinde durch unsere Predigt erbaut, nicht nervös aufgeregt oder zu Thränen gerührt, sondern geistlich entwickelt, in ihrem innern Wachsthum gefördert und nach Herz, Willen, Verstand und Gewissen immer tiefer eingeführt werden in die Gemeinschaft mit Christus.

Hätten wir Zuhörer vor uns, die nichts Anderes wünschen, als sich zu unterhalten oder gewohnheitsmässig eine Stunde in der Kirche zuzubringen, dann könnten wir uns vielleicht damit begnügen — was Gott verhüten möge! — sie mit allgemeinen Moralsätzen, philosophischen Abhandlungen, belletristischen Essais oder rhetorischen Genüssen abzuspeisen, aber wir haben — und haben wir sie nicht, so müssen wir sie unbedingt voraussetzen — Seelen vor uns, die da hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit. Sie müssen daher in der Kirche, bei unsern Gottesdiensten etwas finden können, was kein Katheder, keine Bühne, kein Parlaments- oder Conferenzsaal zu bieten hat: das Wort Gottes, das Evangelium Jesu Christi.

Oder hätten wir ein Heidenpublicum vor uns, wir dürften und müssten sogar uns damit begnügen, die ABC-Wahrheiten in allgemeinen Sätzen zu verkündigen und immer wieder von vorn anzufangen; aber wir stehen inmitten einer Gemeinde, und diese Gemeinde besteht aus getauften Christen. Da dürfen wir nicht bei der „Lehre vom Anfang des christlichen Lebens", bei dem „abermal Grundlegen" stehen bleiben. Die Predigt muss mehr sein, als blosse Missionsarbeit, einfache Evangelisation. Sie hat dahin zu wirken, dass die Gemeinde in der Erkenntniss immer mehr gegründet, in das Verständniss der göttlichen Offenbarung immer tiefer eingeführt und somit in ihrem christlichen Leben befestigt, gesichert werde. Es ist daher ihre Aufgabe — eine schöne, herrliche Aufgabe! — dafür zu sorgen, dass die Bibel erklärt, bekannt, verstanden und liebgewonnen werde; dass sie für die Gemeinde ein Wörterbuch, ein Sprach- und Gedankenschatz werde, darauf sich alle Begriffe, Anschauungen, Gedanken, Ansichten, Meinungen und Reden gründen, durch welchen sie gebildet und zusammengesetzt werden; dass das Bibelbrod sie nähre, das Bibellicht sie erleuchte, die Bibelluft sie umwehe, kurz dass die Wahrheitsgedanken, die aus der göttlichen Offenbarung entspringen, als edles, in immer neuer Münze ausgeprägtes Metall der Gemeinde, zur Freude und Bereicherung,

dargeboten und innerhalb derselben in Umlauf gesetzt werden. „Iss Gedanken!" mit diesen Worten wurde einst Ephraem der Syrer aufgefordert, den Basilius zu hören. Gedanken, Bibelgedanken — das ist das Festmahl, das wir der feiernden Gemeinde in der Kirche, bei unsern Gottesdiensten, zu bereiten haben.

Möglich, dass es Gemeinden gibt, in welchen das religiöse Leben so wenig entwickelt ist, dass man sich an Erkenntniss nicht zu bereichern wünscht, mit einem äussern Ceremoniendienste sich begnügt, die Himmelsluft zu stark und die Anbetung im Geiste und in der Wahrheit zu ernst, zu lästig findet; aber der rechte Prediger spricht nicht nach dem Munde, sondern nach dem Herzen von Jerusalem (Jes. 40/2); er hütet sich, die kleine Christenschaar dem Haufen von Gleichgiltigen zum Opfer zu bringen; er steigt nicht herab zu der Oberflächlichkeit der Alltagsmenschen, er bemüht sich vielmehr, die Gemeinde zu der Höhe der christlichen Anschauung hinanzuführen. Er weidet die Heerde mit „Lehre und Weisheit".

Wo solche Predigt stattfindet, da wird die Luft in der Gemeinde immerfort erneuert, die ungesunde gereinigt, die todtgeathmete wieder lebendig gemacht; da geht eine fortwährende, ununterbrochene Strömung vom Himmel zur Erde herab, von der Erde zum Himmel hinauf; da wiederholt sich jenes herrliche Wunder, das Jakob einst bei Beth-El erlebt hat; da kommt früher oder später, schneller oder langsamer, sicher aber immerhin, das Reich Gottes; da erscheint die Kirche wie eine Braut in eitel köstlichem Golde (Ps. 45/10), und so Gottes Reich kommt, die Kirche geschmückt wird, hat der christliche Prediger das höchste Ziel erreicht, das sich denken lässt.

So dient denn die biblische Predigt zuletzt auch der Kirche selbt. Durch das Wort ist die Kirche Christi gegründet worden, aus dem Worte ist die Reformation hervorgegangen, mit dem Worte steht oder fällt die Kirche. Die Wahrheit zu knechten, die Kirche zu beherrschen, entzieht

der Papst dem Volke das Wort; dass die Wahrheit überall herrsche und die Kirche von allen irdischen Fesseln frei werde, verbreiten wir das Wort. Innocenz XI. und alle seine Nachfolger bis herab zu Pius IX. verbieten das Lesen der Bibel; Christus aber und alle seine Jünger bis auf unsere Zeit herab lehren und predigen: „Suchet, suchet in der Schrift." Ohne Bibel stürzt die Kirche ohnmächtig zu Boden, dass wir wehklagen müssen: „Die Krone unseres Hauptes ist abgefallen, wehe, wehe, dass wir so gesündigt haben!" mit der Bibel kriegt sie neue Kraft, dass sie auffährt mit Flügeln wie ein Adler. Je weiter von der Bibel, desto näher bei Rom; je tiefer in der Bibel, desto heimischer in Jerusalem. Wohlan denn, hinein in die Bibel!

Es lassen sich, möchte ich sagen, drei Perioden in der Geschichte des Reiches Gottes unterscheiden, obgleich sie bei den Einzelnen auf's innigste mit einander verschlungen sind: die Periode des Hörens, die Periode des Lesens, die Periode des Verstehens. In der apostolischen Zeit hat man gehört: es ist die erste Periode. In der Reformationszeit hat man gelesen: es ist die zweite Periode. Die dritte Periode, die Periode des Verstehens, liegt noch in der Zukunft.

An uns nun dieselbe vorzubereiten! An uns dahin zu wirken, dass der Leib Christi gebaut werde, dass die Christen alle hinan kommen zur Einheit des Glaubens und der Erkenntniss des Sohnes Gottes, zur männlichen Reife, zum Masse des vollkommenen Alters Christi! (Eph. 4/13.) An uns die biblische Theologie wieder mit allem Eifer und aller Freudigkeit zu pflegen! Hat uns Gott dazu berufen, Pfarrer, Prediger, Theologen zu sein, seien wir es ganz, mit Leib und Seele! Lasst uns die Theologie ja nicht als einen überzähligen Zierat oder als ein besonderes Privilegium für einige Auserwählte ansehen. Sie werde wieder, wozu sie von Gottes wegen bestimmt ist: eine Gabe des Geistes für die Gemeinde! Mit positiver Kraft trete sie hier auf, um tiefere Einsicht in die Heilswahrheit, höhere Auffassung derselben zu vermitteln, zu verbreiten! Sind

wir „Diener des Wortes", so beweisen wir es, auch durch unsere Predigt, dass wir dieses herrlichen Ehrentitels nicht unwürdig sind! Noblesse oblige — sagt ganz richtig ein französisches Sprichwort!

Goethe spricht einmal von seinem Streben, die Pyramide seines Daseins so hoch als möglich aufzuführen: im christlichen Sinne muss das ein jeder Prediger versuchen, in unserer Zeit namentlich. Auf denn, und frohen Muthes, zur freudigen Arbeit!

Eine schwere Aufgabe — allerdings — aber auch eine köstliche Aufgabe! Wohl dem, der die Höhe, die Herrlichkeit dieses Berufes, wenn auch erst nach grossen und mannigfaltigen Kämpfen, richtig erkannt hat! Es wird ihm dann auch gelingen, das Wort Gottes in einer, seinem göttlichen Inhalte entsprechenden, Weise zu verkünden, zu bezeugen. Das Seufzen, das Murren hört auf: wir danken unserem Gott, dass er uns zu dieser Ehrenmission auserwählet hat. Freudig gehen wir zur Arbeit; begeistert betreten wir die Kanzel. Die Vorbereitung zur Predigt wird ein Genuss, das Predigen selbst eine Wonne. Und je tiefer wir uns in die Bibel versenken, desto tüchtiger werden wir zur Arbeit, desto fröhlicher erfüllen wir unsere Pflichten. Wir finden bald an diesem, bald an jenem Schriftsteller der Bibel einen neuen Freund, welcher uns mächtig beisteht mit seiner Ermahnung, mit seinem Worte, mit seiner Hilfe, und unser Herz dankt frohlockend dem Herrn für mancherlei Kräfte und Gaben, die der Apostel Paulus als Beweise und Kennzeichen des neuen Geistes so hoch rühmet. Ein solches Zeugniss, glaube ich zuversichtlich, kann nicht fruchtlos bleiben. Es wird seinen Weg zu dem Herzen finden. Es wird ausrichten, wozu es gesendet ist. Gott wird es sicherlich mit seinem Segen begleiten. Sollte jedoch dieser Segen ausbleiben oder wollte Gott uns die Freude versagen, die Früchte unserer Arbeit zu sehen und zu greifen, nun, so trösten wir uns des Wortes: „Der da pflüget, soll auf Hoffnung pflügen".

(1. Cor. 9/10). Auch wenn Verkennung und Undank der Lohn unserer Arbeit werden sollten, verlieren wir den Muth nicht. Je mehr wir uns bewusst sind, Gottes Wort nach der Schrift geredet zu haben, umso freier und ruhiger ertragen wir das abfällige Urtheil der Welt. Das Wort, welches Ignatius einst dem Polykarpus zugerufen, muss sich auch bei den Predigern des göttlichen Wortes bewahrheiten: „Stehe fest, unerschütterlich wie ein Ambos, auf den geschlagen wird: der wahre Streiter Gottes siegt, selbst wenn er geschlagen wird." Er muss siegen, weil sein ganzes Streben nur dahin gerichtet ist, dass nämlich Gott in allen Dingen gepriesen werde durch Jesum Christum.

Das ist das Ziel, dem wir nachjagen. Wir predigen nicht, um uns einen Namen zu machen, um unsere Ehre, unsern Ruhm dadurch zu erhöhen, zu vermehren. Sobald wir solche Nebenabsichten mit auf die Kanzel bringen, haben wir unsern Lohn dahin, haben wir aufgehört, Diener am Worte zu sein. Auch kenne ich nichts Traurigeres, als eine Gemeinde, die heimwärts zieht, mehr von dem Prediger erfüllt, als von der gepredigten Wahrheit. Gott bewahre uns vor diesen Lorbeeren! Sie verdorren, sie verwelken gar schnell, und bleiben sie auch längere Zeit hindurch grün und blühend für die Welt, so verbrennen sie zuletzt doch unter dem flammenden Auge des Herrn.

Man hat — bemerkt ein schwedischer Theologe*) — die Beobachtung gemacht, welche gewiss zu denken gibt, dass die Zeiten, in denen die Predigt am wenigsten ausrichtete, sich gewöhnlich durch die grösste Formvollendung auszeichneten, und einer der genialsten Männer der Neuzeit warnte auf seinem Sterbebette vor dem ästhetischen

*) Dr. K. G. Gez. von Schéele, Professor und Propst zu Upsala. Siehe „Allgemeine evangel.-lutherische Kirchenzeitung" vom 6. August 1880 Nr. 31. Leider ist mir dieser Artikel erst in der letzten Zeit bekannt geworden!

Christenthum als einer Schlinge, in welcher der Widersacher Gottes, öfter als man meine, seine Beute fange. Wohl war es ein herrliches Zeugniss, welches Cicero am Schluss einer seiner Reden entgegenscholl: „Schöner als dieser hat niemals ein Römer geredet!" aber herrlicher doch war jenes Zeugniss, welches Demosthenes nach einer Rede empfing, da Alle, die ihn gehört hatten, sich selbst und den Redner vergessend, wie mit einem Munde riefen: „Krieg gegen Philippus, Krieg!" Eine ähnliche Wirkung möchten wir als das Kriterium für die Predigt eines Schriftgelehrten bezeichnen, der zum Himmelreich gelehrt ist, wenn nämlich der Eindruck derselben, anstatt in ein Urtheil über den Prediger auszulaufen, wie leider allzu oft der Fall ist, unmittelbar aus der Tiefe der Herzen einen Schlachtruf erschallen lässt: „Krieg gegen unsern Erbfeind, die Sünde, Krieg auf Leben und Tod!"

Ebensowig werden wir dahin streben, dass unser Gott gepriesen werde durch unsern Jesum. — Eine Klippe, woran schon viele Prediger gescheitert sind, zur Rechten sowohl als zur Linken. — Wir dürfen allerdings unsere Eigenart nicht verleugnen, das Christenthum muss ja, um lebendig zu werden, ein individuelles Gepräge annehmen, aber hüten wir uns wohl, unsere Persönlichkeit so stark hervortreten zu lassen, dass die Gemeinde nicht mehr die Person von der Sache zu trennen vermag. Dadurch wird die Entwicklung des Reiches Gottes gehemmt, gehindert, keineswegs gefördert. Und was sind wir denn, um mit solcher Anmassung aufzutreten? „So Einer sagt: Ich bin Paulisch, der Andere aber: ich bin Apollisch; seid ihr denn nicht fleischlich? Wer ist nun Paulus? Wer ist Apollo? Diener sind sie, durch welche ihr seid gläubig geworden, und zwar so, wie es einem jeglichen der Herr verliehen. Ich habe gepflanzet, Apollo hat begossen; aber Gott hat das Gedeihen gegeben. So ist nun weder der da pflanzet, noch der da begiesset etwas, sondern Gott, der das Gedeihen gibt." (1. Cor. 3/4—7.)

Damit er aber das Gedeihen geben könne, haben wir auch ihn allein, den Gott der Offenbarung, den Gott der Bibel zu predigen, und zwar im Geiste der Wahrheit, der furchtlos und unerschrocken jedem Lügen- und Scheinwesen den Krieg erklärt; im Geiste der Heiligkeit, der unermüdlich das Göttliche pflanzt und pflegt; im Geiste der Liebe, der nur kämpft, um Frieden zu stiften; — mit solchem Nachdruck, mit solcher Freudigkeit, mit solcher Innigkeit zu predigen, dass der himmlische Vater durch Jesum Christum, seinen eingeborenen Sohn, unseren Herrn und Heiland, durch den Christum, der um unserer Sünde willen gekreuzigt wurde und um unserer Gerechtigkeit willen auferstanden ist, durch den ganzen, ungetheilten, unverkürzten Christum der Evangelien, in allen Dingen, in allen Reden, in allen Zeugnissen, in aller Herzen gepriesen, gerühmt, gelobt, verherrlicht werde!

„Freilich kommt es zu solchem Eindruck und solcher Wirkung nicht, wenn der Prediger nur über das Wort Gottes redet, sondern recht und voll nur dann, wenn das göttliche Wort sozusagen selbst aus ihm redet; das, wovon seine Predigt handelt, darf ihm nicht, mehr oder weniger, eine fremde Sache sein, sondern etwas, das in seine Seele eingedrungen ist, um danach als sein Eigenthum aus dem Innern hervorzuquellen. Es genügt nicht, dass Gottes Wort den Inhalt ausmache, sondern die Predigt muss durch des Predigers persönliches Zeugniss selbst ein Wort Gottes werden. Denn was ist doch im Grunde das Gottesreich, von dem alle jene Gleichnisse handeln, an welche unsere Predigtregel sich auf's engste anschliesst: was ist es in seinen lebenskräftigen Anfängen hier auf Erden Anderes, als der Heiland selbst? Er selbst ist in persönlicher Gestalt und Erscheinung „der gute Same", „das Senfkorn", „der Sauerteig", „der Schatz über alle Schätze", „die köstliche Perle", ja „das einsammelnde Netz" des Himmelreichs; und in dem Masse, wie wir uns in ihn hineingelebt haben, sind wir auch zum Himmelreich gelehrt, sind wir Mitbürger der

Heiligen und Gottes Hausgenossen, Glieder der Gemeinde der Erstgeborenen, die im Himmel angeschrieben sind." (Von Schéele. „Allgemeine evangelisch-lutherische Kirchenzeitung" Nr. 31, Jahrgang 1880.)

Wer sich rühmet, der rühme sich des Herrn! (1.Cor. 1/31.)

Wohl einer Gemeinde, wohl einer Kirche, wo die Prediger keine andere Ehre suchen als die — allerdings die höchste und schönste — Zeugen Jesu Christi zu sein! Da ist die Frage: „Was thut uns noth?" schon zur Hälfte beantwortet; da „werden die Berge von süssem Wein triefen und die Hügel von Milch fliessen, und alle Bäche in Juda werden voll Wasser gehen, und ein Quell wird ausgehen vom Hause des Herrn und wird das Thal Sichem tränken." (Joel 3/23.)

Doch dazu bedarf es auch eurer Mithilfe, Mitglieder der Gemeinde! „So Jemand ein Amt hat — fügt der Apostel hinzu — dass er es thue aus dem Vermögen, das Gott darreichet", und ein Amt hat Jeder unter euch. Ihr seid Familienväter, Staatsdiener, Lehrer, Fabrikanten, treibt ein bürgerliches Geschäft oder habt euch der Wissenschaft, der Kunst gewidmet. Jeder von euch hat ein Amt: übet dasselbe aus in der Kraft Gottes!

Eltern, begnüget euch nicht damit, euren Kindern die Regeln des äussern Anstandes oder der weltlichen Recht schaffenheit zu lehren; erzieht sie für Gottes Reich, für Christi Gemeinschaft — in der Kraft, die Gott euch darreichet.

Staatsdiener, denkt nicht blos an euren Vortheil oder an das augenblickliche irdische Wohl des Vaterlandes; wirket dahin, dass die Grundveste der Gesellschaft nicht untergraben werde, dass die Religion, der „höchste politische Factor, das Fundament der Staaten" (C. Laboulaye) erhalten bleibe!

Lehrer, wirket nicht blos auf den Verstand! Begnüget euch nicht damit, den Kopf eurer Schüler mit Kenntnissen vollzustopfen, verschaffet auch ihrem Herzen, ihrem Ge-

müthe, ihrer Seele die wahre Menschen- und Christenbildung; arbeitet dahin, dass die Schulen „wirkliche Officinae des heiligen Geistes werden, darinnen er die schönen jungen Köpfe artet, formirt und zurichtet zu seinem Dienste". (Anhang zur pommer'schen Kirchenordnung von 1568.)

Arbeitgeber, bietet euren Gehilfen nicht blos das irdische Brod an, sorget auch dafür, dass sie mit dem himmlischen Manna gespeiset werden! Unter allen Umständen aber zeigt und beweiset ihnen, dass auch für euch die Arbeit mehr ist, als ein schnödes Erwerbsmittel, dass ihr sie heilig haltet als eine Pflicht, die ihr zu Gottes Ehre zu erfüllen suchet!

Gelehrte, Schriftsteller, Journalisten, stellet eure Geistesgaben und Geisteskräfte in den Dienst der ewigen Wahrheit! Heilig ist euer Beruf! Entweihet ihn nicht durch Menschendienerei, Gefall- und Gewinnsucht! Benützet euren Einfluss, um das Volk, die Gesellschaft für die ewig bleibenden Güter zu gewinnen, zu begeistern!

Künstler, stellet die „schönen" Künste auch in den Dienst einer „schönen" Idee! Führet die Menschen an deren Hand durch die Hülle des Irdischen in die Welt der Ewigkeit hinein! Verwendet auch ihr das euch anvertraute Pfund zur Verherrlichung Gottes!

Und ihr besonders, Mitglieder unserer Kirchengemeinde, Gemeindevertreter, Presbyter, Abgeordnete unserer Superintendential-Versammlung, wirket dahin, ein jeder in seiner Weise, nach seiner Stellung, alle aber in der Kraft Gottes, dass der Leib Christi immer herrlicher auferbaut und das Wachsthum des Reiches Gottes unter uns immer mehr gefördert werde!

Glaubet nicht, dass das allgemeine Priesterthum „der Protestanten" blos von gewissen persönlichen Eigenschaften oder von der pünktlich erfüllten Steuerpflicht, beziehungsweise von der vorgeschrieben Höhe der geleisteten Beiträge abhängt. Eine Kirche, welche solche Begriffsverwirrung, die zuletzt in Parlamentspielen ausarten müsste, zuliesse,

würde sich ihr eigenes Grab graben. Wollt ihr mitarbeiten an dem Ausbau des kirchlichen Lebens, in kirchlichen Dingen mitberathen und mitentscheiden, so müsst ihr durch den Glauben zuerst Christo, dem Haupte, als lebendige Glieder verbunden und darnach durch die von dem Haupte ausgehende Kraft zu dem, eurem eigenthümlichen Berufe im Gottesreiche entsprechenden Dienste geschickt gemacht werden.

Ohne diesen Glauben, sagt ein auch in Oesterreich — und zwar als liberaler Theologe — wohlbekannter Professor*), gibt es allerwege kein Christenthum, und wenn auch Protestantismus, doch keine evangelisch-protestantische Frömmigkeit, zwei Begriffe, die etwas sorgfältiger geschieden zu werden verdienten, als gewöhnlich geschieht. Denn wie kräftig auch die evangelische Kirche im Gegensatze zu Rom das Recht und die Pflicht des Subjectes betont, persönlich seines Heiles gewiss zu werden, und die Gewissen darum freispricht von jeder äussern Autorität, so ist doch diese Freiheit nur die freilich unumgängliche Form, zu dem persönlichen Heilsbesitze zu gelangen, welche aber, wo sie losgelöst wird vom ernstlichen Heilsverlangen, zur leeren, gehaltlosen Negation herabsinken muss. Ein Protestantismus aber, der vor lauter Pochen auf die Gewissensfreiheit den evangelischen Inhalt des Heilsglaubens verliert, hat wenigstens kein Recht, sich evangelischen Protestantismus zu nennen: denn nur als nothwendige, formelle Bedingung zur persönlichen Aneignung des Heils, nicht aber als ein in sich selbst und für sich selbst werthvolles Gut ist die evangelische Gewissensfreiheit gemeint, wie überhaupt jede Freiheit nur Werth gewinnt durch die rechte Art, in welcher man sie gebraucht. Eben darum ist aber der Einzelne, welchen die evangelische Grundanschauung mündig spricht in Sachen des Heils, nicht jeder beliebige und Beliebiges für wahr haltende Mensch überhaupt, auch nicht jeder durch

*) Dr. Lipsius in den „Protestantischen Blättern für das evangelische Oesterreich", II. Jahrg., Nr. 14.

eine handvoll wissenschaftlicher oder sonstiger Kenntnisse „Gebildete", sondern nur der Heilsbegierige und durch Christus, wie ihn die Schrift als Urkunde des Heils bezeugt, im persönlichen Glauben seines Heils gewiss gewordene Christ. Und nur von denen, die als lebendige Bausteine dem Eckstein, welcher Christus ist, eingefügt sind, gilt das Wort der Schrift, dass sie ein heiliges Haus und ein heiliges Priesterthum sind, ein heiliges, auserwähltes Geschlecht, welches als das neue Eigenthumsvolk des Herrn an die Stelle des alten Bundesvolkes getreten ist.

Wohlan denn! wirket dahin, in der Kraft Gottes, dass Christi Name verherrlicht werde!

In der Kraft Gottes! Merket es wohl! Gott reichet euch das Vermögen dar. Mit der Bürde verleiht er uns zugleich die Kraft. Ihr dürft euch daher nicht auf eure Schwachheit, auf eure Unbeholfenheit oder auf eure Unkenntniss berufen, um diesen Verpflichtungen auszuweichen. Das Vermögen reichet euch Gott dar. Er gibt zum Wollen das Vollbringen. So wirket denn, während es noch Tag ist, auf dass auch von euch, in allen Dingen, Gott gepriesen werde durch Jesum Christum!

Auf dass Gott durch Jesum Christum gepriesen werde — in allen Dingen! Diesem Ideale habt auch ihr nachzujagen! Selbstsüchtige Zwecke dürft ihr so wenig als die Prediger verfolgen. Was ihr auch thut, was ihr auch leistet oder schon geleistet habt, es hat nur insofern einen Werth, als es zur Ehre Gottes geschieht oder geschehen ist. So lasst denn in allen Dingen die Ehre Gottes der einzige, der erste und letzte Beweggrund sein eurer Mitwirkung und eurer Mitarbeit. Euer Zeugniss hat oft, weil es kein amtliches ist, viel mehr Gewicht als das unserige. Wohlan denn, haltet damit nicht zurück — auf dass Gott durch Jesum Christum gepriesen werde!

Auf dass Gott durch Jesum Christum gepriesen werde! .... Habt ihr es schon gemerkt? Das gleiche Ziel, dem die Prediger nachzujagen haben, wird auch euch vorgehalten.

Was wohl daraus folgen mag? Es folgt daraus die Nothwendigkeit, fest zusammenzuhalten, sich eng an einander zu schliessen und einmüthig mit einander für die Eine Sache zu wirken. Weg denn mit jedem Misstrauen, weg mit dem thörichten Wahne, dass die Interessen der Einen durch die Interessen der Anderen gefährdet werden könnten! Wir, als die von Einem Stamme, stehen auch für Einen Mann. Wir schliessen mit einander ein heiliges Bündniss und wirken zusammen, mit vereinten Kräften, dahin, dass in allen Dingen Gott gepriesen werde durch Jesum Christum.

Also wird die Welt erkennen,
Dass wir seine Jünger sein!

Die Frage „Was thut unserer Kirche noth?" war zur Hälfte beantwortet mit dem Hinweise auf die Predigt aus dem Geiste Gottes. Ganz beantwortet ist die Frage mit dem Hinweise auf die Thätigkeit in der Kraft Gottes. Beseitigt aber wird die Frage vollständig, wenn in der Gemeinde, in der Kirche, alle Christen, weltlichen und geistlichen Standes, mit einander ihr Panier aufwerfen im Namen Gottes und es hoch halten mit einander in der Kraft Gottes.

Dann haben wir, was wir brauchen, dann ist uns geworden das Eine, was noth thut.

Oder scheint euch etwa die Antwort zu einfach? Sehet vielmehr, wie sie ganz und durchaus dem Wesen der christlichen Kirche entspricht. Welcher Baumeister hat denn den Plan für das neue Jerusalem entworfen? Welche Commission hat die Gesetze für das neue Weltreich berathen und beschlossen? Kein Mensch sah den Bau des neuen Jerusalems, die Menge der Arbeiter, die unfertigen Mauern, die ungepflasterten Strassen. Niemand vernahm den Ton der Kelle oder der Haue. Es kam aus dem Himmel herab von Gott; es entwickelte sich, wenig beachtet von den Menschen, in der Stille. Die Geschichte ist hier zugleich eine Weissagung. Wie der Anfang, so die Entwicklung. Wie die Gründung, so die Erhaltung. Im Reiche Gottes bleiben sich die Staatsgrundgesetze immer gleich.

So lasst uns denn aus dem Geiste Gottes reden, in der Kraft Gottes wirken! Im Uebrigen seien wir ohne Sorgen!

Wenn Christus seine Kirche schützt,
So mag die Hölle wüthen!
Er, der zur Rechten Gottes sitzt,
Hat Macht, ihr zu gebieten.

Denn ihm ist die Ehre:

Jesus Christus herrscht als König,
Alles wird ihm unterthänig,
Alles legt ihm Gott zu Fuss.

Ihm ist die Gewalt:

Himmel, Erde, Luft und Meere,
Aller Creaturen Heere
Müssen ihm zu Diensten stehen,
Was er will, das muss geschehen.

Ihm ist die Ehre und Gewalt von Ewigkeit zu Ewigkeit:

Dessen Stuhl ist unumstösslich,
Dessen Leben unauflöslich,
Dessen Reich ein ewig Reich.

Das ist die Zuversicht des Apostels Petrus. Das bleibt unsere Zuversicht. Dazu sprechen wir: Amen, Amen, Amen.

XXVIII. Der Christen Trost und Freude inmitten der Leiden.

I. Petr. 4/12—13.

In den vorhergehenden Versen hat der Apostel seine Leser ernstlich und eindringlich ermahnt, ihren Wandel in herzlicher, brünstiger Liebe zu führen, sich gegenseitig mit den empfangenen Gaben zu dienen, aus dem Geiste Gottes zu reden, in der Kraft Gottes zu wirken, auf dass Gott in allen Dingen gepriesen werde durch Jesum Christum, und diese Ermahnung zuletzt mit einem feierlichen Amen, mit einer besonderen Erhebung des Herzens zu Gott, bekräftigt. Aber kaum war er auf dieser Höhe angelangt, als er, wie im Fluge, die tausend und abermals tausend Trübsale und Leiden, welche den Christen auf ihrem Glaubens- und Liebeswege begegnen, erblickte, und sich, seines Trösteramtes eingedenk, gedrungen fühlte, die armen Pilgrime zu ermahnen, vor diesen Leiden ja nicht zurückzuschrecken, dieselben vielmehr um Christi willen, ohne Befremden, mit Freude sogar zu ertragen.

So sind diese Worte mit den vorigen verbunden. Die strenge Ordnung ist nicht gelöst, der enge Zusammenhang ist nicht aufgehoben. Vielmehr finden wir hier die Widerlegung aller Bedenken, welche die Christen abhalten könnten, den vom Apostel bezeichneten Weg zu betreten und wir erfahren zugleich, „wie die göttliche Traurigkeit wirket zur Seligkeit, eine Reue, die Niemand gereuet". (2. Cor. 7/10.)

Meine Lieben! Mit diesen freundlichen Worten wird die ernste Mahnung eingeleitet. Wie eindringlich, wie

herzlich klingt doch diese Anrede! Welch' ein inniges Mitgefühl zittert durch dieselbe hindurch! Mag auch die Welt gegen euch wüthen und toben, scheint der Apostel zu sagen, meine lieben Brüder, meine theuren Glaubensgenossen bleibt ihr doch! Welch ein kräftiger Trost, welch eine süsse Erquickung für die schwer Bedrängten! Wer einmal in Noth gewesen ist und den Segen einer innigen Herzensgemeinschaft gekostet hat, der weiss, welch eine Fülle von Lebenskraft in solchen Herzensworten verschlossen ist.

Aber der Apostel spricht auch diese Worte nicht aus sich selbst. Er sagt sie aus im Namen und Auftrage Gottes, in dessen Dienst er steht; er ruft sie ihnen zu als „Gottes Wort". Trotz allen Anfechtungen und Versuchungen bleiben sie immerhin, auch für Gott, die Auserwählten des Herrn, das königliche Priesterthum, das heilige Volk, das Volk des Eigenthums.

So ist denn diese Anrede noch mehr als ein „Tropfen erquicklicher Kühlung", sie ist ein Gruss vom Himmel, ein Liebeszeichen vom Vater, ein freundlicher Zuspruch von dem Gott aller Güte und Barmherzigkeit.

Und nun erst, nachdem er die Pilgrime seiner und ihres Gottes Liebe versichert hat, geht er zu der Ermahnung über: „Lasset euch die Hitze, so euch begegnet, nicht befremden!" Ernst, fast wehmüthig ist der Ton, den der Apostel anschlägt, aber noch immer klingt seine herzliche Liebe nach. Kein Wort des Tadels! Keine Spur von Unmuth! Kein Zeichen von Unwillen oder Unzufriedenheit! Er schilt nicht, er richtet nicht, er kanzelt nicht ab, er bittet, er mahnt nur, wie ein Vater seine Kinder: „Lasset euch nicht befremden".

Seine Liebe aber verleitet ihn nicht zur Schwachheit. Er ist kein Vater, der seine Kinder verzärtelt. Er spricht als Mann zu Männern, klar, offen, aufrichtig. Auch ist das die einzige Sprache, welche die Geliebten Gottes gerne hören, leicht verstehen. Nichts ist ihnen grässlicher, als falsche Propheten, welche süsse Leckerbissen auftragen, wo

starke Speise noth thut, oder Friede, Friede rufen, wo doch kein Friede ist. Der Apostel weiss von solchen Trügereien oder Klügeleien gar nichts. Er geht gerade aus, verheimlicht, verbirgt seinen lieben Mitpilgern gar nichts und deutet, mit inniger Liebe zwar, aber zugleich mit heiligem Ernst, auf die Trübsale hin, welche ihnen begegnen, auf die Gefahren, die sie treffen, auf die Kämpfe, die ihnen bevorstehen werden. Und damit sie selbst nicht versucht werden, sich irgend welcher Täuschung hinzugeben, ihre Kraft zu überschätzen, oder der Leiden Grösse zu unterschätzen, nennt er die Trübsale beim rechten Namen, bezeichnet deren Wesen mit dem höchst charakteristischen Worte: „Hitze", d. h. brennende Gluth, Feuerprobe. Das haben die Christen, die Geliebten Gottes, zu erwarten.

Ach! wie schwer wird es Einem, sich dahinein zu finden. Man ist so leicht versucht zu glauben, dass Jünger Christi, welche Freunde und Feinde mit jener Liebe umfassen, die Gottes Geist allein erwecken kann, dass Kinder Gottes, welche durch ihr Beispiel, durch ihre guten Werke für die Welt ein Segen, eine Wohlthat werden, dass die Geliebten des Herrn, welche aus dem Geiste Gottes reden, in der Kraft Gottes wirken, nichts Anderes einernten sollten, als Anerkennung, Dank und Ehre. Und es gibt immer noch Neulinge genug, die nicht verstehen können, wie Liebe Hass zu erzeugen vermöge. Allein die erfahrenen Christen wundern sich nicht mehr darüber. Sie wissen, dass kein Glaubensleben ohne „Hitze" geführt werden kann. Das haben auch jene zerstreuten Kreuzträger zur Genüge erfahren. Geschmäht, verleumdet, verhöhnt, verspottet, verfolgt, mit „überthierischen Grausamkeiten" gemartert — so mussten sie, die Geliebten Gottes, durch die brennende Gluth hindurchziehen. Gottlob! diese Zeiten sind für uns wenigstens vorüber. Durch den ersten Artikel der Staatsgrundgesetze wird heute in allen Verfassungen civilisirter Staaten die Gleichberechtigung der Glaubensbekenntnisse, die Gewissensfreiheit gewährt, zugesichert. Dessen unge-

achtet brennt die Hitze immer noch fort, fehlt es auch heute nicht an mannigfaltigen Anfechtungen und Verfolgungen, sobald wir mit unserem Glauben Ernst machen und denselben in Wort und Wandel vor aller Welt freudig bezeugen wollen. Fragt jenen Pfarrer, der auf der Kanzel und unter der Kanzel nichts Anderes kennen will, als Jesum Christum, sein Wort und sein Heil; fragt jenen Gelehrten, der, aller Welt zu Trotz, für die göttliche Wahrheit einzutreten den Muth hat; fragt jene Gattin, welche ihrem Manne Alles geopfert, ausgenommen den Glauben, die Herzensüberzeugung; fragt jene Tochter, welche, den Eltern zuwider, die Christenkrone höher achtet, als allen Tand der Welt; fragt jenen Arbeiter, der, seinen Genossen gegenüber, den unumwunden bekennt, der da ist der Weg, die Wahrheit und das Leben; fragt die Geliebten des Herrn aus allen Ländern, aus allen Kirchen, sie werden euch einstimmig antworten: die „Hitze" dauert noch immer fort.

Sie begegnet, sie widerfährt allen Christen ohne Ausnahme. Ueberseht die Worte nicht: sie begegnet, sie widerfährt. Sie braucht nicht aufgesucht, mit Gewalt herbeigerufen zu werden. Sie kommt von selbst. Wer das Märtyrerthum aufsucht, eine Art Wollust darin empfindet, den Hass der Ungläubigen wider sich zu erregen, die Welt durch unlautere Bekenntnisssucht oder aufgeblasenen Bekenntnissstolz zu reizen, zu ärgern, der leidet an den Folgen seines pharisäischen Dünkels, der brennt in einem Feuer, das er selbst angezündet hat. Der wirkliche Zeuge Jesu Christi benimmt sich ganz anders. Er hütet sich wohl, herausfordernd aufzutreten. Er dient seinem Herrn mit allem Eifer, er zeugt von dem Evangelium mit aller Kraft, aber ohne zu verletzen, zu reizen. Er ruft die Trübsale nicht herbei, er lässt sie an sich herantreten. Sobald ihm aber dieselbe begegnet, widerfährt, dann erträgt er sie mit Geduld, ohne Befremden!

Ja, ohne Befremden, denn er weiss, „dass ihm nichts Seltsames widerfährt". In der That, was ist natürlicher,

als dass unser Fleisch selbst herrschen möchte und kein Mittel scheut, um die eigene Herrschaft zu behaupten, Gottes Gewalt über Verstand, Herz und Gemüth zu zerstören? Die Hitze befremdet uns nicht.

Was ist natürlicher ferner, als der Hass der Welt gegen christliche Lehre und christlichen Wandel? Wie könnte sie lieben, was ihr eigenes Wesen verdammt, vernichtet? Wahrlich, es befremdet uns nicht, wenn sie „im priesterlichen Kleide das Feuer herbeiträgt, um die Lästerer ihrer Geschichten, die Verderber aller ihrer schönen Sachen, die Zerstörer ihrer Ruhe, zu Ehren ihrer Götzen langsam oder schnell zu peinigen und zu verbrennen!" (Kohlbrügge.)

Was ist natürlicher endlich, als dass die Knechte das Gleiche erdulden, wie ihr Herr? „Er kam in sein Eigenthum, und die Seinen nahmen ihn nicht auf." Hat man ihm für seine Freuden Schmerzen, für seine Wohlthaten Undank, für seine Liebe Hass, für sein Leben bitteren Tod gereicht, so dürfen wir uns wahrhaftig nicht wundern, wenn wir das Gleiche zu erdulden haben. Es wäre vielmehr im höchsten Masse seltsam, bedenklich und Misstrauen erweckend, wenn man den Hausvater Beelzebub, seine Hausgenossen hingegen Engelskinder nennen würde. Nein, die Hitze befremdet uns nicht. Wir tragen sie mit Geduld!

Umso leichter, als wir wissen, dass das Feuer nicht von Menschen, aus Hass und Rache, geschürt wird, sondern von Gott zugelassen wird zur Prüfung, zur Läuterung. Die Hitze widerfährt euch — lehrt der Apostel — dass ihr versuchet werdet. Das Christenthum gewährt nämlich so viele himmlische Güter und herrliche Gaben, so mannigfaltige Tröstungen und Hoffnungen, dass am Ende ein Jeder sehr leicht Christ sein und bleiben möchte, wenn es ihm auch in der Zeit ein angenehmes Los bereitete. Es würde dann Niemandem einfallen, das Evangelium zu verwerfen. Ueberall würde es freudige Aufnahme finden, als die schönste aller Zugaben. Aber so darf das Christenthum nicht verkannt oder unterschätzt werden. Es muss uns

Alles werden oder gar nichts. Wir können nicht hier etwas von der Welt Art und dort wieder etwas von des Evangeliums Eigenthümlichkeiten beibehalten. Was die Sünde getrennt hat, darf der Mensch nicht zusammenfügen. Wir müssen uns dafür oder dagegen entscheiden. Einen Mittelweg gibt es nicht. Ueber das Entweder Oder kommen wir nicht hinaus. Wir brauchen die Prüfung, damit wir genöthigt werden, eine Wahl, eine Entscheidung zu treffen. Haben wir aber die Wahl getroffen, dann gilt es ferner treu auszuharren, mit aller Kraft bei dem zu verbleiben, wozu wir uns entschieden haben, durch die That zu beweisen, dass wir wissen, was wir gethan, dass wir besonnen und nüchtern in unserer Wahl gewesen sind. Gott will keine Halben. Vor ihm bestehen nur die Ganzen, die Männer von echtem Schrot und Korn. Ob wir dazu gehören, das wird nun wieder durch die Prüfung offenbar.

Erst wenn die Welt zu schmähen anfängt, erfahren wir, was uns im Grunde lieber ist: Christi Schmach oder der Welt Ehre. Erst wenn die äusseren Erfolge ausbleiben, erkennen wir, was uns höher steht: der Welt Lob oder Gottes Beifall. Erst wenn die Noth uns drückt und drängt, enthüllen sich die bisher verborgenen Herzensgedanken: ob die Seele auf dem festen Grunde steht oder in confuser Schwärmerei schwelgt. Erst wenn die Freunde uns verlassen, zeigt es sich, worauf wir gebaut, worauf wir bauen wollen: auf Gottes Grund oder des Menschen Arm. „In dem Feuer, in der Hitze merken wir erst, was unser Glaube war und ist: leeres Stroh, hohles Blech oder lauteres Gold." Die Prüfung kann und darf nicht ausbleiben. Ja, wir selbst sollten sie herbeiwünschen, denn nichts ist uns unentbehrlicher als die Selbsterkenntniss und durch nichts wird dieselbe mehr gefördert als durch die Prüfung.

Habt ihr diese Prüfungen bis jetzt wohl bestanden? Als ihr hier vor dem Abgrunde eures Gutes und eurer Ehre, dort vor dem Grabe eurer lieben Angehörigen, das einemal vor dem leeren Brodschrank, das anderemal vor dem Bette eines lieben Kranken gestanden, als die Wasser-

wogen und Wellen über euch gingen, die Fluthen daherrauschten, dass hier eine Tiefe, da eine Tiefe brauste — was habt ihr empfunden, gefürchtet, gehofft, erfleht?

Wohl euch, wenn euer Glaube wie geläutertes Gold aus dem Schmelztiegel hervorgegangen ist, wenn das Bekenntniss des Mundes durch das Bekenntniss der That versiegelt wurde! Dann habt ihr euch erwiesen als Reben am Weinstocke Christi. Dann habt ihr die Probe als Jünger des Herrn bestanden.

Seid ihr aber Jünger, so werdet ihr die Leiden nicht nur ohne Befremden, sondern sogar mit Freude ertragen. Zu dieser Höhe will uns der Apostel hinaufführen. Darum fährt der Apostel fort: „Sondern freuet euch, dass ihr mit Christo leidet", richtiger, freuet euch in dem Masse, als ihr Theil habt an den Leiden Christi. Die Jünger des Herrn begnügen sich auch nicht damit, nichts seltsames zu finden in der Hitze, die Leiden geduldig zu ertragen, die Trübsale ruhig über sich ergehen zu lassen, weil es einmal nicht anders sein kann. Der träge, kraft- und willenlose Fatalismus der Morgenländer hat mit der christlichen Geduld nichts gemein. Die Christen sind thätig auch mitten im Leiden: sie freuen sich. Die Apostel freuen sich, dass sie würdig erfunden werden, um des Namens Jesu willen, Schmach und Streiche zu leiden. Stephanus freute sich, als die Schmerzen am heftigsten entbrannten, und diese Freude legte ihm die Fürbitte in den Mund: Herr, behalte ihnen diese Sünde nicht! Paulus und Silas freuen sich im Kerker zu Philippi und singen Loblieder bei verschlossenen Thüren. Und wenn wir die Zeiten alle seit der Gründung der christlichen Kirche durchlaufen möchten, so würden uns von allen Enden und Ecken die Lobgesänge entgegentönen, welche treue Zeugen Christi, inmitten ihrer Leiden, zu Ehren Gottes und Christi angestimmt haben. Sie sind nicht nur nicht befremdet, sondern sie freuen sich. Wo das Fleisch sein „Ach" oder sein „Aber", da stellt der Geist Gottes sein „Sondern" hin. Und dies „Sondern" hat eine merkwürdige Kraft.

Es erweckt zur heiligen Freude. Warum? Weil unsere Leiden eine Theilnahme sind an Christi Leiden, weil sie im Zusammenhange stehen mit den Leiden dessen, der gesprochen: „Nehmet auf euch mein Joch und folget mir nach." Ach! wir konnten einst nicht mit ihm leiden, als er dort am Kreuze zu Golgatha hing und allein, zum Heile der Welt, die grösste, die wunderbarste aller Schlachten geschlagen, den Frieden mit Gott erfochten. Da standen wir noch unter den Feinden und er hat für uns, um unsertwillen gestritten, gesiegt. Und wir können auch heute nicht mit ihm leiden, wie es die römische Kirche lehrt, um sühnende, verdienstliche Werke zu verrichten, um zu vollenden an uns, was Christi Opfer ergänzen könnte. Seitdem aus des Gekreuzigten Munde die Worte ertönten: „Es ist vollbracht", ist sein Opfer vollkommen, seine Versöhnung hinlänglich. Aber es kann uns dieselbe Feindschaft gegen das Heilswerk Gottes, unter welcher er gelitten hat, auch treffen; es kann sich der Hass, den die Welt gegen das Haupt empfindet, auch gegen seine Glieder kehren; es kann die gleiche Wuth, die ihn verfolgt, auch an uns sich kühlen. Insofern nehmen wir Theil an seinen Leiden, und insofern als wir dies erfahren, freuen wir uns. Diese Leiden sind uns ein Beweis, dass wir in inniger Gemeinschaft stehen mit Christus; sie sind eine Anerkennung, welche die Welt, in ihrer Weise, unserm Glauben zollt; sie sind eine Auszeichnung, die sie uns, im Unterschiede von allen Gleichgiltigen oder Halbgläubigen, gewährt; sie sind die kräftige Bezeugung dafür, dass wir uns nicht getäuscht haben, als wir einst aus Christi Mund die Worte zu hören glaubten: „Du, folge mir nach!" Wir freuen uns! „O, wo zwei, drei Kreuzgefährten zusammen sind — wie viel mehr wo mehrere zusammen sind — da können sie lachen, heilig lachen, so lachen, dass die Hölle davor erbebet." (Kohlbrügge.)

Ja, freuet euch, dass ihr mit ihm leidet, und wahret, pfleget die Freude, „a u f d a s s i h r a u c h, z u d e r Z e i t

der Offenbarung seiner Herrlichkeit, Freude und Wonne haben möget". Auch hier bricht die Liebe des Apostels und die Barmherzigkeit Gottes wieder mächtig hervor. Der Geist Gottes hält uns nicht blos die Leiden vor, die uns auf Erden begegnen, sondern auch die Freude, die uns droben erwartet. Er führt uns über die Trübsale hinaus in die ewige Freude und Wonne. Gott weiss, wie sehr wir dieses Trostes bedürfen, er will uns denselben nicht vorenthalten. Ein aussichtsloses Leiden würde unsere Kräfte zuletzt übersteigen, den Freudenkeim ersticken, aber ein Leiden in der Hoffnung erhält und erhöht die Sehnsucht nach der ewigen Freude. Von Leiden zu Leiden wandern, in trüber Nacht, durch dichte Nebel einherpilgern, ohne Hoffnung auf einen Sonnenaufgang, das vermag kein Mensch. Wir brauchen die Hoffnung auf einstige Erlösung. Die erhält den Muth, die stählt die Kraft, die stärkt im Wachen und Beten. Und weil Gott uns in Gnaden zu dieser Hoffnung berufet, freuen wir uns hier in unsern Leiden, auf dass wir uns auch droben frohlockend freuen mögen in der Herrlichkeit. Eine Quelle von Freuden ist uns die Theilnahme an Christi Leiden, aber die Gewissheit einst auch an Christi Herrlichkeit theilnehmen zu dürfen, die gibt uns einen Vorgeschmack der Seligkeit, die uns im Himmel erwartet. Wir leiden, um mit ihm leben und sterben, mit ihm herrschen und dulden, mit ihm triumphiren zu können. „Gleichwie unsere weltlichen Regenten treue und standhafte Diener und Ueberwinder mit Ordenszeichen auszeichnen, so zeichnet der Herr aller Herren seine treuen Diener und Ueberwinder mit Leidenskreuzen aus und will sie damit erfreuen als mit einem Ehrenkreuz und Pfand und einer gewissen versichernden Anwartschaft auf die grosse Ehre, dass sie, als die, so mit Christo standhaft ausharren in Leiden, einst Freude und Wonne haben werden." (Zeller Beugg. Bl.)

Aber das ist Lohnsucht, höre ich sagen. O nein. Es klebt dieser Erwartung gar nichts Unreines oder Fleischliches

an; sie wurzelt weder in der Lohn- oder Selbstsucht, noch in der Selbstgerechtigkeit; sie ist vielmehr das natürliche, gottgewollte Verlangen der erlösten Seele, das Heil, das ihr hier geworden, einst vollkommen zu geniessen, endlich einmal dorthin zu gelangen, wo ihr Heiland lebt. Und diese Freude wird ihr gewährt, diese Sehnsucht wird befriedigt werden „zu der Zeit der Offenbarung seiner Herrlichkeit". Dann werden sie Freude und Wonne haben in Hülle und Fülle, dann wird das Beben, Weinen und Zagen aufhören und das ungetrübte Frohlocken beginnen, dann wird „kein Verbanntes mehr sein; und der Stuhl Gottes und des Lammes wird darinnen sein, und seine Knechte werden ihm dienen und sehen sein Angesicht, und sein Name wird an ihren Stirnen sein, und wird keine Nacht da sein und nicht bedürfen einer Leuchte oder des Lichtes der Sonne; denn Gott der Herr wird sie erleuchten, und sie werden regieren von Ewigkeit zu Ewigkeit" (Apok. 22/3—5); dann werden wir, gleich den Gefangenen Zions nach ihrer Erlösung, sein wie die Träumenden und unser Mund voll Lachens, unsere Zunge voll Rühmens wird loben und singen: „Der Herr hat Grosses an uns gethan, der Herr hat Grosses an uns gethan, dess sind wir fröhlich." Ps. 126.

O welch ein Jubel wird erklingen,
Welch Lobgetön im Vaterhaus!
Schmerz, Seufzen, Leid wird ferne weichen,
Es wird kein Tod uns mehr erreichen,
Wir werden unsern König sehen.

Freuet, freuet euch! Nehmet erfreut sein Joch und folget Jesu nach! Bald wird er euch einführen in sein Reich, wo Friede und Freude lacht. Bald werden sich die Pforten des Himmels vor euch öffnen. Freuet euch!

Dort wartet schon die frohe Schaar,
Fort, fort mein Geist zum Jubiliren,
Auf, gürte dich zum Triumphiren,
Auf, auf, es kommt das Ruhejahr!

XXIX. Der Christen Seligkeit inmitten der Schmach.

1. Petr. 4/14—15.

Freuet, freuet euch! Nehmet auf euch sein Joch und folget Jesu nach! Bald wird er euch aufnehmen in sein Reich, wo Fried' und Freude lacht. Bald werden sich die Pforten des Himmels öffnen. Freuet euch! — Diese Worte, mit welchen wir unsere letzte Betrachtung geschlossen, haben Eingang gefunden in unsere Herzen, uns neue Freudigkeit eingeflösst, mit frischem Muthe erfüllt. Nur Eines hat einen wehmüthigen Nachklang hinterlassen, hat unsere Freude zu trüben gedroht: das kleine Wörtlein „bald". Bald, ja bald, seufzen einige Kreuzträger, aber wie wird es uns bis dorthin ergehen? Laufen wir nicht Gefahr, den Versuchungen unterdessen zu unterliegen? Wird unsere Freudigkeit nicht erschlaffen, unser Muth nicht erlahmen, wenn sich das „Bald" in die Länge ziehen sollte? Bald — welch ein schönes und doch welch ein besorgnisserregendes Wort!

Der Apostel hat auch diese Klagen vorausgesehen. Darum beeilt er sich so sehr, unseren geängstigten Gemüthern den rechten Trost zu spenden. Von den lichten Höhen der ewigen Herrlichkeit führt er uns wieder in die Gegenwart zurück und verweist uns, zu unserer Beruhigung, auf die Freude und Wonne, welche den Christen schon hier auf Erden beschieden ist. Die Gottseligkeit, mahnt er im Einklange mit dem Apostel Paulus, hat die Verheissungen nicht blos des zukünftigen, sondern auch des gegenwärtigen

Lebens. Wer mit Christus leidet, um Christi willen geschmäht wird, erwartet zwar mit Sehnsucht die ewige Freude und Wonne, aber er geniesst schon auf Erden, trotz aller Schmach, die himmlische Seligkeit. Er ist selig, weil der Name der Herrlichkeit und mit demselben der Geist Gottes auf denjenigen ruhet, die um Christi willen geschmähet werden.

Selig seid ihr, wenn ihr geschmähet werdet über dem Namen Christi! Dass die Christen um ihres Herrn willen geschmähet werden, ist uns eine bereits wohlbekannte Thatsache. Wir wissen, mit Luther zu sprechen, dass Christus ein hässlicher Name ist vor der Welt. Wir wissen, dass die verstockten und verblendeten Menschen eine höllische Freude daran finden, den Gliedern Christi entgelten zu lassen, was sie dem Haupte nicht mehr anthun können. Aber wir wissen auch, dass die treuen Jünger Christi selig sind unter dem Kreuze, selig trotz des Kreuzes, ja selig durch das Kreuz. Und diese Seligkeit ist kein leerer thörichter Wahn, keine schwärmerische Einbildnng, kein hohler Traum einer krankhaften Phantasie: sie ist Wahrheit und Wirklichkeit.

Sie hat ihren festen Grund zunächst darin, dass der Name Christi, der Name der Herrlichkeit, auf uns ruht. — Was der Tempel im alten, das sind wir im neuen Bund. Wie er damals einen Ort erkoren, dass „sein Name daselbst wohne" (5. Mos. 12/11), so sind wir jetzt die lebendigen Steine, das geistliche Haus, das auserwählte Heiligthum. Und wie dort, so will er auch hier das Haus seiner Herrlichkeit zieren: der Name Christi ruht auf uns. Wo aber Christi Name ruht, da ruht auch seine Herrlichkeit. Wer ihn trägt, wird durch ihn in die Seligkeit hineingetragen, verklärt und herrlich gemacht, wie er Christum selbst verklärt und verherrlicht hat!

Christi Leben wird unser Leben. Sein Name die Wurzel, aus der wir Leben saugen, die Quelle, aus der wir trinken, das Brod, das uns nährt, die Stärke, in welcher wir überwinden. Wie er gekreuzigt wurde, wird auch in

uns, durch die Kraft seines Namens, das Fleisch gekreuzigt mit allen seinen Lüsten und Begierden, Schwächen und Sünden, dass er in uns und wir in ihm leben. Wie er begraben wurde, wird unser irdisches Leben mit Christo zum Tode begraben durch die Taufe. (Röm. 6/4). Wie er auferstanden, stehen wir auf um in der Neuheit eines göttlichen Lebens zu wandeln. Wie er gen Himmel gefahren, so trachten auch wir nach dem, was droben ist, wo Christus sitzt zur Rechten Gottes. Christus wächst und reift in uns heran zum vollen Alter, zum reinen, verklärten, heiligen Menschenleben. Seine Erhöhung ist unsere Erhöhung, sein Sieg unser Sieg, die Fülle von Seligkeit, die über seine verklärte Menschheit ausgeflossen, strömt über, in immer weiteren Kreisen, auf die Glieder, die mit ihm eins geworden sind im Glauben und Leben, im Kämpfen und Leiden. Wie Sonne, Mond und Sterne die Herrlichkeit Gottes erzählen und ein stilles Opfer ihm bringen Tag und Nacht, so bringt Christus, die Sonne der Gerechtigkeit, inmitten des Sternenhimmels aller erlösten Seelen, das Haupt in und mit den Gliedern, Gott dem Allerhöchsten, das reinste, wohlgefälligste Opfer der Anbetung und des Dankes dar. Und dadurch, dass wir uns mit ihm dem himmlischen Vater opfern, wird das unersättliche Sehnen unseres Herzens gestillt. Wir haben nun den Grund gefunden, der unsern Anker ewig hält; wir sind der Barmherzigkeit des Königs aller Könige, unseres grossen Gottes in Christo versichert, wir besitzen die eine „köstliche Perle", die mehr werth ist, als alle Schätze der Welt, das Verdienst Christi, das uns auf ewig bereichert; wir sind mit dem Rock der Gerechtigkeit, mit den Kleidern des Heils angethan; wir sind des reichen Vaters liebste Kinder, unseres Heilands Miterben; wir werden durch Christus, der durch den Glauben in unsern Herzen wohnt, vor Gott einst gerechtfertigt; wir ruhen in dem, der uns gemacht worden ist zur Weisheit und zur Gerechtigkeit, zur Heiligung und zur Erlösung. (I. Cor. 1/30.) Wir sind selig!

Mag nun die Welt schelten und schmähen, schimpfen und spotten, der Name des Herrn wird, aller Schmach zu Trotz, an unsern Stirnen prangen, denn unter allen Namen auf Erden ist Christi Name doch der herrlichste: wer ihn trägt, ehrt sich selbst. Blicket nur hinein in die Geschichte! Die alten Reiche vergehen, verfaulen oder stürzen zusammen: sein Reich trotzt allen Mächten und Kräften der Hölle. Selig wer, kraft seines Namens, zu diesem Reich gehört! Blühende Philosophenschulen zerfallen in tausend Atome. Seine Gemeinde lebt und siegt immerfort, eine Gemeinde, die ohne Gewalt einem Haupte gehorcht, einem Gesetze sich fügt, einen Gedanken hegt! Selig wer, kraft seines Namens, die Zuständigkeit in dieser Gemeinde erworben! Dankbare Schüler sassen zu den Füssen erleuchteter Weisen: die Schüler starben dahin, mit ihnen erstarb die Liebe. Er ist schon längst gestorben, er ist seit Jahrhunderten von der Erde geschieden, dennoch lebt er ewig fort in den Herzen: die Liebe zu ihm bleibt unwandelbar. Und in seinem Namen liegt noch immerwährend eine lebenerzeugende, schöpferische Macht, die sich Allen mittheilt, die an ihn glauben und mit hohen, überirdischen Kräften Alle durchdringt, die sich des Herrn rühmen!

Ja rühmen, es sei mit Nachdruck betont, und wir haben Ursachen genug, uns inmitten der Schmach zu rühmen, denn der herrlichste aller Namen gewährt uns auch die schönste aller Herrlichkeiten. Es umleuchtet ihn nämlich eine Herrlichkeit, die vor Gott giltig ist.

„Das ist mein lieber Sohn", spricht der Herr, „an dem ich Wohlgefallen habe." Selig, wer des Sohnes Namen trägt: Gottes Herrlichkeit ruht auf ihm! .... Eine Herrlichkeit, welche die Engel entzückt. Hört wie sie mit grosser Stimme ihren Lobgesang ertönen lassen: „Das Lamm, das erwürget ist, ist würdig zu nehmen Kraft und Reichthum und Stärke und Ehre und Preis und Lob." Wohl dem, der auf Erden schon in diesen Lobgesang mit einstimmt: er ist den Engeln gleich, er ist selig. .... Eine Herrlichkeit, die nur Kindern

Gottes verliehen wird. Die Erlösten alle, welche in seinem Kreuze das Heil, in seinem Tode das Leben, in seiner Auferstehung die Gerechtigkeit gefunden, die Millionen und Millionen von Zeugen bekennen und rufen sich freudig zu, dass er der Herr sei, zur Ehre Gottes des Vaters. Wohl dem, der dieses Bekenntniss aufrichtigen Herzens ablegt! Er ist ein Herr geworden in Christo Jesu, zu Ehre Gottes des Vaters: er ist selig! . . . Eine Herrlichkeit, vor welcher einst die Feinde zittern werden. Wenn das Zeichen des Menschensohnes am Himmel erscheinen wird, da werden sie erschrecken und erblassen, da werden die Geschlechter auf Erden heulen! Wir aber werden ihn willkommen heissen mit dem Grusse: „Hallelujah! Heil und Preis, Ehre und Kraft sei Gott unserm Herrn!" Der Geist und die Braut sprechen: „Komm!" O selig, wer am Tage des Gerichtes wird beten können: „Komm, Herr Jesu, komm!" Sein Haupt bleibt dann auf ewig geschmückt mit der Krone der Herrlichkeit! Wir sind selig!

Wohl wird uns bis dorthin die Schmach Christi noch manche Versuchungen bereiten, aber wir werden sie alle überwinden durch den, der uns mächtig macht und wir bleiben selig, weil der Geist Gottes auf denjenigen ruht, die seinen Namen bekennen. Der Geist Gottes! Nicht unser Geist! Sonst müssten wir verzagen und jede Schmach wäre für uns ein herzzerreissender Schmerz, eine brennende Wunde! Auch nicht der Weltgeist — sonst würden wir uns leichtsinnig über Alles hinwegsetzen, darüber lachen und spotten oder damit prahlen und prunken. Es ist der Geist Gottes der auf uns ruht, darum bleiben wir ruhig und demüthig zugleich. Der Geist, der auf Jesu Christo, ohne Mass noch Aufhören, geruht; der Geist der Wahrheit, der vor jedem Irrthum, jeder Sorge behütet; der Geist der Kraft und Liebe, der uns mit reichem Troste, mit mächtigem Beistande erquickt; der Geist des Lebens, der seine köstlichsten Früchte in uns zur Reife bringt: Gerechtigkeit, Friede und Freude; der Geist der Kindschaft,

in welchem wir ausrufen: „Abba, lieber Vater", dieser Geist ruht auf uns. Er würde auf uns ruhen, auch wenn wir nicht geschmähet würden — denn derselbige Geist gibt Zeugniss unserem Geist, dass wir Gottes Kinder sind, und Niemand kann Jesum einen Herrn heissen, ohne durch den heiligen Geist — aber — bemerkt treffend ein frommer Schriftgelehrter — wie man eines sicheren Obdachs dann am frohesten wird, wenn es stürmt und regnet; wie der Freund in der Noth erkannt wird, so lässt sich auch der Tröster dann am kräftigsten spüren, senkt seine himmlische Ruhe dann am tiefsten in's Herz hinein, wenn wir leiden und geschmähet werden über dem Namen, den in uns zu verherrlichen sein herrliches Amt ist." (Besser). Er ruht auf uns und weil es Gottes Geist ist, können ihn keine Anfechtungen verdrängen, keine Verfolgungen verbannen, keine Zweifel erschüttern, keine Schmähungen kränken, keine Spott- oder Hohngelächter erbittern, noch reizen. Er ruht und weil er ruht, stellt er uns nicht blos hie und da in kurzen, flüchtigen Zügen das Bild des Herrn nur vor unser inneres Auge hin; reicht er der schmachtenden Seele nicht blos hie und da nur einen einzelnen Trunk aus dem Brunnen des lebendigen Wassers, erinnert er uns nicht blos bei besonderen Veranlassungen an die ewigen Güter, die wir zu erben, an die köstlichen Schätze, die wir zu hüten haben, — er ruht und bringt zur Ruhe. Er salbt das von Schmach brennende Haupt mit Oel und schenkt den Geschmähten den Becher des Trostes, der Ruhe und des Friedens voll ein; er schwebt schaltend und schirmend und beruhigend über den sonst so wilden Tiefen des erregten, trotzigen und verzagten Menschenherzens, er gebietet dem Winde, dass wir uns nicht zu fürchten haben vor dem Sturm der Gottlosen, wenn er kommt (Sprüche 3/25); er bringt uns zur Ruhe. Wie wird es jetzt so leicht in unserm Innern! Kein Schatten ziehet über unsern Himmel. Alles ist still. Die Erde glänzt in einem Lichte, das nicht von der irdischen Sonne, sondern von unserm Innern ausgeht. Trotz aller

Leiden und Mühen findet sich doch auf ihr so Manches, das an das Paradies erinnert, das uns den Himmel ahnen lässt. Die unheimlichen Schrecken sind gewichen. Wir fürchten uns nicht mehr. Wir sind selig. Woher kommt das? Ist etwa keine Sünde mehr in uns? Ach! obwohl gedämpft, ist sie noch immer vorhanden. Hat sich die Welt verändert? Nein, sie ist die alte geblieben: sie hasst und lästert, neidet und verleumdet, sündigt und frevelt nach wie vor. Und trotz dieses sündigen Herzens, trotz dieser argen Welt, haben wir Frieden? Wie ist das zu erklären? Es ist nicht zu erklären. Es ruhet eben der Geist Gottes auf uns. Dieser Geist gibt uns den Frieden, fährt mit seinem stillen sanften Wehen durch unsere Seele. Und der Geist Gottes, der vom Himmel herabkam, kehrt nun wieder zum Himmel zurück in feurigen Gebeten. Man lässt die Flügel nicht mehr sinken; man bekömmt eine seltene Ausdauer und Beständigkeit im Gespräche mit Gott. Man möchte ihn selber sehen und hören, und man hört, man sieht ihn in seinem Worte. Wie lebendig, wie trostreich wird uns dasselbe! Wie erquickend, wie beseligend! Welche Fülle von Kraft und Macht strömt aus demselben in unser Herz! Wie gnädig, wie barmherzig erscheint uns der Gott, der uns mit solcher Liebe umgibt, beschützt, tröstet, segnet! Ach! wir erkennen jetzt erst die unerforschliche Tiefe des göttlichen Reichthums und wir fangen an laut zu frohlocken:

O, dass ich tausend Zungen hätte
Und einen tausendfachen Mund!
Ich stimmte damit um die Wette
Vom allertiefsten Herzensgrund
Ein Loblied nach dem andern an,
Von dem, was Gott an mir gethan!

Wir sind selig trotz der Schmach. Der Geist Gottes ruht auf uns.

So ruhte einst im vollkommenen Masse der Geist Gottes auf Jesus Christus. Wie der weite Himmelsbogen erhaben

und unbewegt über allen Wechseln und Wirren des menschlichen Lebens steht, so wanderte Jesus Christus durch die Welt dahin in himmlisch erhabener Ruhe, in ungetrübter Klarheit. Eine unaussprechliche Hoheit leuchtete aus seinem ganzen Wesen hervor und durch die niedere Hülle seiner armen, einfachen Erscheinung hindurch. Wo wir ihn auch sehen, vor seinen Feinden oder vor den rohen Kriegsknechten, oder am Kreuze selbst, überall sprach aus seinen Reden und Thaten eine heilige wunderbare Ruhe, die natürliche Offenbarung eines Geistes, der ganz in dem reinen Aether des Göttlichen getaucht, nichts weiss von dem, was den Menschengeist trübt und verwirrt, das Menschenherz beängstigt oder beunruhigt. Seine Seele ruhte in dem ununterbrochenen Umgange mit Gott und diese Gemeinschaft mit dem himmlischen Vater erfüllte sein Herz mit solcher Ruhe, dass er, angesichts des Todes am Kreuze, seinen Frieden über die Jünger ergoss mit den Worten: „Den Frieden lasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch". Der Geist Gottes ruhte auf ihm.

Seid ihr Jünger des Herrn? Ruht der Geist Gottes auf euch? Fühlt ihr euch unter seinem Schirme und Schutze wohl geborgen? Seid ihr selig trotz aller Schmach, die euch der Name Christi zuführt? Selig? Aber, denkt ihr, wie können wir selig sein, wenn der herrlichste aller Namen von der Welt verlästert wird? Sollten wir nicht vielmehr weinen und klagen? Allerdings, es muss uns weh thun, wenn wir sehen, wie Christi Name verlästert wird, und ich würde mich freuen, wenn ihr, eingedenk der Schmach, die Christus zu erleiden hat, trauern, wehklagen und weinen, ja heisse Thränen vergiessen möchtet — eine solche Traurigkeit ist auch ein Opfer, das Gott wohlgefällt, ja, ohne diese Traurigkeit gibt es kein rechtes, lebendiges Christenthum — aber das Seligkeitsgefühl wird dadurch nicht getrübt noch verkürzt. Diese Schmach ist ja gleichfalls, in ihrer Art, eine Verherrlichung Jesu Christi. Sie beweist eben, dass sein Name von euch, durch euch, bei euch

gepriesen ist; dass es noch Christen gibt, die den Muth haben, dem Herrn das Kreuz nachzutragen, wackere Herzen, die vor dem treuen Bekenntnisse nicht zurückschrecken; dankbare Seelen, die noch bereit und willig sind, für ihn in's Feuer zu gehen! Wir freuen uns, dass wir der Zahl dieser Getreuen angehören: wir sind selig.

Nun aber gilt es, diese Seligkeit rein, lauter, vollkommen zu erhalten, Alles zu vermeiden, zu fliehen, zu unterdrücken, was dieselbe in uns verkürzen, beeinträchtigen, trüben oder gar aufheben könnte. Darum ermahnt uns der Apostel mit heiligem Ernste: „Niemand aber unter euch leide als ein Mörder, oder Dieb oder Uebelthäter, oder der in ein fremdes Amt greift". Wie befremdend diese Worte! Es lässt sich beim ersten Lesen kaum begreifen, wie solche Worte mit den vorhergehenden in Verbindung gebracht werden können, wie der Apostel gerade bei dieser Veranlassung derartige Ermahnungen zu ertheilen für nöthig erachtet. Und doch steht auch hier wieder Alles am rechten Platz. Der Argwohn der Heiden, in deren Mitte die ersten Christen lebten, war so bitter, dass sie sich nicht scheuten, die Christen der scheusslichsten Verbrechen zu beschuldigen. Paulus musste daher die Gemeinde ernstlich ermahnen, jede grobe Sünde, Alles, Alles mit Sorgfalt zu vermeiden, was Anlass zu Klagen, zu Verdächtigungen, zu Verurtheilungen geben könnte. Auch mögen die Christen jener Zeit in ihrem ersten Feuereifer, in ihrer kindlichen Unerfahrenheit, Manches gethan haben, was die heidnische Erziehung wohl entschuldigen konnte, Gottes Herrlichkeit aber verurtheilen musste. Die Ermahnung des Apostels ist wohl berechtigt.

Uebrigens würde er, will mir scheinen, diese Worte auch heute nicht zurücknehmen. Gibt es doch Heidenthum genug in unserer Christenheit! Klebt doch die Sünde dem Christen immerfort an! Wie leicht schleichen sich die Selbstsucht, die Parteisucht, der geistliche Hochmuth in ihre Mitte ein! Wie oft werden sie versucht, ihre Ansicht mit der

göttlichen Wahrheit, ihre Erfahrung mit der Fülle des christlichen Lebens zu verwechseln! Wo dies aber geschieht, da verdrängt nach und nach der eigene Name den Namen Christi, da tritt an Stelle des Herrn das stolze Ich oder die hochgepriesene Partei auf. Einmal auf dieser abschüssigen Bahn gleitet man immer rascher hinab, bis man endlich hinunterfällt in den Abgrund, zu Mördern und Dieben. Sobald man Christus nicht im Geiste Christi ehret, Christum nicht mit Christus allein zu verherrlichen sucht, sobald man glaubt, mit eigener Macht, Weisheit oder Kunst seine Sache fördern zu können, wandelt man nach dem Fleische, obgleich man Christi Namen trägt. Wer aber nach dem Fleische wandelt, ist auf dem Wege ein Mörder, ein Dieb, ein Uebelthäter zu werden und in ein fremdes Amt zu greifen. Kirche, Staat, Haus, Alles soll nun auf eigene Faust reformirt werden. Dies Ziel zu erreichen betritt man ohne Gewissensbisse, unter dem Vorwande für Gottes Ehre zu wirken, alle, auch die krummsten Wege, erfindet und befolgt man die abscheuliche Regel: Der Zweck heiligt die Mittel. Es genügt wohl, dass wir diese jesuitische Maxime erwähnen, um euch die Berechtigung der apostolischen Mahnung sofort erkennen zu lassen. Ja, wir wagen sogar die Behauptung, dass die Schmach, worunter die römische Kirche zu leiden hat, hauptsächlich daher kömmt, dass sie diese Worte des Apostels so schnöde verachtet hat. Wer aber aus eigener Schuld leidet, hat kein Recht, sich mit der Schmach Christi zu schmücken.

Doch diese Worte gehen auch uns an. Aber, fragt ihr, leben wir denn unter Mördern, Dieben, Uebelthätern? Ich will nicht antworten. Ich beschränke mich auf das Fragen und ihr selbst werdet antworten. Habt ihr nie, unter dem Vorwande, für die Sache Christi zu wirken, in fleischlicher Weise gerichtet, verwundet, gekränkt, oder erzürnt? Habt ihr nie — unter demselben Vorwande — eurem Bruder, eurem Nächsten den Glauben — ich sage nicht geraubt, in diesem Falle wäret ihr unwürdig, den Namen Christi zu

tragen — sondern abgesprochen, abgeleugnet, durch Wort und That verkümmert, verkürzt? Habt ihr nie, eigentlich aus Vorliebe für eure Partei, für euren Kirchthurm, angeblich aber unter dem Scheine des christlichen Eifers, das Glaubensleben, die Glaubensthätigkeit anderer Seelen, Genossenschaften oder Kirchen erstickt, mit roher Hand angetastet, mit brutaler Gewalt niedergedrückt? Seid ihr rein von allen diesen Sünden? Euer Gewissen klagt euch an und ihr möchtet euch rühmen, um Christi willen gelitten zu haben! Was ihr erduldet, ist nichts Anderes, als die Folge eurer eigenen Sünden. Die Schmach, darunter ihr leidet, ist eure Schmach. Niemand aber, sagt der Apostel, leide als „Mörder" oder als „Dieb".

Als Dieb! Ei! sprecht ihr, wer wird denn stehlen? Gut. Die Frage lässt sich immerhin stellen. Wenn ihr euch aber auf euren christlichen Namen beruft, um von den Wohlthaten der Brüder zu leben und ihnen zur Last zu fallen; oder wenn ihr, unter dem Vorwande, euren christlichen Pflichten nachzugehen, träge, nachlässig, unordentlich werdet in eurem Geschäft, in eurem Beruf; oder wenn ihr die zu christlichen Zwecken geschenkten Gelder ausschliesslich euren Günstlingen und Schützlingen zukommen lasst; oder wenn ihr eure eigenen Güter so krampfhaft festhaltet, dass christliche Vereine und Werke nichts davon erhalten; oder wenn ihr aus fleischlichem Ehrgeize, wenn auch unter einem christlichen Vorwande, eure Vereine, Versammlungen, Kirchen auf Kosten Anderer zu erweitern, zu vergrössern sucht; oder wenn ihr, um euren Glauben dadurch preiswürdiger erscheinen zu lassen, den Brüdern ihren Glauben wegstehlt — seid ihr dann keine Diebe und leidet ihr nicht, was ihr zu leiden habt, aus eigener Schuld? Niemand aber, warnt der Apostel, leide als Mörder, Dieb oder „Uebelthäter".

Als Uebelthäter! Auch das will euch befremden? Nun, so greifet einmal in euren eigenen Busen hinein. Prüfet euer Herz vor Gott! Ist das nicht die Stätte, wo

die bösen Gedanken hausen? Steigen diese Gedanken nicht von dort herauf, um als giftige Worte über die Lippen zu fliegen? Und diese Worte, verkörpern sie sich nicht oft genug in hässliche, abscheuliche Thaten? Und die unredlichen Mittel, die so oft angewendet werden angeblich zu Gunsten der guten Sache, die Schmähungen und Verdächtigungen, womit man den vermeintlichen Gegner überschüttet, um seinen Gewährs- und Vertrauensmann auf's Schild zu erheben, die vielen Kniffe und Künste, die man, auch in der Kirche leider, anwendet, um mit seinen Ansichten, seinen Männern durchzudringen — sind das keine Uebelthaten? Und ihr wundert euch dann, wenn ihr zu leiden habt und bildet euch ein, die Schmach Christi zu tragen? Welch eine Verblendung! Hört ihr denn nicht, was der Apostel uns zuruft: „Niemand unter euch leide als ein Uebelthäter — oder als einer, der in ein fremdes Amt greift!"

Als Einer, der in ein fremdes Amt greift! Wundert ihr euch auch darüber? Nein. Es ist Schade, thut uns leid, denn es beweist, wie häufig darin gesündigt wird. Aber wisst ihr, worüber wir noch mehr erstaunen sollten? Darüber, dass arme Sünder, die den verdienten Tod in dem aufgeschreckten Gewissen zitternd und bebend gefühlt, in dem blutigen Tode Jesu Christi zwar das ewige Leben gefunden, aber doch täglich an sich selbst die Erfahrung machen, dass sie elende, machtlose Sünder, im Staube bleiben, sich trotzdem wie Adler mit stolzem Fluge in die Höhe schwingen und auf Andere meisternd und gebietend herabsehen wollen!? Darüber sollten wir erstaunen, dass sie sich durch diesen Geist des Selbstgefühles, der Selbstgefälligkeit so weit hinreissen lassen, trotzdem der Apostel diejenigen, die in ein fremdes Amt greifen, den Mördern, Dieben und Uebelthätern gleichstellt! Darüber sollten wir erstaunen, dass diese Sünde am allermeisten von Solchen begangen wird, welche am kräftigsten betheuern, dem Worte Gottes allein zu gehorchen. Möglich, dass sie nichts

Böses zu thun meinen, aber sie begehen doch eine grobe Sünde, sie vergreifen sich nämlich an einem Eigenthum, welches zwar geistiger Natur ist, aber dessen ohngeachtet, wie Haus und Hof, vom achten Gebote umhegt und umsäumt ist. Das mögen sich Pfarrer, Missionäre, Evangelisten, — auch die Laien, Männer und Frauen —, wohl merken! Wo nicht, so werden sie an den Folgen ihrer eigenen Sünden zu leiden haben. „Wenn Leute, die sich so gern in Anderer Amt einmischen, die dem Pastor sagen, was er predigen, dem Lehrer, was er lehren, der Hausfrau, was sie kochen soll, die vor Anderer Thüren schon fegen und kehren, da vor ihrem eigenen Hause der Koth noch allenthalben liegt, hier die Finger in Anderer Sachen stecken und sich verbrennen, da in Anderer Kram und kriegen Klopfe darauf, wenn nun die sagen: „O lieber Herr Jesu, hier haben mir die Leute die Finger verbrannt und da haben sie mir Klopfe gegeben, was bin ich doch für ein seliger Kreuzträger!" da sagt der Herr: „Nein, du bist kein Kreuzträger, du musst nur ausessen, was du dir eingebrockt hast und es ist dir recht geschehen, dass du Klopfe gekriegt hast." (Harms.)

Wohlan denn! Lasset uns wachen und beten, dass Christi Namen um unsertwillen nicht gelästert, sondern geehrt und gepriesen werde! Dann mag uns widerfahren was da wolle, wir erdulden die Leiden ohne Befremden, wir folgen getrost dem Heiland nach, durch Ehre und Schande, durch böse Gerüchte und gute Gerüchte, wir sind selig inmitten der Schmach, denn — das ist unsere Zuversicht —

Wer hier wird verhöhnt,
Wird dort einst gekrönt!

XXX. Der Christen Lobpreisung inmitten der Trübsale.

1. Petr. 4/16—19.

Die Christen, lehrte uns der Apostel in unseren letzten Betrachtungen, ertragen die Leiden mit Geduld, ohne Befremden, und freuen sich in dem Masse, als sie Theil haben an den Leiden ihres Erlösers. Ja, inmitten der Schmach fühlen sie sich sogar selig, weil der Name Christi, der Name der Herrlichkeit und mit demselben der Geist Gottes auf ihnen ruht. Wir haben diese Tröstungen von Oben mit gesteigertem Erstaunen vernommen und inniger Dank erfüllte unser Herz, als wir erfuhren, dass die gleiche Freude, die gleiche Seligkeit auch uns zu Theil werden könne, wenn die Wasserwogen und Wellen über uns gehen. Niemals hätte unser natürlicher Sinn es zu hoffen gewagt, dass wir eine solche Höhe erreichen würden!

Doch, siehe, einmal auf dem Wege, den Christus uns gebahnt, geht es immer höher und höher hinauf. Es spiegelt sich in uns des Herrn Klarheit mit aufgedecktem Angesichte und wir werden verklärt in dasselbige Bild von einer Klarheit zur andern.

Der Kreuzträger — so lautet nämlich die heutige Botschaft — geniesst eine solche Fülle von Seligkeit, dass er inmitten der grössten Trübsale seine innersten Dankesgefühle in freudiger Lobpreisung kann ausklingen lassen.

W a n n und w a r u m er dies vermag, erfahren wir aus unserem Texte.

Wann? Das besagen die Worte: „Leidet er aber als ein Christ, so schäme er sich nicht, er preise aber Gott in dieser Beziehung." Als ein Christ! Merket es wohl! Wir haben als solche zu leiden, die sich nach Christi, nicht nach Jesu Namen nennen. Es gibt nur Einen, der berechtigt ist diesen Namen zu führen, das ist der lebendige Gottessohn. Er ist der einzige Seligmacher, darum, dass er uns selig macht von unseren Sünden und bei keinem Anderen einige Seligkeit zu suchen noch zu finden ist. Wehe denen, die sich vermessen, diesen Namen mit Gewalt an sich zu reissen! Sie rauben ihrem Heilande eine Herrlichkeit, die ihm allein zukommt, sie begehen ein Majestätsverbrechen gegen den Herrn aller Herren, gegen den König aller Könige. Zeugen des Herrn, Bekenner seines Namens zu werden, das ist unser Beruf; was aber darüber hinausgeht, ist vom Uebel. Ein Mitheiland, ein Mitseligmacher, ein „Jesuit" schändet den Namen, verleugnet das Erlösungswerk Jesu Christi. Die Geschichte ist da, um es zu bezeugen. Wohin sind sie gekommen, jene „Mitheilande", welche die Kirche auf eigene Faust zu reformiren, den Staat der Kirche nach eigener Weisheit zu unterordnen, und die Bildung der Zeit unter das Joch der Verirrungen zu beugen, zu ersticken gesucht haben und immer noch suchen? Sie haben — und das ist ihre grösste Strafe — das Gegentheil erreicht, von dem was Jesus, den sie glaubten ersetzen zu können, erstrebt hat: sie haben die Christen zu Juden und Heiden gemacht. Wer die Entwicklungsgeschichte der Jesuiten in Lehre und Leben mit christlichem Ernste studirt, muss zur Erkenntniss gelangen, dass der Fluch, worunter sie leiden, die Schmach, womit sie sich selbst bedeckt haben, nichts Anderes ist als die gerechte Strafe für den frevelhaften Raub, den sie an dem Namen Jesu begangen haben.

Herodes — erzählt uns die Apostelgeschichte — that einst sein königliches Kleid an, setzte sich auf den Richterstuhl und hielt eine grosse Rede an das Volk. Daraufhin

rief das Volk: „Das ist Gottes Stimme und nicht eines Menschen.” Alsobald schlug ihn der Engel des Herrn, darum, dass er Gott nicht die Ehre gab. — Wie dort dem Könige Herodes, so muss es früher oder später denen ergehen, die sich an Jesu Namen versündigen. Der Herr will die nicht ungestraft lassen, die seinen Namen missbrauchen.

Leidet nicht als „Jesuiten”! Eine solche Warnung klingt fast wie eine Beleidigung. Und doch, wie oft vermessen wir uns, die Rolle von Mitheilanden, von Mitseligmachern zu spielen! Wie oft bilden wir uns ein, das Wohl der Kirche, das Heil der Seelen hänge nur von unserer Arbeit, von unserer Mitwirkung, von unserer Kunst und Wissenschaft ab! Wie oft heisst es: „hie Apollo, hie Paulus, hie Kephas”, während nur ein Schlachtruf ertönen sollte: „Hie Jesus, hie Christus!” Wie oft suchen wir die Seelen so fest an uns oder an andere Persönlichkeiten zu ketten, dass sie dem Heiland nicht mehr frei folgen können, dass Jesus für sie ein Heiliger zweiten Ranges wird! Und welche Mittel werden dann angewendet, um zu diesem Ziele zu gelangen? Kein Wunder, wenn wir nachher darunter zu leiden haben! Kein Wunder, dass wir uns dieser Leiden auch schämen, denn sie sind die gerechten Strafen unserer Versündigung an dem Namen „Jesu”.

Nicht der „Jesuiten-”, sondern der „Christen-”Leiden dürfen wir uns rühmen! Das ist himmelweit von einander verschieden. Ein Christ ist nämlich derjenige, der durch den Glauben ein Glied Christi geworden und also seiner Salbung theilhaftig ist, auf dass er seinen Namen bekenne, sich ihm zu einem lebendigen Dankopfer darstelle und mit freiem Gewissen, in diesem Leben, wider die Sünde herrsche und hernach in Ewigkeit mit ihm über alle Creaturen herrsche. Daraus ersehen wir nun, wann wir als Christen leiden. Wir leiden als Christen, wenn die Welt uns darum verfolgt, dass wir wirkliche lebendige Glieder Christi geworden sind, dass Christus unser Eins und Alles in Allem ist und wir uns unwiderruflich ihm zur Gemeinschaft seines

Lebens und Leidens einverleibt haben. Wir leiden als Christen, wenn die Welt uns darum verhöhnt, dass wir der Salbung Christi theilhaftig geworden, folglich in Christo befestigt und von Gott mit „Freudenöl gesalbet sind, mehr denn unsere Gesellen". Wir leiden als Christen, wenn die Welt uns darum verschmäht, dass wir, als die Gesalbten des Herrn, seinen Namen freudig, entschieden bekennen, vor Hoch und Nieder, vor Arm und Reich, vor Gelehrten und Ungelehrten, muthig bezeugen. Wir leiden als Christen, wenn die Welt uns darum lästert, dass wir unser Leben mit seinem Thun und Lassen, unser Herz mit seinen Gefühlen und Empfindungen, unsere Seele mit ihrem Wollen und Lieben, unsern Geist mit seinem Denken und Wissen, kurz, dass wir uns selbst mit Allem was wir sind und haben, erstreben und vermögen dem Herrn, zum lebendigen Dankopfer, darbringen. Wir leiden als Christen, wenn die Welt uns darum verleumdet, dass wir wider die Sünde streiten in uns und ausser uns, dass wir streiten als die Gesalbten des Herrn, mit der Bibel in der Hand, mit dem Evangelium im Herzen, ausgerüstet mit dem Schilde des Glaubens, mit dem Helm des Heils, mit dem Schwerte des Geistes. Wir leiden als Christen, wenn die Welt uns darum verspottet, dass wir als Bürger des himmlischen Reiches durch's Leben ziehen und uns, inmitten der Trübsale, der ewigen Freude und Wonne getrösten, die uns zur Zeit seiner Offenbarung zu Theil werden soll. Das sind „Christen"-Leiden!

Haben wir uns dieser Leiden zu schämen? Wahrhaftig nicht. Oder wäre es eine Schande, das irdische Eigenthum zu pflegen, welches Gott uns, als seinen Haushaltern, anvertraut hat? Wäre es eine Schande, seine geistlichen Schätze zu verwerthen, zu vermehren? Wäre es eine Schande, für die Wahrheit, für das Recht eine Lanze zu brechen? Ja, in den Augen der Verschwender, Gewissen- Ehr- und Ruchlosen. Aber, was kümmert uns das Urtheil solcher Menschen? Die echten und rechten Männer hingegen, die Männer, welche das Herz noch am rechten Fleck haben,

die werden uns in unserm Bestreben beistehen und uns ermuntern: Nur muthig voran! Habt ihr die Masse nicht, habt ihr doch die Wahrheit, die Ehre. Und ein Körnchen Wahrheit, eine Hand voll Ehre ist mehr werth, als der Beifall einer tausendköpfigen Masse.

So denken die Christen, wenn sie um ihres Bekenntnisses willen zu leiden haben! Oder sollten wir uns schämen, dass der grosse Haufe, welchem nichts über die eigene Lust geht, unsere Lust an Gottes Wort und Christi Wahrheit schmäht? Uns schämen, dass einige Hunderte, sei's auch einige Tausende oder Millionen von Unwissenden, welchen die Bibel ein siebenfach versiegeltes Buch ist, unsere Verehrung der Bibel belächeln? Uns schämen, dass Sündenknechte, welche Schlamm und Koth anbeten, uns verhöhnen, weil wir die Kniee beugen vor dem Allmächtigen? Uns schämen, dass sogenannte Vornehme und Gebildete, für welche ein Ball, ein Ballet, eine Toilettenfrage oder Theaterneuigkeit mehr Interesse hat als die Frage: „Was bin ich, was soll ich?" uns deshalb verspotten, dass wir darauf antworten: „Ich bin ein Kind Gottes; ich bin ein Miterbe Jesu Christi"? Uns schämen?! Ja, für sie, aber nicht für uns! Wer sich dessen schämen möchte, thäte besser daran, darüber zu erröthen, dass er noch keiner jener Atome geworden ist, mit welchen die launigen Winde ihr lustiges Spiel treiben. Wir schämen uns nicht des Evangeliums Jesu Christi, denn es ist eine Kraft Gottes, selig zu machen Alle die daran glauben. Wir schämen uns nicht der Leiden des Herrn, denn sie sind das Ehrenkreuz, womit Gott seine wackern Streiter belohnet. Wir schämen uns nicht, denn es hat „etwas Freudiges, etwas Festliches, etwas Königliches in sich, von Allen zum Besten gehalten und mit Schmach überdeckt zu werden, der Sache der Wahrheit und der zertretenen Unschuld wegen, da man das Heil tagen sieht." (Kohlbrügge.)

Oder sollten wir der Schmach die Spitze abbrechen und in falscher Scham, in feiger Kreuzesflucht mit den

Feinden Christi gleichsam ein Abkommen treffen, damit sie zu schmähen aufhören? Sollten wir mit ihnen Compromisse schliessen und uns verpflichten, die Ehre ihrer Götzen nicht anzutasten, unter der Bedingung, dass sie unsern Christenstand und Christennamen nicht mehr zu schmäben geloben? Sollten wir mit Hilfe einer gewissen „pastoralen Klugheit" — ein Begriff, der uns in der Seele zuwider ist, weil er mehr Schlangenklugheit als Taubeneinfalt verbirgt — uns zwischen den Extremen hindurchlaviren, da uns bücken, dort uns beugen, hier was geben, dort was lassen, kurz, wie eine Schlange glatt und leise über alle Ecken und Klippen hinauskriechen? Wer das vermag, kann in der weltlichen Diplomatie zu hohen Ehren gelangen, aber zum Arbeiter im Reiche Gottes taugt er nicht. Auch kann es Zeiten geben, wo man unter Freunden stillschweigend über gewisse Fragen hinausgeht, kommt aber für einen Christen die Zeit, wo die Lebensfrage verschwiegen, beseitigt wird, so hat das Todtenglöcklein zu läuten begonnen. Oder hast du dich jemals geschämt, den Namen eines Arztes zu nennen, der dir in einer Krankheit geholfen? Und falls es kein berühmter Arzt war, hast du dich nicht doppelt gefreut, seinen Namen bekannt zu machen, seine Ehre zu erhöhen, seinen Ruhm zu verbreiten? Und du möchtest dich schämen, Jesu Namen zu bekennen? Ist dir denn die Ehre der Welt mehr werth als die Ehre bei Gott? Hältst du mehr von den Schmeicheleien eines reichen Banquiers, einer hochgebornen Gräfin, einer duchlauchtigsten Excellenz oder auch eines verbissenen Journalisten als von der Anerkennung dessen, der Sünde und Tod überwunden hat?

Oder fürchtest du dich am Ende, dass die Schmach um Christi willen eine Schande sei? Als ob es eine Schande wäre, mit dem Freudenöl gesalbt zu sein, zu den Auserwählten, zu dem Volke des Eigenthums zu gehören, das berufen ist, die Tugenden dess zu verkünden, der uns aus der Finsterniss in sein wunderbares Licht versetzt hat? Nein. Nicht Scham gehört auf die Wangen, sondern Gottes

Preis, Lobgesang und Dankpsalm auf die Zunge der leidenden Christen. Je mehr die Welt uns schmäht, desto fester umklammern wir das Kreuz:

Bei diesem Grunde will ich bleiben,
So lange mich die Erde trägt;
Das will ich denken, thun und treiben,
So lange sich ein Glied bewegt.

Ja, wir rühmen und preisen Gott, dass wir dieses Bekenntniss ablegen können! Wir preisen Gott! Es fällt uns nicht ein, uns die Schmach Christi zur eigenen, wohlverdienten Ehre anzurechnen! Wir gehen dem geistlichen Hochmuthe ängstlich aus dem Wege, denn wir wissen, was es für ein Ende mit ihm nehmen muss. Wir geben unserm Gott die Ehre, wir lobpreisen den Herrn mit freudigem Herzen.

Und warum, in welcher Beziehung werden wir ihn lobpreisen? Wir lobpreisen ihn in der Hinsicht, in der Beziehung, dass die Zeit gekommen ist, wo das Gericht beim Hause Gottes anhebt! Was will der Apostel hiemit sagen? Soll der Christ Gott etwa aus dem Grunde preisen, weil er daran, dass selbst die Gläubigen vom Gerichte Gottes betroffen werden müssen, die Schrecklichkeit des Endes erkennt, welche der Ungläubigen wartet? Nein. Der Apostel sagt nicht, dass die Gläubigen vom Gerichte Gottes betroffen werden müssen, sondern dass es jetzt bei ihnen beginnt. Der Zeitpunkt, heisst es, ist der, dass das Gericht beim Hause Gottes anhebt. Auch stünde die Aufmunterung zu dem Preise Gottes in diesem Falle in keinem rechten Gegensatze zu der früheren Warnung vor der falschen Scham. Oder liegt etwa der Hauptton auf dem Nachsatze der andern Vershälfte? Wird vielleicht die Ermahnung, Gott zu preisen, durch die Hinweisung auf das Gericht begründet, welches den Ungläubigen droht? Sollen sie Gott dafür preisen, dass die ganze Wucht des Gerichtes über die Einen, über die Andern aber nur

der erste Anfang kömmt, aus welchem sie errettet werden? Nein. In diesem Falle müsste doch der Apostel gesagt haben, dass dieses unvermeidliche Gottesgericht, das über die Ungläubigen ausbrechen wird, seinen Anfang nimmt in der Gemeinde Gottes, in den Verfolgungen, die über sie ergehen! Und abgesehen davon, will uns scheinen, dass es Christen nicht gut ansteht, Gott dafür zu preisen, dass Andere härter als sie bestraft werden.

Wir lobpreisen Gott dafür, dass sein Gericht beginnt. Sein Gericht! Wir haben also keinen Grund uns zu erheben; der geistliche Hochmuth kann nicht grossgezogen werden, denn wir stehen unter dem Gerichte. Aber wir brauchen uns auch nicht vor der Welt zu schämen, als wären wir Thoren und Sünder, welche sich alle diese Leiden aus eigener Schuld zugezogen hätten; Gott sucht uns heim mit seinem Gerichte, und dafür lobpreisen wir ihn. Was uns widerfährt, ist nicht etwas, das wir uns von Menschen müssen gefallen lassen: Gott schickt es uns zu und er verhängt es über uns, um das Sündhafte, Unreine, Widergöttliche auszuscheiden. Statt beschämt die Augen niederzuschlagen gegenüber der Welt, erheben wir freudig das Haupt zu Gott, ihn zu preisen. Er hat ja keine Gedanken des Leidens, er hat nur Gedanken des Friedens über uns. Sein Gericht ist ein Gericht züchtigender Liebe zur Rettung. Wir werden von unerkannten und unbereuten Sünden geheilt, damit wir nicht mit der Welt verdammt werden. Die Trägheit, der Missbrauch der Gnade und Gnadenmittel, die fleischliche Gesinnung, Gleichgiltigkeit und Eigengerechtigkeit, der geistliche Hochmuth, das Todtsein und Todtbleiben trotz Himmelsluft und Gotteskraft, kurz jedwede Unordnung oder Abweichung, welche den Rückfall aus der Gnade nach sich ziehen, auch jedes Hinderniss, welches den Strom der Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, ablenken oder versperren könnte, soll dadurch zu unserem Heile, zu unserer Rettung beseitigt, weggeräumt werden. Wir lobpreisen Gott!

Oder möchtet ihr ihm darüber zürnen, dass er euch für sein Reich zu erhalten, zu bewahren sucht, dass er nicht will, dass Jemand verloren werde, sondern dass sich Jedermann zur Busse kehre? (2. Petr. 3/9.) Nein. Wir loben Den, der uns, wenn auch unter manchen Schmerzen, das zeitliche Leben erhält. Umsomehr danken wir Dem, der uns für das ewige Leben errettet. Wir lobpreisen Gott mit freudigem Herzen.

Allerdings wird es uns manchmal gar schwer fallen, uns ganz dahinein zu finden und demüthig anzuerkennen, dass es von Gott recht und wohlgethan ist, wenn sein Gericht am „Hause Gottes", an seiner Gemeinde, an seinen Auserwählten „zuerst" beginnen soll. Unser Stolz wird sich dagegen aufbäumen und die Frage: „Sind wir nicht besser als die Gottlosen alle, denen es so wohl ergeht?" wird sich öfter auf unsere Lippen drängen. Aber wisst ihr, was uns dann aufrechterhalten, was Geist, Herz und Seele bewegen wird, in dem heiligen Wandel zu beharren, bei Gott, bei seiner Wahrheit, aller Trübsale ohngeachtet, zu bleiben? Die Fragen: „Wenn das am grünen Holz geschieht, was wird dem dürren begegnen?" „Wenn die Söhne gezüchtigt werden, was haben die boshaftesten Sklaven zu hoffen?" (Augustin). Wenn Gott mit solchem Ernste bei Denen vorgeht, die seine lieben Kinder sind, welche Strafe wird die ruchlosen Sünder treffen? „Was wird das Ende Derer sein, die dem Evangelium Gottes nicht glauben?", Derer, die geschmäht haben oder schmähen liessen, Derer, die auf beiden Seiten gehinkt oder fern von Gott, ohne Gott, fern von Christus, wider Christus gelebt, gewirkt, gewühlt haben? Was wird es für ein Ende nehmen mit ihnen? Der Apostel beantwortet diese Frage nicht. Er legt sie uns nur zur ernsteren Ueberlegung vor. Er will, dass wir darüber nachdenken. Und siehe! je weiter wir uns in die Beantwortung dieser Frage vertiefen, je lebendiger wir uns das Ende Derer vorhalten, die dem Evangelium nicht glauben, desto mehr verstummen unsere Klagen, desto leichter erscheinen uns unsere eigenen Leiden. Es wird ruhig in unserem Herzen.

Es wird stille in dem Heiligthum unserer Seele. Wir blicken in die Ewigkeit.

O wie unaussprechlich selig
Werden wir im Himmel sein,
Da, da ernten wir unzählig
Unseres Glaubens Früchte ein.
Da wird ohne Leid und Zähren
Unser Leben ewig währen.

So vergegenwärtigen wir uns die ewige Herrlichkeit, die uns zugesichert ist, und eingedenk der Gnade Gottes und unserer eigenen Unwürdigkeit danken wir dem Herrn mit freudigem Herzen:

Gott, zu welcher Seligkeit
Führst du uns durch diese Zeit!

Und wenn wir ferner die vielen Gefahren überblicken, denen wir auszuweichen, die vielen Kämpfe, die wir zu bestehen, die vielen Versuchungen, die wir zu überwinden haben; wenn unser Glaube bald hier, bald dort, solche Stösse erhält, dass er wankt und zu fallen droht; wenn sich, nach so vielen Anstrengungen und Mühen, die alten Sünden und Gebrechen wieder einschleichen und einschmeicheln; wenn wir mit knapper Noth dem Verderben entrinnen, nur wie durch ein Wunder am Leben erhalten bleiben; wenn wir so verzagen und verzweifeln, dass wir oft wie Jonas dort unter dem Kürbis klagen möchten: „Ich wollte lieber todt sein, denn leben!" — wisst ihr, was uns dann wieder zurecht bringt und zur Lobpreisung Gottes ermuntert? Die Frage: Wo wird der Gottlose und Sünder bleiben? Wohin wird er kommen und wo dann sein? Wohin? Wo? Ach, da erfasst uns ein heftiges Zittern und Zagen. Da überläuft es uns wie Frost und schnell flüchten wir uns im Geiste dorthin, wo wir einst, als Erlöste Christi, erscheinen werden, mit dem Gewande der Gerechtigkeit bekleidet, mit der Krone des Lebens gekrönt, „kaum" gerettet aber „doch" gerettet, gerettet durch Den, der um

..n gestorben und um unserer Gerechtig-..anden ist.

..s wird mir dann, ach dann mir sein,
..enn ich mich ganz des Herrn zu freun
ihn dort anbeten werde;
Von keiner Sünde mehr entweiht,
Ein Mitgenoss' der Ewigkeit,
Nicht mehr der Mensch von Erde?!

..Vie wird uns dann sein? Ach wer kann es aus-..chen? Wer kann die Herrlichkeit Christi genug rühmen? ..er Gottlose, der Sünder.... Wo?.... und wir.... dort!? O wir lobpreisen Gott mit freudigem Herzen und frohlocken, das Kreuz in dankbarer Liebe umfassend: „Lobe den Herrn meine Seele und vergiss nicht, was er dir Gutes gethan hat; der dir alle deine Sünde vergibt und dich krönt mit Gnade und Barmherzigkeit. Lobe den Herrn, meine Seele!"

Sehet, so können wir Gott, inmitten der Trübsale, lobpreisen! Weg denn mit allem Jammern und Klagen! Wir bleiben getrost. Wir werfen das Vertrauen nicht weg, das eine grosse Verheissung hat. Wir „befehlen", auch wenn wir leiden, unsere Seelen dem „treuen Schöpfer" an. Ist es sein Wille, dass diese Leiden uns treffen, so ertragen wir sie ohne Murren, ohne Befremden.

Was Gott thut, das ist wohlgethan,
Es bleibt gerecht sein Wille,
Wie er fängt meine Sache an,
Will ich ihm halten stille.

Gottes Wille und Herzensstille müssen sich, wie im Liederverse, so auch im Christenleben reimen. Aus den Worten: „Sein Wille" fliesst eine köstliche, selige Ruhe. Und ist es sein Wille, dass wir leiden, so wird auch sein Wille dafür sorgen, dass wir unter diesen Leiden nicht verderben. Wir legen die Seele getrost an sein Herz. Sein ist sie, sein bleibt sie! Ohne unser Zuthun hat er sie geschaffen, ohne unser Zuthun wird er sie auch erhalten. Aus Gnaden hat er sie in Christo neu geschaffen, aus

Gnaden wird er sie auch für Christus bewahren. Er kann sie nicht verderben lassen, denn er ist „treu". Ó wie treu! Er hat uns berufen zur Gemeinschaft seines Sohnes Jesu Christi (1. Cor. 1/9); er stärkt und bewahrt uns vor dem Argen (2. Thess. 3/3); er wird uns zu seiner Zeit gewähren, was er uns verheissen hat. „Wo ist ein solcher Gott, wie du bist? Der die Sünde vergibt, und erlässt die Missethat den Uebrigen seines Erbtheils; der seinen Zorn nicht ewiglich behält? Denn er ist barmherzig. Er wird sich unserer wieder erbarmen, unsere Missethat dämpfen und alle unsere Sünden in die Tiefe des Meeres werfen. Du wirst dem Jacob die Treue und Abraham die Gnade halten, wie du unsern Vätern vorlängst geschworen hast." (Mich. 7/18—20.)

Ja, er ist getreu! In seine Hände befehlen wir unsere Seele und unter dem Schirm des Allerhöchsten, unter dem Schatten des Allmächtigen fühlen wir uns so wohl, so sicher, so geborgen, dass wir uns mit frischem Muthe bestreben, unsere Lobpreisung Gottes durch „gute Werke" zu besiegeln und Gottes Gnade zu verherrlichen durch eine Liebe, welche die segnet, die uns fluchen, denen wohl thut, die uns hassen, für die bittet, die uns verfolgen und beleidigen. „So wird aus den Dornen der Trübsal, aus den Rosen der christlichen Tugenden die allerschönste Krone gewunden." (Joh. Gerhard.)

Wohlan denn! Bleiben wir unverzagt! Befehlen wir unsere Seelen dem Herrn, dessen Augen auf die Gerechten sehen, dessen Ohren ihr Gebet hören und dann lasst uns blindlings, vertrauensvoll dem nachfolgen, der uns durch Nacht zum Licht, durch Kreuz zur Krone, durch's Gedränge zum Gepränge führen will! Mit Gott zum Beschützer, mit Christus zum Erlöser, ist der endliche Sieg gewiss, ist der ewig giltige Triumph unausbleiblich:

Christi Schifflein kann nicht sinken,
Wär' das Meer auch noch so wild,
Obgleich Mast und Segel bricht,
Lässt doch Gott die Seinen nicht!

XXXI. Der Beruf der Aeltesten.

I. Petr. 5/1—2a.

Wir eilen dem Schlusse entgegen. Die soeben verlesenen Texteswortes sind den zwei ersten Versen des letzten Capitels, des letzten Theiles unseres herrlichen Briefes entnommen. Der Apostel hat bis jetzt seinen Lesern die verschiedenen Kennzeichen der Heiligung, deren sie sich befleissigen sollen, geschildert. Er hat ihnen gezeigt, wie sich dieselbe im allgemeinen nach dem Vorbilde Dessen, der sie berufen hat und heilig ist, ausbilden muss, wie sie sich weiter, in besonderen Fällen 1. unter den christlichen Mitbrüdern, 2. in einer dem Christenthum feindlichen Welt entfalten und gestalten soll.

Dass manche dieser Ermahnungen den Lesern befremdend, auffallend erscheinen mussten, kann uns nicht wundern, brauchen wir nicht einmal zu bedauern; vielmehr sollten wir Gott dafür danken, denn gerade um alle diese Bedenken zu beseitigen, um Einwendungen zu widerlegen hat der Apostel seine Lehren mit so starken und überzeugenden Gründen umsäumt, dass von nun an die Leser aller Zeiten die innere Nothwendigkeit und Bedeutung der Leiden, im Hinblick auf die künftige Herrlichkeit, erkannt haben, wenigstens erkennen können.

Der Apostel dürfte nun von seinen lieben Fremdlingen Abschied nehmen. Allein in dem Augenblicke selbst, wo er sich hierzu rüstet, tritt ihm die Gemeinde noch lebendiger vor die Augen. Er erblickt deren Mängel und Gebrechen,

deren Versuchungen und Schwierigkeiten; er kann nicht scheiden, ohne den Vorstehern und Mitgliedern der Gemeinde noch einige besondere Ermahnungen zu ertheilen, ohne ihnen zu zeigen, wie sich die Heiligung in der Gemeinde selbst bei jedem Einzelnen, je nach seiner verschiedenen Stellung, bei Allen, ohne Ausnahme, behaupten muss. Diese Ermahnung zu dem innergemeindlichen Verhalten bildet daher den Schluss unseres Briefes — einen herrlichen Schluss, der ausklingen wird in dem begeisterten Lobgesang: „Dem Gott aller Gnade sei Ehre und Macht von Ewigkeit zu Ewigkeit!"

Wir werden uns bemühen, auch diesen Theil mit treuer Gewissenhaftigkeit zu erklären, mit andächtiger Sorgfalt zu betrachten. Sind auch die Gemeindeverhältnisse anders geworden, als sie damals waren, so haben doch die Ermahnungen des Apostels nichts von ihrer Bedeutung, von ihrer Autorität verloren. Und jemehr wir diese Worte betrachten, befolgen, desto besser werden sich unsere Gemeinden dabei befinden, desto herrlicher wird der Leib Christi wachsen, die Kirche Christi sich entwickeln.

Das empfinden wir sofort bei den ersten Worten unseres Capitels. Wie schön, wenn wir nur solche Aeltesten, solche Hirten hätten! Wie sicher würden sich die Schafe unter ihrer Leitung fühlen! Wie schwer müsste es dem Feinde werden, solche Heerden zu erschrecken, zu zerstreuen!

Doch wir eilen voraus! Lasst uns den Gang des Apostels selbst befolgen und im Lichte seines Wortes heute miteinander betrachten: 1. die Ermahnten, 2. den Ermahner und zuletzt 3. die Ermahnung.

Die Ermahnten, das sind die „Aeltesten", die Presbyter, die Vorsteher der Gemeinde. — Die erste Thätigkeit, welche sich in der christlichen Kirche ausgebildet hat, ist der Dienst am Worte. Christus sammelt Jünger um sich, erwählt sich eine Gemeinde. Die von Christus erwählten und mit seiner Kraft ausgerüsteten Apostel gehen dann hin

und predigen Juden und Heiden im Namen und Auftrag Christi „an seiner Statt". Sie gewinnen durch die Predigt des Wortes neue Glieder und fördern die vorhandenen. Das ist die Thätigkeit, welche im Auftrage Christi an der Gemeinde selbst geübt wird. Zu dieser Thätigkeit a n der Gemeinde gesellte sich bald eine zweite, eine Thätigkeit a u s der Gemeinde. Das in den Gemeinden bereits gewirkte Leben im heiligen Geiste musste sich organisiren, eine sichtbare Gestalt, Fleisch und Blut annehmen. Dies geschah, und zwar nach zwei Richtungen hin. Es bildete sich zur Bethätigung des Glaubens der Dienst der Liebe, zum Schutze des Glaubens der Dienst der Zucht. Die gemeindliche Liebesthätigkeit wurde, wie ihr wisst, den Armenpflegern, den Diakonen anvertraut; das Amt der Zucht wurde einem Aeltesten-Collegium übertragen.

Es wird uns nicht mitgetheilt, wann, bei welchem Anlass und von wem die Aeltesten erwählt und eingesetzt worden sind; jedenfalls aber musste sich das Bedürfniss eines solchen Collegiums frühzeitig herausgestellt haben, da die Gemeinden während der Abwesenheit der Apostel nicht ohne Leitung bleiben konnten und wahrscheinlich ist es, dass diese Einrichtung ohne Widerspruch eingeführt wurde, da sie von der Synagoge entlehnt war.

Die Aeltesten waren somit die Vorsteher, die Leiter der Gemeinde. Sie hatten zwar das Recht — wie damals jeder erleuchtete und vom heiligen Geiste hierzu begabte Christ — das Evangelium zu verkündigen und es musste der Natur der Sache nach als erwünscht erscheinen, dass die Aeltesten auch in der Predigtthätigkeit die Apostel ersetzen, unter allen Umständen aber von ihrem Glauben Rechenschaft ablegen konnten, aber die Predigtthätigkeit als solche gehörte nicht zum eigentlichen Amtsberuf der Aeltesten. In der ersten Zeit gab es jedoch unter ihnen sehr viele Christen, welche auf Grund ihrer Lehrgaben die Lehrthätigkeit ausübten. Die Grenzlinie zwischen Pfarramt und Presbyterium war nicht so scharf gezogen wie

heute. Die beiden fühlten sich eben mehr als jetzt durch das gemeinsame Band der Liebe, des Glaubens, der Hoffnung miteinander verbunden. Eifersüchteleien, Streitigkeiten über Rangunterschied kamen da nicht vor. In der ersten Zeit führten sie sogar den gleichen Titel. Die Ausdrücke „Bischöfe" und „Aelteste" waren anfangs gleichbedeutend. Eben die Aeltesten sollten auch die treuen Hirten, die Aufseher der Gemeinden, die Bischöfe sein. Erst nach dem Tode der Apostel löste sich die bischöfliche Würde der Apostel allmälig von der Presbyterwürde los. Die hervorragendsten unter den Aeltesten wurden zuerst also genannt und als Nachfolger und Stellvertreter der Apostel verehrt. Doch kennt Clemens von Rom noch keinen Unterschied zwischen Bischöfen und Presbytern; er erwähnt blos Bischöfe und Diakonen. Allein der Zug nach Hierarchie ist allzusehr im menschlichen Herzen begründet, um ganz aus der Kirche verdrängt werden zu können, und hat sich einmal ein kleiner Rangunterschied eingeschlichen, so bilden sich die andern ganz von selbst aus. So darf es uns denn nicht wundern, wenn sich später die Bischöfe zu Nachfolgern und Stellvertretern Jesu emporschwingen, während den Presbytern nur die Stellvertretung der Apostel zuerkannt wird. Solchen charakteristischen Unterschieden begegnen wir bereits bei Ignatius. Als dann die Verfolgungen von aussen ausbrachen und seit 130 im Innern die Häresien ihr Haupt mächtig erhoben, da suchte die Kirche ihre Stütze immer mehr im Episkopate. Dasselbe stellte sich dar als der Mittelpunkt des kirchlichen Lebens, um welches sich Alles gruppirte; es wurde das höchste Kirchenamt und erhielt Bedeutung nicht blos für die einzelnen Gemeinden, sondern auch für die ganze Kirche.

Die Aeltesten waren somit zur Zeit des Apostels Petrus den „Bischöfen" ganz gleichgestellt und nichts hinderte sie, sofern sie die Fähigkeit dazu hatten, die Lehrthätigkeit auszuüben. Dass Letztere besonders hier angesprochen und ermahnt werden, darf mit Rücksicht auf die Bitte, die

Heerde zu weiden, wohl vorausgesetzt werden. Da jedoch der rechte Hirte die Schafe auch in Zucht halten muss, so kann sich das Gesagte auch auf Diejenigen beziehen, welche nur mit dem Amte der Zucht, der Leitung, der äussern Regierung und Führung betraut sind.

Was die Aeltesten damals oft miteinander verbunden, haben heute die Pfarrer und Presbyter im eigenen Wirkungskreise zu leisten. Die Pfarrer sind berufen, als Lehrer und Seelsorger das evangelisch-christliche Leben zu pflegen. Die Presbyter üben das Amt der Zucht aus, indem sie verpflichtet sind, das Pfarramt in der Pflege des christlichen Lebens zu unterstützen, die kirchliche Ordnung aufrecht zu erhalten und für die christliche Erziehung der Jugend, für die Armen und Kranken zu sorgen.

Und so gelten denn diese Vorschriften und Ermahnungen, ihnen den „Aeltesten", Pfarrern und Presbytern, die „unter euch sind", merket es wohl! unter euch, d. h. in eurer Mitte, nicht über euch, hoch erhaben, auch nicht unter euch, zu euren Füssen liegend und kriechend, sondern neben euch, an eurer Seite.

Dann, denkt ihr vielleicht, sollten sie auch ihnen allein, in einer besonderen Versammlung und nicht in dem für die Gemeinde bestimmten Gottesdienste vorgetragen werden. Allerdings wollen wir hoffen, dass die „Aeltesten" vor Allem sich diese Lehren werden zu Herzen nehmen, allein sie dürfen auch euch nicht unbekannt oder fremd bleiben. Ihr müsst wissen, was ihr von euren Pfarrern und Aeltesten zu erwarten, zu verlangen habt; ihr müsst wissen, welche Ansprüche ihr erheben, welche Forderungen ihr stellen dürft; ihr müsst nach diesen Verpflichtungen und nach der Erfüllung derselben die Einen und die Andern beurtheilen können, darum ist es nothwendig, dass die besonderen Ermahnungen auch, in der allgemeinen gottesdienstlichen Versammlung, zur Belehrung aller, der Aeltesten wie der Gemeindeglieder, der Wähler wie der Gewählten, vorgetragen werden. Gebe Gott, dass es nicht umsonst sei.

Nun kommen wir zur zweiten Frage: „Wer ermahnt die Aeltesten?" Darauf habt ihr schon geantwortet: „Der Apostel Petrus?" Und worauf beruft sich der Apostel, um die Ermahnungen zu ertheilen? Darauf antworten wir: „Auf seine Liebe, auf seinen Glauben, auf seine Hoffnung." Die Liebe, die er für sie empfindet, der Glaube, der in seinem Herzen wurzelt, die Hoffnung, die seine Seele bewegt, belebt — das ist's, was ihm das Recht verleiht, die Vorsteher der Gemeinde zu ermahnen.

Zu ermahnen! Er befiehlt nicht, er gebietet nicht. Er steht nicht da wie ein Oberster, der an der Spitze seines Regimentes kurz, knapp und scharf commandirt. Er tritt nicht auf wie ein grosser oder kleiner Despot, welcher mit sichtlichem Wohlbehagen das bischen Autorität, worüber er verfügt, zur Geltung, zum Ausdruck bringen möchte; er ermahnt, er bittet, er ladet ein. Und doch hätte er ein Recht gehabt, zu befehlen! Was die Aeltesten für die einzelnen Gemeinden, das waren ja die Apostel für die gesammte Kirche gewesen. Sie bildeten gewissermassen die Vorsteherschaft sämmtlicher Gemeinden. Von allen Seiten wandten sich die Christen an sie, um Hilfe zu suchen in der Noth, Rath in schwierigen Fällen, Aufschluss und Aufklärung bei zweifelhaften Fragen. Ueberall mussten sie mit ihrem apostolischen Ansehen eintreten und mitwirken: fördernd, wo die Entwicklung des Reiches Gottes stille stehen blieb, hemmend, wo der enthusiastische Geist zu rasch vorwärts drängte, auch festhaltend, wo das ängstliche Gemüth verzagt, verzweifelt, zum Alten zurückkehren wollte. So waren sie die Bevollmächtigten Jesu geblieben und die wachsamen Hüter Zions geworden, welche mit dem Schwert in der einen, mit der Kelle in der andern Hand die Genossen und die Gebäude des neuen Reiches zu schützen, zu stützen hatten. Wahrlich, er hätte sich ohne Ueberhebung auf dieses Apostelamt berufen können, um zu befehlen! Und besonders er, der Apostel Petrus! Er, den der Herr einst mit jener Verheissung ausgezeichnet: „Du bist Petrus, und auf diesen

Felsen will ich bauen meine Gemeinde, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen!" Er, den der Heiland einst am See Tiberias mit jenem Auftrage in das Hirtenamt eingeführt hat: „Weide meine Lämmer! Weide meine Schafe!" Wir hätten uns nicht wundern dürfen, wenn er geschrieben hätte: ich befehle euch! Der Apostel aber denkt anders. Er weiss, dass das Amtsrecht nur dort besteht, wo die Amtspflicht erfüllt wird, und weil er dieser Pflicht gern, aus Liebe nachkommt, und nicht aus Stolz, darum ermahnt, darum bittet er. Wie freundlich! Wie zuvorkommend!

Ein Wink, den Pfarrer und Aelteste nicht übersehen dürfen! Die Pfarrer werden nicht selten angeklagt, dass sie sich so gern überheben und es mag manch Wahres in dieser Anklage liegen. Es gibt ja Versuchungen, gegen welche die Lehrer mehr als andere Christen zu kämpfen haben und auch, wie wir es zuversichtlich hoffen, redlich kämpfen. Sie werden diesen Wink beachten. Aber wir haben auch unsererseits schon öfters bemerkt, dass die Klage über Clericalismus meist von denen ausgeht, die, in kirchlicher und ausserkirchlicher Gemeinschaft, besondere Neigung fühlen, das Regiment selbst und allein zu führen. Darum bitten wir sie gleichfalls: nehmet euch ein Beispiel an dem Apostel Petrus. Ermahnet!

Wie traurig, wenn die Pfarrer ihren Amtstitel missbrauchen, um zu befehlen! Wie beklagenswerth, wenn die Aeltesten in ihrer ämtlichen Autorität nichts Anderes erblicken als das Recht, etwaige Anordnungen zu treffen! Solche Amtsthätigkeit führt schnurstracks zum geistlosen Formalismus, zum starren Mechanismus. Ueberlasst solche Thätigkeit der römischen Kirche — dort stimmt sie wenigstens mit der officiellen Theorie überein — in der evangelischen Kirche aber muss die Pflicht höher stehen als das Amt. In der evangelischen Kirche gilt das Amt nur insofern als der innere Beruf, die innere Weihe damit verbunden, dadurch beglaubigt wird. Daher muss Liebe vor Recht gehen, Ermahnen vor Befehlen stehen.

Und wisst ihr, warum der Apostel ermahnt statt zu befehlen oder abzukanzeln? Weil er fest gegründet ist im Glauben, in der Liebe, in der Hoffnung. Er hat das Eine was noth thut gefunden, darum befolgt er auch die eine Methode, die wohl thut.

Er ermahnt in der Liebe als Mitältester! Das Gefühl seiner Mitverantwortlichkeit für das Wohl und Wehe der Gemeinde, die Liebe zu den Seelen, die Fürsorge für ihr Heil — das sind die Quellen, daraus seine Ermahnungen fliessen. Und weil er weiss, aus eigener Erfahrung weiss, wie schwer es ist, allen seinen Pflichten nach Gebühr zu entsprechen, wie oft man unter der drückenden Last von Sorgen und Anfechtungen seufzt, klagt und murrt, wie oft man versucht wird, den Hirtenstab aus der Hand zu schleudern, darum ermahnt er mit so vieler Liebe, mit so inniger Zartheit. Er prüft sich selbst in dem Augenblicke, wo er sich anschickt Andere zu ermahnen, und diese Einkehr, diese Selbstprüfung vor Gott neigt sein Herz zur Milde, zur Freundlichkeit. Wie dürfte er rücksichtslos sein, da er selbst vor Gott ohne Nachsicht nicht bestehen könnte? Wie dürfte er sich hartherzig erweisen, da er selbst der Barmherzigkeit Gottes bedarf? Nein. Er tadelt nicht, er schilt nicht, er ermahnt. Er ermahnt liebevoll .... als Amtsbuder, als Mitältester! Wie mögen sich die verzagten Aeltesten dadurch gestärkt gefühlt haben! Ach, sie wissen, wie oft sie gefehlt, wie häufig sie gestrauchelt! Sie wissen, wie viele Vorwürfe sie verdient hätten! Und siehe, der Apostel, statt sie zu tadeln, zu verurtheilen, ermuntert, ermahnt sie! Er spricht ihnen das Recht nicht ab, ihr Amt weiter zu führen. Er ersucht sie vielmehr in freundlichem Tone, weiter auszuharren, treu zu bleiben auf ihren Posten! Er bittet sie darum als ihr Mitältester! Und diese Herablassung, diese Gleichstellung, dieser brüderliche Sinn hat mehr ausgerichtet als tausend Befehle. Er unser „Mitältester"!? ... So sind wir seine Brüder! ... Wohlan denn — so denken sie — seien wir es auch ganz und gar! Ist

er nicht gewichen, so weichen auch wir nicht. Hat er den Hirtenstab nicht niedergelegt, so behalten auch wir ihn bei. Hat er vor dem Feinde die Flucht nicht ergriffen, so wollen auch wir keine Feiglinge sein! Wo Gott uns hingestellt, da harren wir aus! Wir bleiben — unverzagt und ohne Grauen! Ach es ist uns, als fühlten wir ihnen die Stärkung nach, welche sie damals aufgerichtet hat! Es ist uns, als müssten wir noch das Echo jener Freudenrufe vernehmen, die ihnen diese Worte entlockt haben! Solch eine Fülle von Kraft strömt aus dieser apostolischen Liebe in ihre Seele hinein! — Mit frischem Muthe legen sie nun wieder die Hand an den Pflug, sie gehen freudig vorwärts, gleich als wären sie von einem elektrischen Schlage neu belebt!

So ermahnet die Liebe. So wirkt die Ermahnung der Liebe. Befehlen, toben, donnern erschreckt; bitten, ermahnen, bekehrt. Das erste verhallt, das letzte erhält. Jenes versteinert, dieses erweicht. Bei Wind und Sturm gürtet der Wanderer den Mantel noch enger um den Leib; bei mildem Sonnenschein löst er die Falten, löst er den Mantel!

O dass Gott uns Predigern die Gnade schenken möchte, mit solcher Leutseligkeit, solcher Freundlichkeit zu bitten, zu ermahnen! O dass wir immer weniger auf unser Amt pochten und immer mehr auf unsere Liebe uns beriefen! O dass alle unsere Reden, Zeugnisse und Ermahnungen von jenem Geiste durchhaucht wären, welcher des Apostels Worte umwehen! Dann würden auch nach und nach die Klagen über erfolgloses Wirken verstummen!

Dass die gleiche Liebe auch unsern Presbytern noth thut, braucht wohl nicht besonders erwähnt zu werden. Ueber die tausend Fälle aber, bei welchen dieselbe Wunderdienste leisten könnte, mögen nun die Aeltesten selbst weiter nachdenken!

Damit aber diese Liebe sich niemals verirre, ist es nothwendig, dass sie, wie beim Apostel, in dem Glauben wurzle. Er ermahnt nicht blos als Mitältester, aus Liebe, sondern auch „als Zeuge der Leiden Jesu Christi"

im Glauben. Blos als Augenzeuge? Nein. Wie wenig trüge dieses Zeugniss aus, um seiner Vermahnung Nachdruck zu geben und mit wie Vielen theilte er diese Augenzeugenschaft, die gar nicht an Christum glaubten! (Hoffmann.) Es ist nicht genug, dass wir sehen, wissen, zustimmen, unterschreiben. Der Teufel weiss auch und er zittert. Der Buchstabenmensch weiss auch und er verkümmert. Der Confessionalismus weiss auch und doch weiss er nichts, wenn er nur weiss. Zur Augenzeugenschaft muss sich die Herzensbezeugung gesellen. Diese muss jener Wärme und Leben zuführen. So zeugt der Apostel im Glauben. Er bezeugt mehr als die Thatsache, er bezeugt deren ewige Bedeutung und Giltigkeit. Die Sünde ist gesühnt. Das ewig giltige Opfer ist dargebracht. Die Anklageschrift ist zerrissen. Das Heil ist uns in Jesu Christo, dem Gekreuzigten, erschienen und verbürgt. Das bezeugt der Apostel und darum kann er ermahnen. Er hat festen Boden unter seinen Füssen. Er steht auf dem Fels der Stärke und von hier aus darf er den brandenden Wogen und Wellen Trotz bieten. Was kümmert ihn die Schmach der Welt? Er ist ein Erlöster Christi! Was frägt er nach dem Spott der Erdenkinder? Er ist ein Genosse des ewigen Reiches! Lasst sie toben und wüthen, lasst sie zürnen und die Zähne zusammenbeissen: das Heil muss uns doch bleiben. Christus hat es uns um den Preis seiner Leiden erkauft. Er wird die nicht aufgeben, verlassen oder versäumen, für welche er in den Tod gegangen ist.

Daran zweifelt der Apostel nicht und diese Zuversicht erhöht die Bedeutung seiner Ermahnung.

Wollen wir unseren Ermahnungen die gleiche Kraft verleihen, so müssen wir auch im gleichen Glauben gegründet sein. Es ist unmöglich, den Hirtenstab mit Ehren zu führen, wenn wir nicht selbt ein Schaf des Seelenhirten geworden sind. Ein Prediger ohne Glauben gleicht einem Tauben, der Professor der Musik werden, oder Harmonien und Symphonien beurtheilen will, von denen er nichts hört.

Der Glaube gibt uns allein das Recht zu ermahnen! Die Pfarrer sind eben mehr als Herren in schwarzen Kleidern, welche anständige Dinge lehren. Des Priesters Lippen, sagt Maleachi 2/3, sollen die Lehre bewahren, dass man aus seinem Mund das Gesetz suche, denn er ist ein Engel des Herrn Zebaoth. Die Hirten und Lehrer sind Zeugen Jesu Christi, Zeugen des Herrn und Heilandes, Zeugen von seiner Person und seinem Werke, Zeugen nicht des einen oder des andern falschen Messias, deren es auch in unserer Zeit so viele gibt, sondern Zeugen des ganzen Christus. Nicht der Jesus von Nazareth, als wäre dies sein einziger Titel, sondern der Christus von Bethlehem, nicht der ideale, sondern der historische Christus, nicht ein Christus eigener Erfindung, eigenen Machwerkes, sondern der Christus, den die lebendige Gemeinde aller Jahrhunderte als den ihrigen bekennt und anbetet, dieser Christus, vollständig, in seiner ganzen Fülle, er allein als der einzige Weg zum Vater, er ist Alpha und Omega unserer Ermahnungen. Von dem bekannten Worte: ein frommes Herz ist die Eigenthümlichkeit des Geistlichen, kann kein Titel oder Jota weggenommen werden und gesunde Frömmigkeit im christlichen Sinne ist undenkbar, wenn man beinahe in jedem wesentlichen Punkte dem Herrn oder seinen Aposteln in's Angesicht widerspricht. Oder giaubt ihr, dass der Prediger sich erlauben dürfte, ohne seine Frömmigkeit zu untergraben, von der Verderbtheit der Menschheit zu reden, während er seine eigenen Kräfte bewundert? Er dürfte Christum den eingebornen Sohn Gottes nennen, während er ihn für einen Menschen hält? Er dürfte das Verdienst seines Todes preisen, während er meint, durch eigenes Verdienst selig zu werden? Er dürfte die Hoffnung des ewigen Lebens auf das Wunder der Ostertage gründen, während er die Thatsache selbst in Zweifel zieht? Solches dürfte er, ohne fürchten zu müssen, dass eine Stimme vom Himmel ihm zuriefe: „Du hast nicht Menschen, sondern Gott gelogen?" Ach! es gibt nichts Bedauerlicheres auf Erden, als einen Prediger,

der die Sprache missbrauchen muss, um die Gedanken seines Herzens zu verbergen. Sagt uns doch, was hat euch die Kirche gethan, dass ihr euch in ihr Kleid hüllen wollt, um ihre Sprache zu schänden zum Schaden der Brüder, zur eigenen Verdammniss? Fühlt ihr, dass der Grund des Glaubens an die göttliche Heilsoffenbarung euch unter den Füssen schwindet, so beklagen wir euch, ohne euch zu verdammen; — auch ihr könnt ringend und betend wieder finden, was ihr für den Augenblick verloren; — aber um Eines bitten wir euch inständig: verrathet nicht mit einem Judaskusse die Kirche, welche ihr nicht mehr mit einem Paulusschwerte vertheidigen könnt.

O, dass uns Gott in diesem festen, lebendigen Glauben immer mehr wachsen liesse, dass wir in der Kraft dieses Glaubens ermahnen und, unter der Mitwirkung ebenso gläubiger Presbyter, für Christi Reich arbeiten könnten, dann würde auch in unsern Gemeinden etwas von jener Begeisterung der ersten Zeiten erwachen, dann würde das Feuer, welches Christus gekommen ist auf Erden anzuzünden, hell auflodern und, inmitten der grössten Trübsale, Anfechtungen und Verfolgungen würde uns jene Hoffnung erquicken, welche des Apostels Freude und Zuversicht ist!

Denn er ermahnt zuletzt seine Aeltesten als ein Mann der Hoffnung, als ein Zeuge Jesu Christi, „der theilhaftig ist der Herrlichkeit, die geoffenbaret werden soll". So steht er vor ihnen. So ermahnet er sie. Es leuchtet aus ihm, es klingt durch seine Worte hindurch die gewisse Hoffnung der zukünftigen Herrlichkeit und dieser Strahl von Oben, dieses Echo vom Himmel gewährt ihnen einen Zauber, dem Niemand zu widerstehen vermag. Er trägt auf seinem Haupte weder Bischofsmütze noch Cardinalshut, aber wer Augen hat zu sehen, der sieht ihn geschmückt mit einer Krone aus der Schatzkammer des unvergänglichen, unbefleckten und unverwelklichen Erbes, mit der Krone der Gerechtigkeit, des Lebens, der himmlischen Ehren, die in ihrer schlichten Einfachheit tausend-

mal herrlicher ist, als jene bekannte dreifache Krone aus Gold und Edelstein. Im Lichte dieses Heiligenscheines, im Glanze dieser ewigen Herrlichkeit erscheint er vor seinen geprüften Mitpilgern! Und in der Kraft dieser Hoffnung, welche ihn selbst über alle Trübsale der Welt erhebt und ihm inmitten der Vergänglichkeit das ewige Leben geniessen lässt, ermahnt er:

> Hoff', o du arme Seele,
> Hoff' und sei unverzagt!
> Gott wird dich aus der Höhle,
> Da dich der Kummer plagt,
> Mit grossen Gnaden rücken;
> Erwarte nur die Zeit,
> So wirst du schon erblicken,
> Die Sonn' der schönsten Freud'!

Alte Wahrheiten denkt ihr! Jawohl, alte Wahrheiten, aber Wahrheiten, die uns immer mit neuer Kraft erfüllen, wenn sie aus dem Munde eines Apostels hervortönen, von einem Manne uns zugerufen werden, welcher durch seine Hoffnung im Himmel wandelt. Es ist uns dann, als ob uns eine Stimme vom Himmel zuriefe: „Auf, auf! gib deinen Schmerzen und Sorgen gute Nacht! Lass' fahren was dein Herze besorgt und traurig macht." Es ist uns als ob der himmlische Vater selbst sich zu uns neigte: „Sei getrost, mein lieber Sohn, du weisst, dass ich keine Gedanken des Leides über dich habe." Es ist uns als ob jene Bitte des reichen Mannes: „ich bitte dich, Vater, dass du Lazarum in meines Vaters Haus sendest, dass er meine Brüder dringend warne", als ob diese Bitte nun an und für uns in Erfüllung gehen würde. Wir kriegen neue Kraft und fahren auf mit Flügeln wie Adler!

Warum fehlt denn diese Hoffnung heute so sehr? Warum wandeln denn so wenige im Himmel durch die Hoffnung? Warum flattert unsere Seele immer nur über den schlammigen Wassern der Erde umher, da sie doch gleich der Taube Noah's mit dem Oelblatte der Hoffnung zu dem

Herrn fliegen könnte? Warum? Ach, wir könnten darauf gar manche Antworten geben. Sie wären alle richtig, aber sie blieben auch alle unvollständig, wenn wir nicht den Muth hätten, offen und frei zu bekennen: weil die Hoffnung in unsern Predigten fehlt. Zeugnisse des Glaubens hören wir genug. An Ermahnungen zur Liebe haben wir Ueberfluss, aber was dem Glauben den rechten Schwung, der Liebe die innere Kraft verleiht, die Hoffnung, die feste Zuversicht, dass der heilige Geist die Macht des Argen in und ausser uns in der Welt besiegen wird, besiegen muss, weil es nicht Gottes Wille ist, uns unter dem Banne der Sünde zu lassen, — diese Glaubenszuversicht fehlt. Das heilige Feuer erlischt; das Phlegma nimmt überhand. Der Zeitgeist schleicht sich auch in die Herzen der Prediger ein. Ach! wir haben allerdings Ursachen genug um zu trauern', und Vertrauensseligkeit wäre unser Tod. Aber wir dürfen dennoch nicht verzagen! Die Sache, die wir treiben, ist ja Christi Sache. Sie kann nicht, sie darf nicht unterliegen. Wäre die Macht der Feinde noch so gross, Christus wird sie überwinden. Wäre die Gefahr noch so gross, Christi Schifflein kann nicht sinken. Daran dürfen wir nicht zweifeln. Und wenn Alle die Hände in den Schoss legen und mit orientalischer Trägheit, mit dumpfer Resignation, den Verhängnissen eines grausamen Schicksals sich ergeben möchten, so wird doch die Kanzel, als letzte Zufluchtsstätte, der Hoffnung eingeräumt bleiben und die Prediger werden sich's nicht nehmen lassen, mit begeisterter, prophetischer Zunge vom Siege Christi zu zeugen und, mitten unter den Nebeln der Gegenwart, durch Wort und That, den Anbruch eines neuen Tages für das kämpfende Reich Gottes zu verheissen.

O, dass wir von solcher Hoffnung uns tragen liessen! Dann würden wir auch fähig und tüchtig werden, der Ermahnung des Apostels im Glauben und in der Liebe nachzukommen: „weidet die Heerde Christi, so euch befohlen ist".

Die Heerde Christi! Welch ein liebliches Bild! Welch eine ehrende Bezeichnung! Ihr seid nicht, wie die römische

Kirche es lehrt, eine Masse Volkes, welche als die Unwissenden, Unselbständigen, Ungeweihten, dem Clerus, dem eigentlichen Vertreter der Kirche, gegenüber steht. Ihr seid die Heerde Christi. Keine Schafheerde, welche den Hirten, den Pastoren zu Füssen liegen und nur ihnen zu gehorchen hätte. Ihr seid das geistliche Haus, das auserwählte Geschlecht, das königliche Priesterthum, das heilige Volk, das Volk des Eigenthums, die Heerde Christi! Ich weiss nicht, welch Unwissender einst die Fabel erdichtet hat, dass die gläubigen Pfarrer aus der Kirche Christi eine Pastoren-, eine Theologenkirche machen möchten. Fürwahr, eine tendentiöse Erfindung! Nirgends ist weniger Raum für eine Pastorenkirche vorhanden, als unter den gläubigen Pastoren selbst. Wer Christi Eigenthum ist, der ehrt auch in den Gemeinden die Heerde Christi! Er sieht auf ihrer Stirne den Namen seines eigenen Herrn prangen und möchte er sich jemals zu Uebergriffen verleiten lassen, so würde ihn die Erscheinung eines einzigen Christen, eines mit Christi Blut und Gerechtigkeit geschmückten Christen, sofort davon zurückhalten.

Wohl weiss er, dass ihm die „Heerde Christi" „befohlen", anvertraut, zur Pflege und Fürsorge übergeben wurde, aber er weiss auch, dass sie ihm nur zu dem Zwecke befohlen wurde, dass er sie „weide".

Weide! Kein Wort bezeichnet besser als dieses die Aufgabe, die Pflicht der Lehrer und Aeltesten. Wir sollen die Heerde weiden! Wir haben die Nahrung selbst nicht herbei zu schaffen. Die ist vorhanden. Das Wort Gottes, das ist die Weide, die liebliche Oase in der Sandwüste der Welt. Das Wort, das Gott geredet hat durch die Propheten, und zuletzt durch Christus und seine Apostel, das Wort, welches nicht vergeht, wenn auch Himmel und Erde untergehen, das Wort, welches in Ewigkeit bleibt, während die Herrlichkeit menschlicher Lehre nichts ist, als eine bald verwelkende Blume des Feldes — dieses Wort das ist die Weide, darauf wir die Heerde Christi zu führen haben. Wir

haben sie dorthin zu führen. Die Nahrung selbst können wir ihnen nicht ohne ihr Zuthun in den Mund schieben. Ohne ihre Mitwirkung oder Zustimmung können wir sie nicht mit neuen christlichen Gedanken und Grundsätzen ausfüllen. Wir können euch nur zur Weide führen, das himmlische Manna anbieten, vorlegen, anpreisen, zum Genusse desselben einladen, auffordern, ermuntern. Das Andere liegt in eurer Hand, hängt von euch selbst ab. Kommt ihr nun trotz aller Einladungen nicht zum Mahle, greifet ihr nicht zu, obschon ihr zu Tische sitzet, so ist das eure Schuld. Wir weiden, ihr sollt essen.

Aber davon, denkt ihr, wollen wir nicht essen: Diese Nahrung ist zu abgeschmackt, zu ausgetrocknet. Wir wollen pikantere, würzige Speisen geniessen. — Dann bedauern wir, euch nicht dienen zu können. Wir sind nicht dazu bestellt, dass wir euch Dinge auftischen, welche den Gaumen kitzeln; wir haben den Auftrag, euch zu weiden, und zwar dorthin zu führen, wo das Gras zu finden ist, das Gott für euch besonders hat wachsen lassen. Oder verlangt ihr etwa, dass wir euch mit unseren Fündeleien, mit unserer Afterweisheit abspeisen? Dass wir schwungvolle Perioden anbieten, statt gesunder Lehre, rhetorische Trompetenstösse, statt kräftiger Gedanken? Wie? Die Kirche ruft einen Menschen in ein Amt und unterrichtet ihn von den Pflichten, die er übernimmt; sie bereitet ihm eine Stätte, wo er stehen und sprechen soll; sie lässt die Christen mit Glockenklang zusammenrufen, um ihn zu hören. Und nun erscheint dieser Mensch und predigt — sich selbst und seine Weisheit. „Wehe euch Hirten, die ihr die Heerde meiner Weide umbringet und zerstreuet," spricht der Herr! ... O, wehe euch Heerden, so ihr den Hirten und Bischof eurer Seelen nicht mehr folgen wollt! Oder verlangt ihr, dass wir euch verzehren lassen was ihr wollt, was euch gerade schmeckt, wenn auch schadet? Nein, wir müssen euch davon abhalten, wir müssen es euch verwehren, verbieten, denn ihr seid die Heerde Christi und uns wird der Heiland einst fragen: „Hirte, wo

sind meine Schafe? Wo ist die Heerde, die dir befohlen war, die herrliche Heerde?" Oder wünscht ihr, dass wir ruhig zusehen, wie die Wölfe auf euch herfallen, euch zu verschlingen? „Der Wolf," sagt Luther, „kann wohl leiden, dass seine Schafe gute Weide haben, er hat sie desto lieber, dass sie fett sind, aber das kann er nicht leiden, dass die Hunde feindlich bellen." Gibt es solche Wölfe unter euch? Nun, dann bellen wir um so lauter, denn unsere Pflicht erfordert es, dass wir euch hüten, euch schützen und darum werden wir nicht müde zur Zeit und zur Unzeit mit aller Kraft unserer Lungen zu rufen, zu warnen, zu ermahnen: Heerde Christi! habe Acht! Heerde Christi! habe Acht auf dich!

So reden, so weiden die guten Hirten. O herrliche Wirksamkeit! O köstliches Amt! Wahrlich, unser Luther hat recht: „Es ist kein theurer Schatz, noch edler Ding auf Erden und in diesem Leben als ein rechter, treuer Pfarrer und Prediger." Man möchte mit Jauchzen danken, dass er Einen zu solch herrlichem Amte berufen hat.

Und doch beschleicht mich ein tiefes Gefühl der Wehmuth, Trauer und Angst! Es ist mir, als müsste ich wie Origines im Gefühle meiner Unwürdigkeit in Thränen ausbrechen und einem armen Büsser gleich, in Sack und Asche, Gott um Gnade und Vergebung anrufen! . . .

Warum? Ach! denkt doch: Wer ist zu allen diesen Dingen geschickt? Habe ich das Alles befolgt, das Alles gethan?

O Gott, sei mir Sünder gnädig! Hilf Herr, hilf und lass' Alles wohl gelingen!

Und ihr, Christen, vereinigt eure Gebete mit den meinigen, dass wir, die Hirten und Aeltesten unserer Gemeinde, ein Jeder in dem besondern Zweige des geweihten Amtes, als Gottes Haushalter treu erfunden werden, treu im Glauben, treu in der Liebe, treu in der Hoffnung!

XXXII. Die Berufstreue.

I. Petr. 5/2.

Weidet die Heerde Christi, so euch befohlen ist — mit diesen Worten hat der Apostel den Aeltesten die Pflichten und Aufgaben ihres herrlichen Berufes kurz und treffend gekennzeichnet. Der Weg, den sie einzuschlagen haben, liegt nun klar vor ihren Augen. Sie könnten ihn sofort, ohne weitere Anweisungen betreten. Sie würden gewiss vorwärts kommen. Allein das Vorwärtskommen ist nicht immer die Hauptsache. Es gibt eben nur einen Fortschritt, das ist der Fortschritt, bei welchem Wahrheit und Gottseligkeit innig mit einander verbunden bleiben. Das ist der einzige Fortschritt, welcher keinen Rückschritt, keine Reaction zu fürchten hat. Und darauf kommt es dem Apostel an. Darum begnügt er sich nicht mit dem Wegweisen; er zeigt ihnen noch ferner, wie sie sich auf der vorgezeichneten Bahn bewegen, wie sie darauf wandeln, welche Gedanken sie hegen, welche Gesinnungen sie pflegen sollen. Zu dem göttlichen Berufe gehört auch die göttliche Berufstreue. Diese verleiht jenem erst die rechte Weihe, den inneren Werth. Er muss sie auch darüber belehren, unterweisen.

Die heutige und die nächste Predigt werden sich demnach wieder in Pfarrpredigten umgestalten. Wollt ja nichts Besonderes dahinter suchen. Ich muss eben dem Apostel Petrus folgen. Man könnte zwar diese Verse überspringen oder die Betrachtungen hierüber abkürzen, aber das hiesse gegen Gottes Wort sündigen, dem heiligen Geist wider-

streben. Auch wir müssen dem göttlichen Prediger stille halten und wäre es noch so demüthigend, sich in Gegenwart der Gemeinde warnen und strafen zu lassen, so hätten wir doch kein Recht, dem heiligen Geiste, kraft unseres Amtes, das Wort zu entziehen. Uebrigens schadet es gar nicht, dass auch uns, die wir immer Andern predigen, einmal gepredigt werde. Andererseits ist diese Ermahnung für euch keineswegs überflüssig. Ihr werdet ja von Zeit zu Zeit berufen, Aelteste oder Pfarrer zu wählen. Ihr müsst daher wissen, was ihr billig von den Gewählten zu fordern, zu erwarten oder auch was ihr ihnen, in gerechter Würdigung ihres Berufes, zu bieten habt.

So lasst uns denn beiderseits, mit andächtiger Aufmerksamkeit, die Ermahnung der Apostel vernehmen und möge Gott dieselbe mit seinem reichen Segen begleiten!

Also wie sollen wir die Heerde Christi weiden? Vor Allem, antwortet der Apostel, nicht gezwungen! Das ist die erste und wahrlich auch die unentbehrlichste Forderung. Es gibt eben nichts Peinlicheres als Sklavendienst. Fragt jedweden Menschen, wo er auch stehe und arbeite. Fühlt er Lust und Liebe zu seinem Berufe, dann geht Alles leicht vom Fleck. Er ist heiter und guter Dinge, auch wenn ihm der Schweiss vom Angesichte rinnt. Wie mürrisch hingegen, wie gedrückt, wie missmuthig, wer seine Arbeit nur aus Zwang verrichtet. Die Unzufriedenheit schaut ihm aus den Augen heraus; der Groll schwillt ihm die Adern; der Zorn treibt ihm Lästerworte auf die Zunge, und brechen irgendwo Unruhen aus, so wird er gewiss in den ersten Reihen der Rebellen stehen! Eine Hand, die ohne Freude das Werkzeug führt, ergreift mit Wollust die Fahne der Revolution. Nichts Gefährlicheres als die Unlust zum Berufe, zur Berufsthätigkeit!

Aber, fragt ihr, gibt es denn auch unter den Pfarrern und Aeltesten solche zur Empörung geneigte, leicht aufzuregende Gemüther? Wahrscheinlich gab es welche zur Zeit des Apostels, sonst hätte er nicht zu ermahnen ge-

braucht: Führet die Aufsicht nicht aus Zwang! Gibt es deren auch heute noch? Unmöglich wäre es nicht. Wie dem auch sei, die apostolische Ermahnung muss mit allem Ernste berücksichtigt werden. Denn das Seelsorgeramt kann nur dort gedeihen, nur dort segensreich sich entfalten, wo es freiwillig, ungezwungen ergriffen und ausgeübt wird. Die innere Berufung ist nothwendig für uns, so wir anders mit Freude und Frucht im Weinberge des göttlichen Reiches arbeiten wollen; nothwendig für die Gemeinde, damit sie nicht unter dem schweren Drucke eines Miethlinges elend zu Grunde gehe, an der Auszehrung dahinsterbe; nothwendig auch um der Welt willen, weil wir verpflichtet sind, auf ihre Frage: „du, warum da?" eine klare, bündige, entschieden christliche, evangelische Antwort zu geben. Das Merkmal eines wahren Berufes ist somit ein unwiderstehlicher, Alles mit sich fortreissender Drang, Andern zu verkündigen, was Gott in Christo für uns gethan hat. Das Wort Gottes muss wie ein Feuer in unsern Gebeinen sein und dem Apostel Paulus müssen wir nachsprechen können: „Wehe uns, wenn wir das Evangelium nicht predigen!" Ohne diesen Drang ist unser Amt nichts Anderes als ein Frohndienst!

Darum warne ich euch, Studenten und Candidaten der Theologie, prüfet euch wohl, bevor ihr dieses Amt antretet. Ein frommer Schuster in seinem schlichten Arbeitergewand ist Gott tausendmal lieber als ein Sklave im Chorrock. Und ihr Eltern, nöthigt niemals eure Söhne zum Studium der Theologie. Für den Menschen ohne inneren Beruf ist die Kanzel nur eine Station auf dem Wege zur Hölle.

Und wie verderblich ist doch der Einfluss eines solchen Predigers! Treffend ist bemerkt worden, dass keine Erscheinungsform des Bösen eine so erstaunliche Kraft habe, Seelen zu verderben, als der unbekehrte Prediger eines Kirchspiels, mit einer schönen Orgel, einem weltlich gesinnten Chor und einer Zuhörerschaft von lauter vornehmen Leuten! Es gebe keine wirksamere Anstalt der Verdamm-

niss als diese. Die Leute gehen zur Kirche, trösten sich dessen, danken sogar Gott dafür, dass sie so andächtige Anbeter sind, bilden sich ein zu leben .... und siehe, sie sind todt.

Darum prüfe sich Jeder, bevor er dieses Amt ergreift! Nur nicht gezwungen!

Und hat er es ergriffen, hat ihn die Liebe zu Christus in den Dienst der Kirche, des Evangeliums getrieben, dann treu gewacht, dass die innere Freiheit gewahrt und erhalten bleibe! Gar Mancher hat als freier Mann begonnen und als bedauernswerther Sklave geendet. Nehmen wir uns wohl in Acht!

Vor Allem hüten wir uns vor dem Handwerksmässigen! Eine der schlimmsten Versuchungen unseres Amtes besteht darin, dass wir den Beruf geschäftsmässig betreiben, dass wir die Bibel sozusagen amtsmässig lesen, alle unsere Functionen nur amtsmässig verrichten und so das ganze religiöse Leben aus dem Amte und nicht aus dem innersten Herzen hervorquillen lassen. Da gilt es recht auf seiner Hut zu sein. Sonst werden wir Handwerker, Maschinen, im besten Falle Drehorgeln. Das heilige Feuer erlischt, das göttliche Leben erstirbt, die Freudigkeit fährt dahin. Man erfüllt zwar seine Pflichten, man erledigt seine Acten, man hält seine Reden, aber wie ist doch alles so schlaff, so matt, so starr! Ueberall vernimmt man das Röcheln eines Sterbenden! Möge Gott uns vor einem solchen Ausgange behüten! Darum immer freudig aus der lebendigen Quelle des göttlichen Wortes geschöpft, immer tiefer hinein in die Heilsoffenbarung! Dort ist das rechte Lebenselixir, das ewige Verjüngungsmittel zu finden.

Nicht gezwungen! Darum Achtung ferner vor jeder Menschendienerei! Hüten wir uns vor dem Wahne, als sei die Gemeinde unser Ein und Alles, unser Erstes und Letztes! Niemals. Wohl wird das Gedeihen der Gemeinde unsere innigste, liebste Herzensangelegenheit werden, denn Gott hat uns ja diese Heerde zum Weiden anvertraut;

wohl werden wir Alles was wir für das Reich Gottes zu wirken suchen, mit Vorliebe seinen Anfang in der Gemeinde nehmen lassen; wohl wird es, was selbstverständlich ist, unser Bestreben sein, die Wünsche, Anleitungen, Erfahrungen oder Anordnungen der bestehenden Gemeindeorgane zu berücksichtigen oder zu befolgen, aber wo die Gemeinde unser Gewissen vergewaltigen, beherrschen möchte, da setzen wir uns zur Wehre; — bis hieher und nicht weiter. Ueber der Gemeinde steht eben die Kirche, steht das Wort Gottes, und die Heerde kann ich nur insolange nach Christi Wohlgefallen weiden, als ich in aller Freiheit der Kirche, dem Worte Gottes zu gehorchen vermag. Damit wir der Kirche in aller Freiheit dienen, dem Worte Gottes frei gehorchen können, müssen wir auch nach unten frei bleiben, ungebunden, ungezwungen. Darum vermeiden wir es Parteien zu bilden, Parteien zu führen oder Parteien zu dienen. Wir denken zu hoch von unserem Berufe, um denselben in das Joch persönlicher Verbindlichkeiten zu zwängen. Wir sind dem Herrn, der uns zu seinem Eigenthum erkauft hat, zu sehr verpflichtet, um uns zu Leibeigenen von Erdenkindern degradiren zu lassen. Ein Pfarrer, an dessen Hals und Händen die Abzeichen der Ketten sichtbar geworden sind, hat sich selbst aus der Zahl der Hirten ausgeschlossen. Mag sein, dass solche Banden süss, solche Ketten goldig seien, aber die Freiheit ist dahin und mit dem Wirken zur Ehre Gottes ist es aus! Man fängt an zu klügeln, zu berechnen, zu überlegen, Rücksichten zu nehmen, auf die Stimmen in der Gemeinde zu lauschen, nach dem Urtheile der einflussreichen Persönlichkeiten zu fragen und man verirrt sich schliesslich so weit, dass man das Gute unterlässt, weil es den Einen nicht zusagt, das Schlechte aber duldet, weil es den Andern gefällt. Ja, das Gute selbst, das man unternimmt und durchführt, verliert zuletzt seinen inneren Werth, erhält einen bittern Nachgeschmack. Es ist ein Frohndienst geworden, es ist aus Zwang geschehen. Jedermann kennt die schäd-

lichen Einwirkungen, denen Wasser, wenn es durch bleierne Röhren geht, unterliegt, — so wird das Hirtenamt verschlechtert, wenn es durch Sklaven verwaltet wird. Die urwüchsige, belebende, begeisternde Kraft des heiligen Geistes ist dahin, die Triebfeder ist gebrochen und immer mehr geht das Rad aus dem Gange, bis man endlich alles laufen lässt wie's laufen will. Die Menschendienerei ist der Sarg des Hirtenamtes. Darum, nicht gezwungen!

Nicht gezwungen! Folglich Achtung auch vor dem lieben Ich! Wie gerne möchte uns dieser kleine Despot beherrschen, gefangen nehmen! Und wie listig, wie schlau, wie einschmeichelnd weiss er zu Werke zu gehen! Hier hält er uns die Familie vor: du musst, sagt er, ihretwegen deine Wahrheitsliebe zügeln, deine Aufrichtigkeit zurückdrängen. Dort erinnert er uns an unser Einkommen. Was nützt es dir, frägt er, wenn du den angesehenen, reichen Leuten vor den Kopf stössest? Das einemal droht er mit leeren Bänken, das anderemal mit Casualiensperre. Er versteht es recht gut, uns alle irdischen Nachtheile zu schildern, denen wir uns aussetzen, aber auf Gott, auf Christus, auf des Hirten Verantwortlichkeit verweist er uns nie. So wird das Gewissen bald eingeschläfert und kommt die Zeit, wo man wählen muss zwischen Pflicht und Vortheil, Gott und Welt, Christus und Belial, so wird das liebe Ich, aus Feigheit, aus Bequemlichkeit, vor Vortheil, Welt und Belial die Kniee beugen. Welch ein Seelenmörder ist dieser Tyrann! Ein Hirte, der ihm folgt, ist lebendig begraben.... Und bei dem Gedanken, dass man mich lebendig begraben könnte, erfasst mich, ich weiss nicht welch ein entsetzliches Grauen! Nur kein Sklave geworden! In unserer von Gott ausgestellten Vocationsurkunde heisst es: „nicht gezwungen"; diese Clausel muss heilig gehalten, gegen alle Zwingherren von rechts und links, von oben und unten, von drinnen und draussen vertheidigt werden, damit wir uns frei im Dienste des Herrn bewegen und williglich demselben obliegen können.

Williglich! Diese Willigkeit ist nur dort, wo die Freiheit gewahrt wird. Dem Scheine nach verhält es sich allerdings, anfangs wenigstens, ganz anders. Der Miethling, der Sklave ist immer guter Dinge, er begnügt sich eben mit dem, was die Welt fordert, was er des Anstands halber thun muss; der treue, willige Hirte hingegen, der möchte oft, aus Furcht nicht allen seinen Pflichten nachkommen zu können, davonlaufen, die Heerde einem Andern anvertrauen und mit Jeremias klagen: „O Herr, Herr, ich tauge nicht dazu." Und doch gelingt es nur ihm, die Heerde williglich zu weiden! Denn er allein weidet die Heerde aus Liebe. Aus Liebe zu den Schafen? Nein, die reicht nicht aus. Die Heerde ist oft zu unliebenswürdig, sie verbittert den Hirten zu oft das Leben. Auch wäre diese Liebe nicht gerecht; sie führte uns nur zu den guten, liebenswürdigen Schafen und hiesse uns die verlorenen, die irrenden vernachlässigen. Die Willigkeit wurzelt in einer höheren, tieferen, reineren Liebe, in der Liebe zu den Seelen, in der Fürsorge für ihr Heil, in dem heissen Verlangen nach ihrer Erlösung. Daraus entspringt die Kraft, die wir benöthigen, um unter den schwierigsten Verhältnissen die Heerde mit Lust und Freude, mit Willigkeit zu weiden.

Das ist auch die Liebe, welche Christum vom Himmel auf die Erde geführt hat. Er sah, der Sohn des Ewigen, dahinsiechen den Menschen in der wasserlosen, öden Wüste des gottentfremdeten Lebens, gebeugt unter der Last schwerer Schuld: es war ein grosser Kranker, der, von seinen eigenen Sünden geschlagen und aus tausend Wunden blutend, am Wege lag. Priester und Leviten waren vorübergegangen und hatten ihn nicht geheilt; Religionsstifter und Weltweise hatten zu heilen versucht und nicht zu heilen vermocht. Wer mag ermessen das Sündenelend, die Gewissensnoth und Angst auf Erden vom Anfange an in den Millionen und Millionen Menschen, die keinen Erlöser kannten, keinen Erlöser erwarteten? Wer mag das Leiden kennen, das auf Erden ist gelitten worden, seit Adam's

Sünde, die Thränen zählen, die geweint, die Ströme von Bitterkeit, von Schmerz und Wehe, von Noth und Tod, mit denen die Menschheit getränkt wurde seit dem Tage der ersten Schuld? Da blickte der Samariter auf die Erde herab; es jammerte ihn der armen, kranken, sterbenden Menschen und seine Stimme rief den Elenden zu: „Siehe, ich komme bald." Und

> Er kam, er kam mit Willen,
> War voller Lieb und Lust,
> All' Angst und Noth zu stillen,
> Die ihm an uns bewusst.

Er kam, um den Schuldbrief, der gegen uns zeugte, zu vernichten, um den Bund zu aufzulösen, den der Mensch mit dem Tode geschlossen hatte, um unsere Natur hineinzutauchen in die reinigende, sühnende Gluth seiner Opferflamme, seines Todes, in das heilende Bad seines Blutes, damit sie wiedergeboren, zur Verklärung reif und der ewigen Herrlichkeit theilhaftig werde..... So hat sich Christus unserer angenommen. So hat er die Menschen geliebt und darum konnte er sprechen:

> Ja, Vater, ja von Herzensgrund,
> Leg' auf, ich will's gern tragen!

Etwas von dieser Liebe muss sich auch in dem Herzen der Knechte Christi vorfinden. Die Willigkeit muss aus dem Kreuze, aus Christi Liebe zu uns, aus unserer Liebe zu Christus hervorquillen. Was Christus uns geschenkt, bieten wir Anderen an. Was Christus uns geoffenbart, erschliessen wir Anderen. Das Leben, die Erkenntniss, den Frieden, das Heil, die himmlischen Güter, die wir durch Christus geniessen, legen wir allen unsern Brüdern vor, damit auch sie dieselben kosten und darnach verlangen, darum bitten. Und solche Fürsorge für ihr Heil, dieses Verlangen nach ihrer Erlösung, dieses Bestreben, so viel an uns liegt, mitzuhelfen an ihrer Belehrung und Bekehrung,

das gibt uns die rechte Freudigkeit und Willigkeit. Wir wissen ja wie viele Mühe es Christo gekostet, bis er uns für seine Heerde gewonnen hatte, welche Kämpfe wir immer noch durchzukämpfen haben, um nicht den Versuchungen der Welt, des Fleisches zu unterliegen. Und wir möchten mürrisch, unwillig, ungeduldig oder verzagt werden?

Ach! wenn wir nichts Anderes zu verlangen hätten, als die Verrichtung einzelner äusseren Werke oder Ceremonien, fleissigen Kirchenbesuch, regelmässiges Almosen, sklavisches Auswendiglernen einiger Bibelsprüche, einiger Glaubenssätze, dann dürfte Niemand sich wundern, wenn Einen nach mehreren Misserfolgen die Unlust ergreifen, der Unwille davon jagen würde! Aber das Ziel unserer Arbeit ist die Wiedergeburt, die Heranbildung einer neuen Creatur. Solch eine innere Umwandlung lässt sich nicht befehlen; sie muss sich von innen heraus, langsam, naturgemäss vollziehen. Darum gilt es, Geduld zu haben, willig zu bleiben. Je höher die Anforderungen, desto langmüthiger muss sich die Geduld erweisen. Und stellen sich trotzdem Augenblicke ein, wo das Fleisch träge, der Geist unwillig wird, wo nur der aufgehobene Finger des Gewissens uns auf die Beine und in's Geleise zu bringen vermag, dann gehen wir rasch zum Kreuze hin und lassen uns dort die Frage beantworten: „Wie ist Christus mit dir verfahren?" Diese Frage wird uns zur Nüchternheit zurückführen. Christi Liebe wird uns wieder aufhelfen und am Stamme seines Kreuzes werden wir wieder Kraft finden, unsere Arbeit nicht nur willig, sondern auch uneigennützig zu verrichten!

Die aufrichtige Willigkeit wird erst durch die Uneigennützigkeit beglaubigt. Darum mahnt auch der Apostel: „Führet die Aufsicht nicht um schändlichen Gewinnes willen, sondern von Herzensgrund." Echt petrinische Worte! Da sehen wir den Apostel, wie er vor dem Lahmen steht und spricht: „Gold und Silber habe ich nicht; was ich aber habe, das gebe ich dir im Namen Jesu Christi von Nazareth, stehe auf und wandle." Da hören wir den

Jünger Jesu, wie er Simon's schnödes Geldanerbieten entrüstet zurückweiset: „O dass du verdammet werdest mit deinem Golde, dass du meinest, Gottes Gabe werde durch Gold erlangt!" Ist es nicht, als ob noch etwas von jenem heiligen Zorne durch die Worte unseres Textes, durch die scharfe Verurtheilung des schändlichen Gewinnes hindurchklingen würde? Vielleicht hat Petrus auch daran gedacht, wie Christus, der Erzhirte, mit seiner freiwilligen Lebenshingabe das grellste Widerspiel bildet zu der Opferscheu, zu dem Zwang, zu der Gewinnsucht der Miethlinge, der falschen Propheten. Aber auch daran mochte er sich erinnert haben, wie Christus, als er sie zum Volke aussandte, das keinen Hirten hatte, ihnen anempfahl, umsonst zu geben, was sie umsonst empfangen hätten, also keinen Gewinn in der Ausübung ihres Hirtenamtes zu suchen! Wahrlich, echt petrinische Worte! Schade nur, dass sie so wenig Widerhall gefunden haben! Dass sie überhaupt und noch in einer Zeit, wo der christliche Glaube so lebendig pulsirte, nothwendig waren, muss jeden Menschen auf's tiefste betrüben! Während der Verfolgungen, in einer Zeit, wo die Hirten der Heerde so vielen Gefahren ausgesetzt waren, hat es also Leute gegeben, welche ohne inneren Beruf, um des schändlichen Gewinnes willen, nach diesem Amte verlangten. Welch ein gewaltiges Zeugniss für die Verderbtheit des menschlichen Herzens! Aber noch beschämender wird dies Zeugniss, wenn wir bedenken, dass später Geistliche sogar mit geistlichen Dingen, mit kirchlichen Aemtern und Würden, Handel und Schacher trieben! Vollends vernichtend jedoch wird dasselbe, wenn wir erwägen, dass im Jahre 370 der Kaiser Valentinian I. — ein Kaiser also, keine Kirchenbehörde, keine Synode — ein Gesetz gegen die Erbschleicherei seitens der Geistlichen veröffentlichen musste. „Ueber das Gesetz," sagte Hieronymus, „beklage ich mich nicht, sondern es thut mir leid, dass wir ein solches Gesetz verdient haben." Er hätte wahrlich strenger urtheilen können. Und wie grässlich hat dieser Krebsschaden

später um sich gefressen! Damals hatte die Bereicherung der Kirche wenigstens eine Lichtseite: es war die Wohlthätigkeit, welche sie zu üben befähigt wurde. Es entstanden Anstalten zur Aufnahme von Fremden, Armen, Greisen, Witwen, Waisen, Kranken. In Caesarea gründete Basilius so grossartige Anstalten dieser Art, dass Gregor von Nazianz sie eine Stadt im Kleinen nannte. Theodoret von Kyros, obschon er einen armen Kirchensprengel hatte, erübrigte doch so viel, dass er zum Besten der Stadt Säulengänge, zwei grosse Brücken erbauen, einen Canal aus dem Euphrat in die Stadt leiten und die öffentlichen Anstalten verbessern liess. Das gewonnene Geld wurde doch nützlich verwendet. Später aber verlor diese Geldgierde auch den letzten Rest von idealem Sinne. Der Bischof Caraffa von Ploette, welcher im Jahre 1615 starb, vermachte seinem Bruder sieben Millionen Thaler. Das ist bezeichnend genug. . . . Ist es seitdem etwa besser geworden? Enthebt mich der Beantwortung dieser Frage!

In der evangelischen Kirche sind wir doch — nicht wahr? — vor solchen Versuchungen geschützt! Scheinbar ja. Der evangelische Geistliche ist angewiesen, vornehmlich in Oesterreich, den Kampf um's Dasein zu führen. Während in anderen Lebensstellungen Fleiss, Talent und eine geregelte Lebensweise zu einer gewissen Wohlhabenheit führen, ist er, je länger je mehr, dem Nothstande ausgesetzt, wird sein Abendhimmel immer düsterer. Es ist sogar vorgekommen, dass eine politische Gemeinde einem evangelischen Vicar und Religionslehrer die Naturalisirung verweigerte aus Furcht, er könnte heiraten und sie müsste dann die Familie erhalten. Mit der Familie wälzt sich dann später ein ganzer Berg von Sorgen über das Haupt des Pfarrers. Der Kampf um's Dasein führt daher Manchen weg von der Seelsorge, auf mancherlei andere Gebiete und das bringt dem Stande keine Ehre, der Kirche keine Siege. Und wie herzerschütternd ist das Elend der Pfarrerswitwen und Pfarrerswaisen! Sonst gelangt das Schifflein nach langer

Fahrt in einen stillen Hafen; hier geht es, wenn der Steuermann sein Haupt zum Scheiden geneigt, in die stürmische See. Fast jede Witwe hat ein sicheres Heim; die Pfarrerswitwe hat nicht einmal ein Dachstübchen im Pfarrhause, sie muss schon nach einem halben Jahre wie Naemi die Stätte bisheriger Wirksamkeit verlassen und irgendwo als geduldete Bewohnerin ihre elende Lage betrauern. Doch genug! Unsere Kirche braucht gewiss keine stolze, in Reichthum schwelgende Geistlichkeit, aber sie sollte doch überall so gestellt sein, dass sie sorgenlos ihrem Amte, dem Dienste am Worte, der Wissenschaft obliegen und jene sociale Stellung einnehmen könnte, welche des Amtes und Standes würdig ist!

Da gibt es Vieles nachzuholen, zu verbessern. Da gibt es noch manche Gemeinden, auch in den Städten, welche man auf die Stelle im Galaterbriefe verweisen muss: „Der aber unterrichtet wird mit dem Worte, der theile mit allerlei Gutes dem, der ihn unterrichtet." (6/6.)

Ich weiss wohl, wie viel in einigen Gemeinden geschehen ist und immer noch geschieht! Ich weiss auch, dass manche Gemeinden nicht mehr zu leisten in der Lage sind! Aber trotzdem ist es nothwendig, jeden Einzelnen an des Apostels Mahnung im Galaterbriefe zu erinnern. Trotzdem ist es unsere Pflicht, die Gemeinden alle zu bitten, ihre Lehrer nicht zu vernachlässigen, für ihre Hirten Sorge zu tragen, dass sie nicht in Versuchung gerathen, dass sie nicht aus Armuth zuletzt, um des schändlichen Gewinnes willen, ihr Amt führen.

Denn es ist sehr zu fürchten, dass Pfarrer, welche immer zu kämpfen und die sich immer zu fragen haben: „was werden wir essen, was werden wir trinken, womit werden wir uns kleiden?" zuletzt des Kampfes müde, der Versuchung unterliegen und schliesslich, wenn auch auf entgegengesetzten Wegen, dorthin gelangen, wo das Geld die Hauptrolle spielt. Es werden Stellenjäger, die nirgends festen Fuss fassen, nirgends mit Lust und Liebe arbeiten,

immer auf der Warte stehen, nicht um zu hüten, sondern um sich umzuschauen, ob sie nicht bald davonlaufen könnten! ....Arme Gemeinden, was habt ihr von solchen Hirten?.... Es werden Schmeichler! Schätze sammeln sie nicht, aber für das tägliche Brod müssen sie sorgen. Um das zu erlangen, schmeicheln sie, wo sie warnen oder strafen, drücken sie die Augen zu, wo sie die Finger erheben sollten! Statt für die Gemeinde zu sorgen, für die Gemeinde vor Gott im Gebete zu ringen, sorgen sie für sich und machen ihre Bücklinge vor den Reichen; statt für die Seelen zu arbeiten, betteln sie für die Leibesnothdurft. Sie werden Menschendiener! Die Lehre richtet sich zuletzt nach dem Mammon: die Heerde wird taxirt nach dem Gewichte der Wolle. Das sind die Hirten, von denen Zacharias sagt, dass sie das Verschmachtete nicht besuchen, das Zerschlagene nicht suchen, das Zerbrochene nicht heilen, das Gesunde nicht versorgen, aber das Fleisch der Fetten fressen, ihre Heerden verkaufen und dann sprechen: „Gelobet sei der Herr, ich bin nun reich." (Cap. 11.)

Arme Gemeinden! Arme Amtsbrüder! Evangelische Gemeinden, führt eure Pfarrer nicht in Versuchung! Haben wir aber keine Ursache um, wegen des täglichen Brodes, besorgt zu sein, dann lasst uns auch den leisesten Schein von Lohn- oder Gewinnsucht fliehen. Ist der Geiz schon bei jedem Menschen die Wurzel alles Uebels, so ist er noch obendrein beim Pfarrer der gräulichste, schändlichste aller Widersprüche! Können wir von Glaubenszuversicht sprechen, wenn wir auf Gewinn ausgehen? Können wir zum Trachten nach Gottes Reich und Gerechtigkeit auffordern, wenn wir den Schätzen nachlaufen, welche Motten und Rost fressen? Können wir zur Wohlthätigkeit ermuntern, wenn wir zuerst an uns, an unsern Vortheil denken? Können wir „himmelan" rufen, wenn wir niederträchtig die Augen abwärts richten? Können wir der göttlichen Wahrheit dienen, wenn wir die Sklaven sind unserer eignen Geldgierde? In der Stadt Smyrna war einmal ein

lächerlicher Schauspieler, der, während er: „O Himmel!" ausrief, mit seinem Finger auf die Erde hinzeigte. Dassind die Diener um schändlichen Gewinnes willen! Himmel, Himmel, rufen sie mit lauter Stimme, aber die Finger deuten auf die Erde, die Hände kleben an der Erde, die Kniee schlottern, wenn ihnen einmal ein reicher Bauer oder ein vermögender Banquier mit unfreundlicher Miene begegnet. An Gottes Stelle ist der Goldklumpen getreten und die Wahrheit richtet sich nunmehr nach dem Honorar. Schändlicher Gewinn! Wenn sie noch etwas davon hätten. Schöne Einkünfte können sie sich allerdings auf diesem Wege verschaffen, aber wie wird es ihnen einst dort ergehen? . . . Der Prophet schildert den König von Babel, wie er zur Hölle niederfährt, und wie sich dann alle die Könige und Fürsten, die er vernichtet, deren Städte er verwüstet hat, von ihren Plätzen in der Unterwelt erheben und den gestürzten Tyrannen mit dem schneidenden Hohn begrüssen: „Bist du uns gleich geworden?" So, noch ärger wird es den Pfarrern ergehen, welche das Gold angebetet haben! Die Reichen werden dort über sie herfallen und jeden einzelnen verwünschen: „Das ist der Mann, der uns hieher gebracht hat. Er fürchtete sich, uns unsere Sünden vorzuhalten, weil er unser Geld zu sehr liebte! Fluch, Fluch über den Elenden!'

O Gott! hilf, hilf, dass wir keine Käufer, keine Verkäufer werden in deinem Tempel! Hilf, dass wir vielmehr die Tische der Wechsler, die Stühle der Taubenkrämer umstossen und unsere Heerde weiden nicht um des schändlichen Gewinnes willen, sondern zur Verherrlichung Christi, von Herzensgrund!

Von Herzensgrund, aus Lust zur Sache, mit freudiger Hingebung — das soll unsere Losung sein! Und wahrlich, wir haben Ursachen genug, um das Amt eines Seelenhirten mit freudiger Begeisterung zu verwalten! Gibt es denn einen schöneren, köstlicheren Beruf? Die geistliche Führung und Pflege der Menschen übernehmen, das

volle, reine Licht der göttlichen Offenbarung in die Welt hineintragen und hellerleuchtend erhalten, die Mühseligen und Beladenen erquicken, die Traurigen trösten, die Matten stärken, die Gefangenen befreien, die Geängstigten zum Frieden, zum Heil in Christo führen, das Werk des Erlösers gleichsam im Kleinen, im Einzelnen fortsetzen zu dürfen, ist das nicht eine herrliche Lebensaufgabe, eine begeisternde Mission? Die Philosophen des Alterthums haben die Geburt und Herrlichkeit, die Regierung und Wunder ihres Gottes, die ersten Knospen menschlicher Lehre und Tugend mit Schwung, mit Entzücken gepriesen; warum sollten wir die Augen knechtisch niederschlagen, zittern, erbeben, gewissermassen um Entschuldigung bitten, wenn wir von unserm Gott, von unserm Erlöser, von unserm Heil und unserer Gerechtigkeit reden und zeugen? Offenbarung Gottes ist ja Morgenroth, ist Aufgang der Frühlingssonne; ist Licht, Wärme, Leben, volle Genüge und wir sollten mit gedrückter, grämlicher Miene unser Amt verwalten?! .... Es lebe die Freudigkeit!

Und wenn uns auch Legionen von Schwierigkeiten, Enttäuschungen, Kämpfen, Demüthigungen, Zurücksetzungen, Verdächtigungen mit grimmigem Angesichte entgegentreten — was liegt daran? — die Schmach Christi ist uns lieber als die Schätze Aegyptens; wir bleiben treu unserm Amte, denn wir wissen, dass der Dienst am Evangelium ebenso nothwendig ist für die Menschheit, als das Licht der Sonne für die Erde.

Ihr lächelt! . . . Dann versucht es einmal. Sperret die Kirche zu. Verurtheilet die Prediger zum Schweigen. Bildet den atheistischen Staat aus! Was wird das Ende davon sein? . . . Die Geschichte hat bereits geantwortet. Am 7. Februar 1794 hat der verbrecherische Tyrann dem französischen Volke das Dasein eines lebendigen Gottes wieder verkündet.

Und wären unsere Erfolge noch so klein, unsere Garben noch so leicht, darauf kommt es nicht an. Wir

bleiben treu von Herzensgrund und getrösten uns des köstlichen Wortes: „Der hat nicht umsonst gelebt, welcher der Apostel wenn auch nur eines einzigen Menschen geworden ist." (L. Bruyère.)

Weg denn mit jedem Unwillen, jeder Unlust! Den Geist frei, die Füsse willig, die Hände rein, das Herz fröhlich, so lasst uns die Heerde Christi weiden, ihm zu Ehren, euch zum Segen, uns zum Heil!

XXXIII. Die Berufstreue. (Fortsetzung.)

I. Petr. 5/3. 4.

Den Geist frei, die Füsse willig, die Hände rein, das Herz fröhlich, so lasst uns die Heerde Christi weiden, ihm zu Ehren, euch zum Segen, uns zum Heil — das waren die Schlussworte unserer letzten Betrachtung. Welch eine herrliche Höhe, darauf uns unser Glaube, wie im Fluge, getragen! Wie rein, wie kräftig, wie würzig die Luft so hoch dort droben! Wie bezaubernd die Aussicht! Wie erquickend, wie beseligend die feierliche, andachtsvolle Stille! Eine Wonne fürwahr, in diesen lichten, luftigen Regionen zu weilen und von dort aus, erhaben über das sündige Treiben, Rennen und Jagen unten im tiefen, dunklen, engen Thale, die Heerde zu weiden, zu überwachen, zu schützen!

Und doch lässt uns die Sünde auch dort oben keine Ruhe. Auch dort werden wir von grossen Versuchungen umlagert, auch dort schweben wir in mancherlei Gefahr. Die Höhe, auf der wir stehen, ist schon für manch' säumigen Beter oder schläfrigen Wächter ein tarpejischer Fels geworden. Warum? Weil man zu leicht versucht wird, über die anderen Menschen zu herrschen und von der eigenen Höhe herab sie zu bevormunden, zu bemeistern. Die Autorität, die Vollmacht, womit uns Christus ausgerüstet, wird so leicht missbraucht. Statt zu ermahnen, befiehlt man; statt zu bitten, will man zwingen. Das Hirtenamt artet aus in Herrscheramt. Der Pastor wird Pfarrherr!

Vor diesen Herrschaftsgelüsten und Herrschaftsanmassungen warnt uns der Apostel mit feierlichem Ernste. Aber auch hier begnügt er sich nicht mit der Warnung. Er zeigt uns zugleich, wie wir der Gefahr ausweichen können und hält uns, zur Aufmunterung und Ermuthigung, den herrlichen Lohn vor, der uns verheissen ist.

Die Versuchung des Hirtenamtes, die Ueberwindung derselben und der endliche Lohn bilden daher den Gegenstand der heutigen Betrachtung.

Mit unverborgener Freudigkeit haben wir letzthin die Freiheit des Hirtenamtes betont und mit entschiedenem Nachdrucke warnen wir heute, gleich dem Apostel, vor jeder Herrschsucht. Ist der Hirtengeiz verwerflich, so ist der Hirtenhochmuth abscheulich. Die Lust, den geistlichen Gebieter zu spielen, mag eine klerikale, pfäffische Anmassung sein, eine evangelisch-priesterliche Eigenschaft ist sie nicht. Die Herrschsucht ist vielmehr eine Versündigung an der Gemeinde, an dem Amte und an der evangelischen Wahrheit selbst!

Eine Versündigung an der Gemeinde! In der That. Der Apostel deutet dies an in den Worten: „Weidet die Heerde Christi, nicht als die über das Volk herrschen." Was nämlich Luther hier unrichtig durch „Volk" wiedergegeben hat, bezeichnet der Apostel mit dem griechischen Worte: „Kleros". Demnach gehören auch die Laien zum „Klerus" und die Hirten haben vor ihnen kein Vorrecht. Wären die Geistlichen allein der „Klerus", d. h. das „Lostheil" Gottes im Gegensatze zu dem ungeistlichen, unmündigen „Volke", dann dürften sie vielleicht ihren Herrschaftsgelüsten die Zügel schiessen lassen. Allein so verhält es sich nicht. Auch die Laien sind das auserwählte Geschlecht, das heilige Priesterthum. Vor Gott gibt es keinen Unterschied zwischen Christen. Ob sie den Chorrock tragen oder nicht, es kommt vor Allem nur darauf an, dass sie mit dem Gewande der Gerechtigkeit Christi bekleidet seien, dass sie zum heiligen Volke gehören.

Daraus folgt ganz natürlich, dass die Gemeinden nicht das Eigenthum, der Besitz, die Sache der Geistlichen sein können. Sie sind nur die ihnen zur Pflege anvertrauten „Lostheile". Der Apostel stellt sich nämlich die Heerde Christi als ein grosses Ganzes vor. Es ist die Gemeinde, welche der Herr aus dem ganzen menschlichen Geschlechte zum ewigen Leben erwählt hat und durch sein Wort und seinen Geist schützt und erhält. Diese Heerde vertraut er seinen Knechten und Dienern an. Allein die Pflege, die Aufsicht der grossen, weitverbreiteten und weitverzweigten Heerde in ihrer Totalität würde die Kräfte der Hirten allzusehr übersteigen. Sie muss daher in kleinere Theile zertheilt, in mehrere Gruppen zergliedert werden. Wie das Landgut eines Grossgrundbesitzers getheilt und jeder Theil einem besonderen Verwalter oder Arbeiter zur Bepflanzung und Ueberwachung anvertraut wird, so ist die Heerde in kleinere „Lostheile" zergliedert und ein jeder derselben wird je einem oder mehreren Hirten zur Pflege anvertraut. Das sind die Einzelgemeinden. Sie bilden einen Theil der Heerde Christi. Sie sind ein Zweig der grossen Gottesfamilie. Sie gehören zu der auserwählten Gemeinde, welche der heilige Geist das Volk des Eigenthums nennt.

Wie steht nun der Hirte zu seiner Gemeinde? Wie ein Besitzer zu seinem Eigenthum? Wie ein Tyrann zu seinen Sklaven? Wie ein Feldherr zu seinen Truppen? Nein. Der Hirte ist ein Verwalter, ein Haushalter. Er hat kein Recht, über die ihm anvertrauten „Lostheile" zu herrschen, beliebig darüber zu verfügen, dieselben wie seine Sache zu behandeln. Wer sich solche Rechte anmasst, wird zum Verbrecher. Ein Verwalter, der eigensüchtig und willkürlich mit dem Gute seines Herrn schaltet und waltet, ist ein Betrüger. Der Hirte, der über die Wolle der ihm anvertrauten Schafe eigenmächtig verfügt, ist ein Dieb. Ein Fürst, der die Rechte seiner Unterthanen mit Füssen tritt, Gesetz und Constitution leichtfertig verhöhnt, gröblich verletzt, ist ein Tyrann. Nicht weniger strafbar ist der Pfarrer, welcher

Herrschaftsgelüste in seinem Herzen nährt. Er überschreitet seine Befugnisse, missbraucht seine Stellung, verletzt das ihm geschenkte Vertrauen, vergreift sich an dem Eigenthum Gottes, usurpirt die Rechte Christi und erhebt seine Autorität über die Autorität des Erzhirten.

Wo euch solche Pfarrer begegnen, die sich nicht entblöden, die Rolle von Gewissensdirectoren zu spielen, Christum von seinem Throne herabzustürzen, ihren Aberwitz, ihre Träume, ihre verworrenen, unklaren, nebelhaften Phantasiegebilde, sei's aus Aberglauben oder Unglauben, sei's aus Selbstsucht oder Ehrsucht, mit Gottes Wort zu verwechseln, mit ihrem kleinen, beschränkten Ich zu prahlen, statt zu zeugen: „Nicht uns, Herr, nicht uns, sondern deinem Namen gib Ehre", da habt ihr ein Recht, Widerstand zu leisten, euch zur Wehre zu stellen und die Usurpatoren auf jene Worte hinzuweisen, welche Bernhard von Clairveaux einst dem Papste Eugen zugerufen: „Petrus konnte dir nicht geben, was er nicht hatte, was er hatte, gab er dir, nämlich die Pflege der Kirche, nicht aber die Herrschaft über dieselbe."

Glaubt mir, es fällt Einem schwer, als Geistlicher diese Verirrungen der Geistlichen zu rügen, ist doch der Strahlenkranz, der einst ihr Haupt umgab, ohnehin schon verbleicht genug. In einer Zeit, welche die „Geistlichkeit als eine chronische Krankheit des menschlichen Geschlechtes" gebrandmarkt hat, in einer Zeit, welche, aus revolutionärem Radicalismus, „den letzten König mit den Eingeweiden des letzten Priesters erwürgen" oder zum mindesten dem geistlichen Amte seine Rechte wie nur immer möglich verkürzen und die Träger desselben am liebsten in den engen Raum einer Sacristei einsperren möchte, da wäre man eher geneigt, für die Erweiterung der pfarrherrlichen Rechte einzutreten, allein gerade angesichts solcher Verirrungen und Feindseligkeiten ist es unsere Pflicht umso eindringlicher vor jeder Herrschsucht zu warnen und aller Welt zu versichern, dass solche Anmassungen nicht im Evangelium wurzeln, sondern

aus dem Pfaffenthum herausgewachsen sind. Und wenn wir, auf Grund des göttlichen Wortes, die Gemeinden zur Wehre auffordern, so richten sich unsere Worte wahrlich nicht an jene Mitglieder, welche sich einbilden, mit ihren Beiträgen oder Steuern das Recht erkauft zu haben, nunmehr nach eigener Willkür über Pfarrer und Kirche selbst zu herrschen, ich wende mich nur an jene Christen, welche des Herrn Eigenthum, Bürger des göttlichen Reiches geworden sind und in der Bibel gegründet, aus der Bibel lebend, sich Luther's Wort aneignen können: „Jeder Christ ein Papst, jede Christin eine Päpstin, es sei alt oder jung, Freier oder Sklave"; ich wende mich nur an solche Gemeinden, welche wirklich zur Heerde Christi gehören! Nur als Heerde Christi dürft ihr euch zur Wehre stellen, aber dann auch ohne jedwedes Bedenken. Als Heerde Christi gehört ihr dem Erzhirten Jesu an: Weg denn mit den Eindringlingen, welche sich zwischen euch und Christus drängen möchten! Als Heerde Christi habt ihr ein Recht auf die Nahrung aus Gottes Wort: Weg denn mit den Leckerbissen oder Paprika saucen, welche pfäffische Köche zurichten! Als Heerde Christi habt ihr ein Recht auf die Freiheit der Kinder Gottes: Weg denn mit den Fesseln, welche niedere Gesellen für euch schmieden! Als Heerde Christi seid ihr zur Selbständigkeit berufen in der Nachfolge eures Erlösers: Weg denn mit dem Joche, darunter euch Miethlinge erdrücken!

Ich weiss wohl, dass ich hier — nach menschlichem Urtheil — gegen die eigenen Interessen des Pfarrers spreche, denn die grosse Masse lässt sich, namentlich in geistlichen Dingen, gern führen, gängeln und bevormunden. Es ist ja so bequem, alle Sorge für das Heil einem Gewissensdirector zu übertragen und, jeder Selbständigkeit bar, sklavisch zu verrichten, was Jener vorschreibt. Ein herrschsüchtiger Geistlicher findet daher am meisten Anklang. Mit etwas Geschick und Selbstbewusstsein wird er bald einen Schwarm von Anbetern um sich gesammelt haben und man könnte

leicht versucht werden — natürlich um der guten Sache willen, zur Ehre Gottes! — die Einfalt durch List zu ersetzen und das alte Wort: „die Welt will betrogen werden, betrügen wir sie" in's Christliche zu übertragen. Allein, wo Gottes Wort noch etwas gilt, werden solche Versuchungen bald überwunden werden. Herrschsüchtige Geistliche sind und bleiben einmal Seelenräuber und falsche Propheten. Sie vergreifen sich an Gottes Eigenthum und versündigen sich am Amte selbst!

Und worin besteht denn das Amt der Seelsorger? Darin, dass sie weiden. Wir haben der Heerde, den „Lostheilen" derselben das göttliche Wort anzubieten, aufzuschliessen, zu erklären, an's Herz zu legen; wir haben die Gemeinden auf die Auen des göttlichen Friedens zu führen, ihnen die Herrlichkeiten derselben zu schildern, anzupreisen; wir haben sie vor groben Angriffen und feinen Verführungen, so viel an uns ist, zu schützen, sie inmitten der guten Weide zu halten. Das ist unsere Aufgabe. Alles was damit übereinstimmt, ist erlaubt; Alles was darüber hinausgeht, ist vom Uebel. Innerhalb dieses Rahmens findet sich nirgends Raum für die Herrschsucht.

Wir weiden! Wir zwingen nicht zum Essen, wir nöthigen die Speise Niemandem auf. Stürmisch vordringen, die Bekehrung gleichsam erzwingen wollen, läuft schnurstracks wider Gottes Wort und der Hirten Pflicht. Hat denn Gott jemals die Völker gezwungen, seinen Gesetzen zu gehorchen, seiner Majestät zu huldigen? Hat denn Christus jemals die Menschen genöthigt, seinen Worten zu glauben, seiner Wahrheit beizupflichten? An Macht und Gewalt dazu hätte es wahrlich dem himmlischen Vater und Jesu Christo nicht gefehlt. Aber dem Reiche Gottes war die Sklaverei von jeher ein Greuel. Die Rechte der persönlichen Freiheit werden nirgends heiliger gehalten als dort. Niemand soll bei den Haaren in den Himmel gezogen werden. Ob sie den Himmelsweg wandeln wollen, kommt nur auf sie an. Wie Gott, wie Christus, so müssen auch wir die persönliche Freiheit eines

jeden Menschen hoch halten. Die Herrschsucht darf kein Hirtenamt besudeln. Wir bitten, laden ein, fordern auf; Niemand darf gezwungen werden. Treue Seelsorger halten sich streng an die bekannten Worte: „Die drei „S" kommen Gott zu: Sorgen, Segnen, Seligmachen". Wir sorgen nicht, wir besorgen nur, denn der Segen kommt von oben und die Seligkeit der Gemeindeglieder, dieser höchste und letzte Zweck aller geistlichen Amtsthätigkeit, ist ein Gnadengeschenk des Herrn. Sobald diese Grundregel ausser Acht gelassen wird, schleicht sich die Herrschsucht ein, und wisst ihr, welchen Thron sich dieselbe dann errichtet? Den Beichtstuhl. — Die Seelsorge wird Seelendressur, der innere Mensch wird ein Krüppel, das Gewissen ein Sklave.

Die Hirten weiden, sie herrschen nicht. Sie führen die Schafe auf die rechte Weide, aber hier angelangt, lassen sie dieselben frei und ungezwungen in ihren Bewegungen. Sie sollen sich selbst aus den himmlischen Gütern dasjenige heraussuchen, was ihnen jetzt gerade noth thut, und dasselbe verwerthen, wie sie es gerade brauchen. Es ist nicht nöthig, dass sie alle in gleicher Weise, die gleiche Nahrung geniessen. Wozu denn die Mannigfaltigkeit, wenn sie nicht der Vielseitigkeit entsprechen soll? Die guten Hirten hüten sich, die Einzelnen in bestimmte, fertige Formen der Erkenntniss und des Lebens zu giessen. Die Eigenthümlichkeit der Nächsten ist ihnen zu heilig, um sie ihrer Eigenart zu opfern. Der christliche Glaube ist ihnen zu hoch, um ihn durch Einförmigkeit zu entheiligen. Der Mensch kann sich zwar in die Erfahrungen Anderer hineindenken, aber dann ist es mit der selbsterlebten Erkenntniss aus und solch Nachbeten artet zuletzt aus in vollständige Stumpfheit, Blindheit. Der gute Hirte schützt seine Schafe vor solchen Gefahren. Es kommt ihm vornehmlich darauf an, dass der Einzelne seinen Zuständen, seiner Individualität nach, diejenigen Erfahrungen mache, die zum Heile seiner Seele nothwendig sind und zu denen Gottes Gnade Allen, wenn auch auf Tausenden von Wegen, verhelfen will. Darum weidet er,

statt zu herrschen. Und wenn auch die ganze Gemeinde sich vor ihm niederwürfe und zu ihm spräche, wie einst die Israeliten zu Gideon: „Sei du Herr über uns"! so würde er dennoch mit aller Entschiedenheit diese Bitten gleich jenem Richter zurückweisen: „Ich will nicht Herr sein über euch, sondern der Herr soll über euch Herr sein". Es muss entsetzlich sein, über Sklavenhorden zu herrschen; aber es ist abscheulich und unverantwortlich, freie Seelen zu Sklaven herabzudrücken. Wie lächerlich, wenn sich ein Lakei von dem Volke möchte huldigen lassen! Wenn aber ein Pfarrer sich zum Herrscher aufwirft, hört die Komödie auf und der Frevel ist vollbracht. Sind wir es denn, welche die Seelen bekehren? Nein, wir leisten dabei nur Handlangerdienste. Sind wir etwa das Licht? Nein, wir sind nur die Träger desselben. Sind wir der Weg, die Wahrheit? Nein, Wegweiser, Boten, Zeugen sind wir, mehr aber nicht! Ist das etwa zu wenig? Ach, wenn wir nur allen diesen Verpflichtungen immer in befriedigender Weise entsprechen möchten! Dann würden wir das Herrschen bald verlernen. Wohl sind wir verpflichtet, als Hirten Gehorsam zu fordern, aber nicht für uns, sondern für die göttliche Wahrheit, die wir verkündigen. Und wer gehorcht, gehorcht nicht uns oder der Autorität des Amtes, sondern der Macht der Wahrheit, dem eigenen Gewissen, das bei ihm zum Worte kommt, dem heiligen Geiste, der ihn am Gewissen angefasst. Auch wird sich der Hirte, seiner Verpflichtung gemäss, mit aller Liebe befleissigen, jeden Einzelnen zu diesem Gehorsam zu bewegen, ist aber das Ziel erreicht, dann wird er immer mehr von sich ab und zu Christo hinweisen, dem Worte des Täufers gemäss: „Ich muss abnehmen, er muss zunehmen." Endlich soll uns Niemand nur deswegen glauben, weil wir das Amt inne haben, sondern allein um deswillen, weil Jeder in seiner Bibel, in seinem Gewissen dasjenige erprobt findet, was wir ihm sagen. Unter allen Beschimpfungen, womit wir überhäuft werden, hat mir nie eine so weh gethan und verletzt mich auch heute noch keine so sehr als die:

„Die Pfarrer glauben auch nur, weil sie Pfarrer sind." Das ist die grösste Schmach, die man uns anthun kann. Nein, wir glauben nicht, weil wir Pfarrer sind, aber wir sind Pfarrer, weil wir glauben, und darum verlange ich nicht, dass ihr mir, sondern einzig und allein dem Worte Gottes glaubet. Die unmündigen, schwachen Seelen beten dem Pfarrer nach, die selbständigen, grossjährigen Himmelsbürger hingegen schwören nur auf das Wort Gottes. Seht die Beroenser, wie sie in der Schrift forschen! Denkt an die Samariter: Sie glauben nun nicht mehr um des Weibes Rede willen, sie haben selbst erkannt, dass Jesus wahrlich der Christus, der Welt Heiland ist. „Ich lebe, doch nun nicht ich, sondern Christus lebet in mir" — das ist für jeden Christen, wie für jeden Pfarrer die einzig richtige Losung. Ich lebe — das ist die Selbständigkeit, die Freiheit — doch nun nicht ich, sondern Christus lebet in mir — das ist die rechte Autorität. Freiheit und Autorität vereinigen sich mit einander in der innigen Herzensüberzeugung. Wer als Hirte nicht auf dies Ziel lossteuert, versündigt sich an dem Amte, versündigt sich an der evangelischen Wahrheit selbst!

Ja, an der Wahrheit! Wem es nur darauf ankommt, dass er herrsche, oder dass Gebot, Lehre und Satzung nur in der Form beobachtet werde, welche ihm zusagt, mag einige Wahrheiten auswendig gelernt haben, die Wahrheit aber kennt er nicht. Wer aber die Wahrheit in Christo gefunden, lässt auch Andern ihre Freiheit. Denkt doch, was das für ein Widerspruch, was das für eine Thorheit wäre, übre Andere herrschen zu wollen, da man sich selbst ohne Hilfe der göttlichen Gnade nicht regieren kann! Wisst ihr, welch einen Eindruck der herrschsüchtige Geistliche auf mich macht? Es kommt mir immer vor, als möchte er sich an seinem Amte, an seiner Stellung in der Kirche, an seiner Verpflichtung nach Bibel und Bekenntniss zu lehren, dadurch rächen, dass er auch Andern ihre Freiheit entzieht! Man könnte ihn auch mit einem devoten Beamten vergleichen, welcher an seinen Untergebenen den Unmuth auslässt, den er

seinen Vorgesetzten gegenüber zu bändigen genöthigt ist. Darum, je weniger Herzensüberzeugung, desto mehr Herrschsucht! Oder ist die Wahrheit wirklich nichts Anderes als Formel und der Sieg der Wahrheit nicht mehr als die Herrschaft einer Formel? Oder ist die Wahrheit so furchtbar menschlich, dass sie in menschliche Formeln vollkommen gefasst werden kann? Oder seid ihr so ausserordentlich göttlich, dass ihr sie vollständig nach Inhalt und Umfang zu beherrschen vermögt? Oder ist die Wahrheit so schwach, dass sie ohne eure Stütze zusammenbrechen muss, so abstossend, dass sie ohne eure Gewaltmassregeln nirgends Aufnahme finden kann, so schwindsüchtig, dass der starke Windhauch, der kühle Luftzug sie in Todesgefahr versetzt? . . . Ist das eure Wahrheit? Dann begreife ich eure Herrschsucht, bedaure aber eure Mühe. Solche Wahrheit kann einige Zeit auf Stelzen gehen und Kindern imponiren, die Welt aber wird sie niemals erobern. Die Wahrheit, für welche wir eintreten, sieht kräftiger aus, ist stärker gebaut, hat weniger zu fürchten. Mag auch die ganze Welt sich gegen die Sonne verschwören und alle ihre Maschinen in Bewegung setzen, um das Licht dort oben auszublasen, die Sonne leuchtet doch und Licht und Leben gehet aus von ihren herrlichen Strahlen. Mögen auch alle Wogen und Wellen sich mit wüthendem Ingrimm auf den Fels der Stärke werfen: er bleibet unbeweglich und trotzet ihrem Toben! Wie lächerlich, wenn wir mittelst Decreten die Sonne dort oben und den Fels dort unten vor solchen Gefahren schützen möchten Die Wahrheit geht nicht unter. Christus ist heute so wenig als im 16. Jahrhundert in dem Richthause eines Pilatus gefangen. Er sitzt auf dem Throne der Majestät. Er ist der König auch des 19. Jahrhunderts und sein Reich wird zuletzt sogar die Hölle überwinden. Es steht auf zwei Pfeilern gegründet, die allen Angriffen von Zeit und Menschen Trotz zu bieten vermögen. Die zwei Pfeiler heissen: Gnade und Freiheit. Solch ein Reich, dessen Krone die Kindschaft Gottes ist, das muss siegen. Weg denn mit der Herrschsucht!

Ist es uns aber darum zu thun, dass der Wahrheit die Wege gebahnt, dass der göttlichen Offenbarung die Herzen gewonnen, dass die Seelen zu Christus hingezogen werden, dann steht uns ein besseres Mittel zu Gebot — ein Mittel, welches zugleich dem Seelsorgeramte, sogar in der jetzigen Zeit, viel mehr als ein conventionelles Ansehen, nämlich aufrichtige Werthschätzung und Anerkennung sichern wird. Dieses Mittel schreibt uns der Apostel vor in den Worten: „Werdet Vorbilder der Heerde." Was die herrschsüchtigen Geistlichen niemals erreichen, wird den „Vorbildern der Heerde" gelingen!

Was hat denn dem Herrn unserm Heilande — unter Anderem — die Autorität verliehen, die er ausgeübt hat auf Erden? Die Uebereinstimmung zwischen Lehre und Leben. Die antike Welt hat auch Ideale eines Weisen, aber es waren nur Ideale, sie sind nie Leben und Wirklichkeit geworden. Und selbst bei Jenen, welche die Weisheit lehrten, wie gross ist der Abstand zwischen Wort und That, Lehre und Leben! Nicht so Christus! Wie er lehrte, so lebte er, wie er lebte, so starb er. Es ist dies ein Einklang von Wort und That, Lehre und Leben, wie er nur einmal in der Weltgeschichte, einzig in ihm erschienen ist. Er fing an zu leben und zu lehren, sagt die Apostelgeschichte.

Und was gab den Aposteln solch Ansehen, solchen Einfluss? Ihr Leben. Die einzige Kirchengeschichte, die wir in der Bibel haben, ist die Apostelgeschichte, die im Grundtext den Namen führet: „Die Thaten der Apostel." Der heilige Geist hat nicht ihre Predigten, wohl aber ihre Thaten in's Auge gefasst.

Thaten, Thaten verlangt der Apostel auch von den Seelsorgern! Ist das Leben der Christen die beste Apologie des Christenthums, so ist das Vorbild der Geistlichen die schönste aller Predigten! „Keiner wäre ein Heide," sagte schon Chrysosthomus, wenn wir rechte Christen wären. Denn diejenigen, die wir belehren, sehen auf die Tugenden der Lehrer und wenn sie sehen, dass wir dieselben Dinge wie

sie erstreben, dass wir wie sie wollen geehrt sein und herrschen, wie werden sie das Christenthum bewundern können!" In der That. Wo der Charakter von der Leistung, die Gesinnung von dem Talente, die Lehre von dem Leben geschieden werden muss, wo diese in ungetrübtem Glanze nur dann erscheinen, wenn man über jene einen Schleier geworfen hat, da kann das Wirken kein gesegnetes sein. Auch den ruhmwürdigsten Leistungen, den grössten Verdiensten, den schönsten Predigten wird es doch nicht gelingen, diesen sittlichen Mangel, dieses Deficit zu decken. Der Prediger wird eine klingende Schelle, ein tönendes Erz. Es tritt ein Widerspruch ein, zwischen Pfarrer und Mensch. Er nimmt mit der einen Hand zurück, was er mit der anderen gegeben. Er zerstört sein eigenes Wirken, untergräbt seinen eigenen Einfluss und verwüstet auf diese Art die eigene Gemeinde. So lasst uns denn also wandeln, dass man uns achte und schätze um deswillen was wir sind, lasst uns der Heerde als Fackelträger voranleuchten, durch unser Leben befehlen und Vorbilder der Heerde werden.

Vorbilder im Glauben! Wir dürfen uns nicht damit begnügen, in Reih und Glied der Gläubigen zu stehen, wir müssen reife, geförderte Christen werden! Wir sind zu einer gefährlichen Stellung, zu aussergewöhnlichen Arbeiten berufen, wir müssen eine überlegene Kraft besitzen, fest und stark im lebendigen Glauben stehen. Ist die Erkenntniss nebelhaft, unklar, ist unser Glaubensleben getheilt zwischen Oben und Unten, so sind wir matt im Handeln, lau und flau im Wirken und Weiden. Weg mit dem Halbglauben! Der Halbglaube ist des Miethlings Ruhebett. Weg ferner mit dem Aberglauben! Nichts ist dem Christenthume fremder, nichts schadet dem Kirchenamte mehr als das „Aber" ohne „Glauben"! Weg endlich — erlaubt mir diesen Ausdruck — weg mit dem Ueberglauben! Die schwärmerischen, mystischen, scheinbar tiefsinnigen, in der Wirklichkeit jedoch aberwitzigen, angeblich idealen, aber thatsächlich fleischlichen Träumereien, welche die vermeint-

lichen Lücken der Offenbarung ausfüllen sollen, sind die gröbste Verhöhnung des Glaubens. Wer die von Gott gezogenen Grenzen überschreitet, ist nichts Anderes als ein eitler Geck! Ueber das Wort Gottes hinausgehen, heisst über das Wort Gottes sich erheben! Ob wir nun das Wort Gottes corrigiren aus Aberwitz oder aus Fleischeslust, es kömmt auf's Gleiche heraus. Wir sündigen wider Gottes Weisheit und Majestät. Darum weg mit allen diesen Auswüchsen! Unser Glaube muss selbst erlebt, selbst erprobt, klar, nüchtern, kerngesund, biblisch, durchaus biblisch, nur biblisch sein. Der Pulsschlag unserer lebendigen Gottseligkeit stark und regelmässig, das Auge unserer Erkenntniss hell, der Tritt unserer Entschlossenheit fest, die Hand unserer Thätigkeit schnell und unser ganzer inwendiger Mensch im Besitze der höchsten — ich möchte sagen naturwüchsigen — Gesundheit, so lasst uns der Gemeinde im Glauben, im Glaubensleben voranleuchten, und dieser geheiligte Wandel, mit heiliger Freude gepaart, wird, gleich einem Magnet, die Seelen zu Christo hinziehen. Werden wir Vorbilder der Heerde im Glauben!

Vorbilder in der Liebe! In der Liebe zu Christus! Wer auf die Frage: „hast du mich lieb?" die Antwort schuldig bleibt, taugt zum Kirchenamte gar nicht. Wenn er auch den Hirtenstab trägt, so trägt doch der Hirtenstab ihn nicht. Nur der Geistliche, für welchen die Liebe Christi die Quelle seines Berufes bleibt, kann auch seine Heerde zur Liebe Christi hinführen. Er braucht deshalb nicht weichherzig, sentimental, rührend und nervenerschütternd zu werden. O nein. Die Liebe ist stark und die Sprache der Liebe ist kräftig. Auch wird er nicht mit seiner Liebe prahlen und prunken, oder sie in mädchenhaften Herzensergüssen dahinfliessen lassen, die Liebe ist nicht zudringlich, sie zieht sich zurück in's Kämmerlein. Sie betet. Der treue Hirte kann die Schafe nicht auf seinem Herzen liegen lassen; das Herz ist zu klein, die Last zu gross. Er empfiehlt daher seine Heerde dem himmlischen Vater, dem

theuren Heilande in treuem, fürbittendem Gebete. Und dieses Gebet hat eine Verheissung: „Der Vater, der in's Verborgene sieht, wird es dem Hirten vergelten öffentlich." Seien wir Vorbilder in der Liebe.

Vorbilder in der Hoffnung! Unverzagt und ohne Grauen! — so lasst uns die Heerde weiden. Pflügen wir immer fort, ziehen wir immer tiefere Furchen, streuen wir den göttlichen Samen unermüdet aus! Kein Missmuth, keine Verstimmung, keine Verzagtheit schleiche sich in unser Herz hinein! Und ginge es noch so schlecht, würde die Zahl der Misserfolge scheinbar immer mehr wachsen, nur muthig voran! Treiben wir Gottes Werk mit Gottes Sinn, dann muss es gelingen! Und wenn der himmlische Vater uns Trübsale und Prüfungen geschickt, die uns hier in die Noth stürzen, dort uns vor den Tod stellen, nimmer weiche die Hoffnung, immer warten wir auf die Erscheinung der Herrlichkeit des grossen Gottes und unseres Heilandes Jesu Christi. (Tit. 2/13.)

Endlich seien wir auch — die jetzige Zeit erfordert dies unbedingt — Vorbilder in der Wissenschaft! Kenntniss ist Macht, auch im Kirchenamte! Es ist zwar unmöglich, auch unnöthig, auf allen Gebieten heimisch zu sein. Gründlichkeit und Klarheit gelten mehr als Umfang — aber in unserem Fach, in der Theologie müssen wir wohlbewandert sein. Es kann Niemand mehr ein guter Geistlicher werden, ohne ein kundiger Theologe zu sein. Und lässt uns unser Amt, unser eigentlicher Beruf noch etwas Zeit übrig, so werden wir sie gerne benützen, um uns, so viel als möglich, zu universell entwickelten, vielseitig bewanderten, praktisch brauchbaren Männern heranzubilden. Wir dürfen nichts vernachlässigen, um der Welt durch die That zu beweisen, dass sie sich furchtbar täuscht, wenn sie glaubt, dass aller Adel des Geistes und des Herzens auf Seiten des Unglaubens, alle Beschränktheit hingegen, aller moralische Stillstand und Rückschritt auf Seiten des Glaubens zu suchen sei!

In diesem Sinne, in diesem Geiste lasst uns der Heerde als Vorbilder voranleuchten und mit Gottes Hilfe werden sich unsere Gemeinden erbauen auf den Grund der Apostel und Propheten, da Jesus Christus ist der Eckstein, und darauf gegründet, wird der Bau wachsen zu einem heiligen Tempel in dem Herrn und zu einer Behausung Gottes im Geiste. (Eph. 2/20—22).

Und wir, was werden wir davon haben? Was wird unser Lohn sein? Werden wir dann Ehre einlegen vor der Welt und Anerkennung finden in der Gemeinde? Vielleicht, aber verheissen ist uns dieser Lohn nicht. Werden wir auf diese Weise unsere Kirchen füllen und grossen Anhang um uns sammeln? Vielleicht, aber dieser Lohn ist uns nicht verheissen. Wer übrigens darnach geizt, hat seinen Lohn dahin, den Lohn, den er als Miethling verdient. Der treue Hirte hat von dieser Erde gar nichts zu erwarten, zu erhoffen. Er wird über das Sichtbare und Vergängliche hinaufgewiesen auf das Himmlische, hinein in die Ewigkeit. Wenn der Erzhirte erscheinen wird — sagt der Apostel — dann werden wir die unverwelkliche Krone der Ehren empfangen, die ewige Seligkeit, die ewige Freude des Herrn ererben. Welch ein Lohn, welch ein unverdienter Lohn!

Wahrlich, bei solchen Aussichten ist es der Mühe werth auszuhalten, bei solchen Verheissungen wäre es schnöder Undank, über Gottes Forderungen zu klagen!

Sehet doch! Wo werden einst die falschen Hirten sein, die hienieden sich krönen liessen, die Knechte der Welt, die Diener der Menschen, die Verwüster der Heerde? Ich habe gesehen, sagt der Psalmist 37/36, einen Gottlosen, der war trotzig und breitete sich aus, und grünte wie ein Lorbeerbaum. Da man vorüberging, siehe, da war er dahin, ich fragte nach ihm, da war er nirgends gefunden. — Ausgenützt, weggeworfen!

Wo werden die Hirten sein, welche dem Erzhirten gedient im Glauben, seinen Befehlen gehorcht aus Liebe,

die Heerde geweidet haben in der Hoffnung? „Die Lehrer werden leuchten wie des Himmels Glanz, wie die Sterne immer und ewiglich" (Daniel 6/3), sie werden gekrönt mit der unverwelklichen Krone der Ehren. Welch ein Lohn! Welch ein unverdienter Lohn!

O Gott, wir sagen dir Dank, Dank für diesen Gnadenlohn! Aber hilf uns, hilf, dass wir immer tüchtiger werden zu deinem Dienste, denn du allein, „der du die Welt geschaffen, kannst auch einen rechten Geistlichen machen" — (Newton). So lass uns denn in deinem Namen unser Panier aufwerfen und, die Augen auf das ewige Ziel gerichtet, die Heerde weiterführen von Kraft zu Kraft, von Klarheit zu Klarheit, auf dem Wege des Lebens überwärts, aufwärts, heimwärts!

Reich die Hände,
Dass am Ende
Hirt und Heerde
Treu vor dir erfunden werde!

XXXIV. Das Wohlverhalten der Gemeinde.

I. Petr. 5/5.

Als „Mitältester" hat der Apostel in den vier ersten Versen unseres Capitels zu den Hirten der Heerde Christi gesprochen und ihnen in ausführlicher, eingehender Weise gezeigt, wie sie zur Ehre Gottes, zum Heil der Seelen, ihr Amt verwalten, ihre Berufspflichten erfüllen sollen. Wohl einer Gemeinde, welche von solchen Hirten, von solchen „Vorbildern" geleitet und geweidet wird! Das himmlische Manna wird derselben in reicher Fülle angeboten und sie wird einst, ihrer Lehrer eingedenk, auf die Frage: „habt ihr je Mangel gehabt?" wie die Apostel ihrem Herrn antworten können: „Nie, keinen". Allein das sorgfältige Achthaben auf die Heerde genügt beiweitem nicht um das Wohl derselben zu sichern. Soll das geistliche Haus unter Dach und Fach gebracht werden, so ist hiezu die Mithilfe, die Mitarbeit der Gemeindeglieder unentbehrlich. Sie müssen das nöthige Material herbeischaffen, ja selbst Hand mitanlegen, damit der Bau in allen seinen Theilen, dem vorgezeichneten Plane gemäss, errichtet, vollendet werde. Der Apostel wendet sich daher von den Hirten ab und der Heerde zu. Er spricht nicht mehr als „Mitältester" zu seinen „Amtsbrüdern"; er ermahnt nun wieder als Apostel Jesu Christi die erwählten Fremdlinge. Und wozu ermahnt er sie? Zur Unterordnung, zur Folgsamkeit, zur Demuth. Wollt ihr, scheint er ihnen zu sagen, dass die Gemeinde blühe, gedeihe, als Heerde Christi sich

erweise, so müsst ihr euch Einer dem Andern, Alle aber Gott unterordnen, d. h. in Demuth den Menschen dienen, zur Ehre Gottes. Davon hängt das Wohlverhalten einer Gemeinde ab. Die christliche Tugend, welche vorzugsweise verdient, gemeinschaftsbildend genannt zu werden, das ist — wir wollen es uns gesagt sein lassen — die Demuth!

Wie doch die Sprache der Bibel anders klingt als das Gerede der Welt! Herrschet, gebietet, drängt euch hervor, schwingt euch über die Andern empor — lehren die Menschen. Dienet, unterordnet euch, seid allesammt untereinander unterthan — mahnt der Apostel. Dort dumpfes Schlachtgetümmel, wüstes Geschrei, herzandringende Klagen. Hier liebliche Variationen über das köstliche Wort des Herrn: „Lernet von mir, denn ich bin sanftmüthig und von Herzen demüthig."

Wie erquickend diese Engelstöne! Und wie lieblich die christliche Demuth selbst! Die Welt verwechselt Demuth mit Sklavensinn, Niederträchtigkeit, Feigheit, Selbsterniedrigung oder Kriecherei. Der Apostel aber, der reisst alle diese Auswüchse sammt der Wurzel aus und stellt uns die Demuth in ihrer reinen Gestalt dar, heilig und hehr, mit dem Glauben geschmückt, durch den Glauben verklärt.

Die Jungen sollen den Alten unterthan sein, die Alten den Jungen dienen und Alle vor Gott sich beugen im Gefühle ihrer Niedrigkeit, im Vertrauen auf seine Gnade. Das ist die rechte Demuth. Von Selbstentwürdigung nicht die leiseste Spur.

Ihr Jungen, blicket doch hin auf die Alten! Ist es erniedrigend, sich vor solchen ehrwürdigen Greisen zu beugen? Von gottlosen, ungläubigen Alten ist natürlich hier nicht die Rede. Es gibt nichts Elenderes und Jämmerlicheres als graue Haare auf dem Haupte und darunter ein hohles Herz. Den Tod auf dem Haupte, den Tod in den Gliedern, den Tod im Herzen, das letzte Stück Erde unter den Füssen und kein einziges Stückchen, darauf seine Hoffnung zu bauen, gottlos, friedlos, lieblos im düsteren Herbstnebel der stock-

finstern Nacht entgegenwandern — wie entsetzlich, wie schauderhaft! Nein, vor solchen Jammergestalten braucht ihr euch nicht zu beugen. Das wäre selbstentwürdigend!

Aber das will euch auch der Apostel nicht zumuthen, Die Alten, denen ihr unterthan sein sollt, das sind die frommen, gottseligen, vom heiligen Geiste erleuchteten, durch Christi Bild verklärten Greise. Die sind hier gemeint und ihnen gebührt Ehre, Achtung, Gehorsam. Sehet doch, wie majestätisch sie dastehen! Das Haupt mit dem Morgenglanze der Ewigkeit umstrahlt, das Herz erfüllt mit den Kräften des ewigen Lebens! Zeugen der Barmherzigkeit Gottes! Säulen der christlichen Kirche! Lehrer und Berather der heranwachsenden Jugend! Wegweiser zum ewigen Leben! Thun sie den Mund auf, sie verkündigen Kindern und Kindeskindern die grossen Thaten ihres Gottes. Schütten sie ihr Herz aus, es überströmt von der Gnade ihres Erlösers. All' ihr Wirken liegt in der Vergangenheit und all' ihr Zeugen deutet hin auf die Ewigkeit! Wie Propheten stehen sie da, an der Schwelle der Zeit, den Finger aufgehoben gen Himmel! Welch prächtige Gestalten! Schön sind die alten Burg- und Klosterruinen auf Bergen und in Thälern, wenn die Abendsonne auf ihnen ruht. Aber schöner sind diese Menschenruinen, welche die Morgensonne der Ewigkeit umstrahlt.

Ihr Jungen, hört auf ihre Lehren! Folget ihren Ermahnungen! Wo sie euch immer begegnen, als Pfarrer in der Kirche, oder als Aelteste in der Gemeinde, oder als Vater und Mutter im Hause, oder als Lehrer in der Schule, oder als Lehrmeister in der Werkstatt, seid ihnen unterthan! Sie haben so Manches erlebt und erfahren, gelernt und gesehen! Habt Acht auf ihre Lehren, merket auf ihre Rathschläge! Seid ihr bekümmert, besorgt: lasst euch von ihnen die Geschichte der göttlichen Hilfe erzählen, ihr werdet frischen Muthes weiter arbeiten und den lieben Gott getrost walten lassen. Blickt ihr wie junge Idealisten mit kühnem Blicke in die Zukunft hinein: setzt euch ihnen zu

Füssen und lasst euch warnen durch sie vor dem Schaum und Traum dieser Welt. Trübe wölbt sich der Himmel über eurem Vaterlande. Höret den Alten zu! Wolken gab es auch zu ihrer Zeit. Dennoch brach die Sonne hindurch. Unerquicklich sind die Zustände in der Gemeinde. Lasst euch die früheren Kämpfe erzählen. Ein harmonisches Zusammenleben, ein solidarisches Zusammenwirken wurde trotzdem angebahnt. Verzaget nicht! Langsam geht es in eurem Glaubensleben voran. Die Heiligung scheint euch unerreichbar. Höret die Alten: „Nicht dass wir es ergriffen hätten, aber wir jagen ihm nach." Ach! es ist etwas Köstliches, sich von diesen frommen Alten belehren, ermahnen, trösten zu lassen. So oft man mit ihnen verkehrt, fühlt man sich wie verjüngt, wie neugeboren! Es ist, als ob sie Einen mit Kräften der Ewigkeit überschütten könnten. Ihr Jungen, seid unterthan den Alten! Sehet, wie die jungen Recruten dort sich um den alten Invaliden geschaart haben, wie sie athemlos lauschen, wie sie begeistert seine Worte auffangen! So schaart euch um die Alten und lasst euch durch sie begeistern zum Kampfe gegen Sünde und Welt, gegen Hölle und Teufel. Ein gesundes Volk hält die alten Traditionen in Ehren, eine wohlgesittete Familie verweist die Kinder auf die Tugenden der Altvordern; wollt ihr euch, Jungen, zur Ehre Gottes, zum Heile der Menschen ausbilden, entwickeln, so bleibt unterthan den Alten. Der Zeitgeist spricht allerdings anders. Er rümpft spöttisch die Nase über die altväterischen Ansichten, aber wisst ihr, wohin dieser Zeitgeist führet? Zur Revolution. Der Bruch des Neuen mit dem Alten, die Empörung der Gegenwart gegen die Vergangenheit, die Verachtung der Alten seitens der Jungen, das ist Revolution, Rebellion, ewiger Wechsel. Wo bleibt nun die gesunde Entwicklung im Volke, in der Gemeinde, im Hause, im Herzen? Das Fundament ist unterwühlt. Das Haus ist auf Sand gebaut. Die neuen Anstalten schweben in der Luft. Erhebt sich ein Sturmwind, so kracht es in allen Fugen und die stolzen Gebäude stürzen wie

Kartenhäuschen zusammen. Die Geschichte der letzten hundert Jahre ist reich an derartigen Beispielen. Ihr Jungen, seid unterthan den Alten!

Ihr Alten aber, hütet euch, die Unterthänigkeit zu erzwingen. Missbraucht eure Autorität nicht. Sind auch die Jungen verpflichtet, euch unterthan zu sein, so habt ihr doch kein Recht, über sie zu herrschen. Jede Herrschsucht wird durch den Apostel mit den Worten verurtheilt: „Allesammt seid unterthan untereinander". So wenig die Hirten das Recht haben, hinterher zu gehen, um die Gemeinde mit Gewalt vorwärts zu treiben, so wenig steht euch Alten dieses Recht zu. Wollt ihr, dass die Jungen euch unterthan seien, so habt ihr ihnen zu dienen. „Wer gross sein will im Himmelreich," lehrt Christus, „der sei des Andern Knecht". Durch Dienen herrschen, das ist die königliche Regel im Reiche Gottes. Wer von diesem Grundsatze abweicht, untergräbt seine eigene Autorität.

Eltern, ihr beklaget euch so oft über den Ungehorsam, über die Zügellosigkeit eurer Kinder: Ihr habt Recht, aber sagt mir, wie steht es denn mit eurem Dienen? Dient ihr ihnen in der Furcht Gottes, in der Liebe Christi als Wegweiser auf dem ewigen Lebenswege, als Zeugen der göttlichen Wahrheit, als Diener des heiligen Gottes, als Erlöste des Gekreuzigten? Faltet ihr die Hände mit ihnen, beuget ihr eure Kniee mit ihnen vor dem himmlischen Vater? Wie können sie eure Autorität achten, wenn ihr Gottes Autorität verwerfet und dem Evangelium zu gehorchen verweigert? Wollt ihr herrschen über eure Kinder, so dienet ihnen als Kinder eures Vaters im Himmel.

Lehrer, ihr habet viel zu leiden unter der Unbotmässigkeit der Jugend. Es ist heutzutage keine leichte Aufgabe, in unseren Schulen zu wirken. Aber — prüfet euch einmal — ist nicht so manches Unkraut durch euch selbst grossgezogen worden? Ein Kindergemüth, vergesst es nicht, lässt sich nur dann beherrschen, wenn es uns etwas von der innigen Gottesliebe abfühlt, wenn wir in unserem

Herrschen ihm, dem Vater Jesu Christi, zu dienen gewillt sind.

Lehrherren, euch kränkt die Unbändigkeit eurer Gesellen und Burschen. Es lässt sich begreifen. Aber könnt ihr etwas Anderes erwarten, so lange ihr sie wie lebendige Räder, wie beseelte Werkzeuge behandelt? Erweiset ihnen mehr Liebe. Kommt ihnen mit jener Freundlichkeit entgegen, die nicht in der natürlichen Gemüthlichkeit, sondern im lebendigen Glauben ihren Grund hat. Dienet ihnen als Kinder Gottes, so werdet ihr bald über sie herrschen.

Herrschaften, euch entsetzt die Untreue, die Liederlichkeit, die Lieblosigkeit eurer Dienstboten. Sie ist in der That betrübend. Aber was soll eure Klage, wenn ihr selbst je nach Laune an ihnen herumhantiret, wenn ihr für ihr zeitliches und ewiges Wohl kein Interesse hegt, wenn ihr ihnen nicht Vorbilder werdet in der Treue, in der Gottseligkeit, in der aufrichtigen Herzensfrömmigkeit. Dienet, dienet ihnen im Glauben und sie werden euch unterthan sein aus Dankbarkeit.

Und ihr alten, würdigen Greise, ihr wundert euch oft, dass eure Rathschläge nicht mehr beachtet, eure Lehren nicht mehr befolgt werden. Ihr habt Recht, darüber zu trauern. Aber denkt doch, wie oft ihr selbst Schuld daran seid, wie oft ihr in griesgrämiger Weise die Bedeutung, die Rechte, den Werth der Gegenwart verkennt. Grossartig, achtunggebietend steht die Vergangenheit da. Es ist die Erfahrung, es ist die Geschichte, es ist der Sieg. Aber die Gegenwart darf darum nicht geschmäht werden. Es ist die Entwicklung, es ist das Streben, es ist das Ringen und Jagen nach Vollkommenheit. Wollt ihr nun eure Erfahrung inmitten dieses rastlosen Strebens zur Geltung bringen, so lernet vor Allem die Gegenwart achten und lieben, dann werdet ihr herrschen. Wer gross sein will, der sei des Andern Knecht.

Wie den Jungen, so sollen wir ferner Allen, Allen ohne Ausnahme dienen. Der Apostel verlangt es ausdrück-

lich in den Worten: „seid allesammt unter einander unterthan", und dass er es so entschieden verlangt, wird Keinen wundern, der sich nicht selbst als Halbgott anbetet. Hat doch Jeder seine besondere Gabe, seine eigene Erfahrung. Keiner kann ohne den Andern leben. Wir sind Alle aufeinander angewiesen. Das alte Wort: „Es ist nicht gut, dass der Mensch allein sei", geht weit über die engen Grenzen des Hauses hinaus. Wie sich die verschiedenen Glieder am Leibe gegenseitig ergänzen und helfen, so ergänzen und helfen sich die Glieder einer Kirche, einer Gemeinde. Bei dem Einen ist Verstand, bei dem Andern Gemüth; bei Diesem Erlebniss, bei Jenem Erkenntniss. Der Eine hat ein helles, klares, scharfes Auge: er sieht deutlich hinauf in die Höhe, hinein in die Tiefe, um sich in die Weite. Der Andere hat ein feinmerkiges Ohr: er unterscheidet sehr leicht die echten und die falschen Töne. Der Dritte hat eine geschickte Hand: was er angreift wird leicht und gut durchgeführt. Der Vierte hat einen schnellen, flinken Fuss: als Bote leistet er treffliche Dienste. Keiner hat Alles. Jeder hat Etwas. Sollen wir uns nun mit diesem „Etwas", zurückziehen, um es im Stillen zu bewundern? Oder gibt uns dies „Etwas" das Recht, mit Selbstbewusstsein auf diejenigen zu schauen, welche nicht das gleiche haben als wir? Wie thöricht, wenn wir, weil Gott uns das Auge gegeben, glauben möchten, dass eine Gemeinde ohne Ohren, Hände und Füsse bestehen könnte! Gott behüte uns vor solchen Verrücktheiten! Was wir haben, stellen wir daher den Andern zur Verfügung. Was sie haben, erkennen wir freudig an und ergänzen damit, was uns abgeht. Kann Einer nicht Alles sein, so müssen eben Alle Eins werden. Das ist die rechte Art, um den Leib Jesu Christi in seiner ganzen Herrlichkeit darzustellen. „Allesammt aber seid unterthan unter einander."

Aber wisst ihr, was uns von diesem Dienen meistens abhält? Der Apostel deutet es an in den Worten: „Haltet fest an der Demuth." Wo kein williges Sichunterordnen,

kein gegenseitiges Dienen zu finden ist, da herrscht der Hochmuth vor, da wird das eigene Ich der Mittelpunkt des Lebens. Und dieses Ich schwingt sich auf den Thron und masst sich das Recht an, die Andern zu unterjochen, zu unterdrücken. Wie komme ich dazu, denkt sich der Hochmuthsknecht, mit meinen Gaben und Kenntnissen, mit meinem Ansehen und Vermögen Andern zu dienen? Herrschen will ich und sie sollten mir doch danken, dass ich über sie, über diese ungebildeten, unfähigen, beschränkten, kleinen Menschen zu herrschen geruhe, aber ihnen zu dienen, nein, das fällt mir nicht einmal im Traume ein. Und er dient nicht. Auch lässt er sich nicht dienen. Dem Hochmüthigen fällt es viel zu schwer, eine Bitte um Hilfe auszusprechen. Dadurch würde er ja zugestehen, dass ihm etwas fehlt, dass er etwas bedarf. Aber als Bedürftiger will er nicht erscheinen. Lieber darbt er. Oder lässt er sich dienen, so empfängt er Alles als sein Recht, als etwas, das er aus sich selbst hat. Die Frucht dieses Hochmuthes ist euch bekannt: es ist die Undankbarkeit. Die uneigennützigen Wohlthaten erzeugen beim Hochmüthigen einen tiefen Unwillen. Sie erinnern ihn eben unwillkürlich an seine Hilfsbedürftigkeit. Sie halten ihm in der Einsamkeit die Armuth vor, die er vor seinen Mitmenschen zu verbergen sucht. Das ärgert, verstimmt, empört ihn. Daraus entwickelt sich dann wie von selbst der Neid gegen die Beglückteren, der Zorn gegen die Wohlthäter, der Hass gegen die Menschheit. Die Undankbarkeit ist keine menschliche, sie ist eine teuflische Sünde. So hat einst Satan den lebendigen Gott gehasst, weil er, der Engel des Lichtes, Alles von Gott hatte.

Wo der Hochmuth herrscht, wo Jeder Hammer sein und den Andern zum Ambos machen will, da dringt Gleichgiltigkeit, Misstrauen, Hass, Feindschaft ein, da wird eine Reihe von Kämpfen entfesselt, die endlos sich fortspinnt, der Leib Christi ist zerrissen, der Geist des Herrn ist gewichen. Darum weg mit dem Hochmuth und lasst uns Alle die Demuth anziehen!

Der Apostel bedient sich eines sinnvollen Ausdruckes, um uns zu zeigen, wie nothwendig es ist, mit Ernst und Eifer nach der Demuth zu trachten. Wir sollen uns nämlich, sagt er, die Demuth wie ein Bekleidungsstück mit einem Bande fest umbinden, wie eine Schürze gleichsam umhängen, um stets bereit zu sein die Geschäfte eines Dieners zu verrichten. Wo wir auch stehen und wirken, was wir auch sind und leisten, die Demuthsschürze, das Dienergewand darf uns nie verlassen. Die Liebe Gottes im Herzen, das Wohl der Gemeinde im Auge, die eigene Nichtigkeit im Sinne, so haben wir in der Gemeinde zu wirken, das Wohl des Ganzen zu fördern. Wie dort der Sohn Gottes seine Kleider ablegt, einen Schurz umgürtet und seinen Jüngern thut, was die niedrigsten Knechte ihren Herren thaten, so haben auch wir in Demuth den Brüdern zu dienen und uns dienen zu lassen. Und wie bei Christus die Demuth am deutlichsten hervortrat, wo er sich am herrlichsten, am gewaltigsten zeigte, so soll es auch bei uns sein. Er versetzt durch seine grossen Werke die Menge in Erstaunen und Entzücken, aber er entzieht sich ihren Huldigungen. Er offenbart sich den Jüngern auf dem Berge in seiner Herrlichkeit und er redet mit Moses und Elias von dem Kreuze, von dem Ausgange, welchen er erfüllen sollte in Jerusalem. Er stürzt die gegen ihn ausgesendete Schaar durch den Hauch seines Mundes, durch das Wort: „Ich bin es", zu Boden, und er lässt sich binden und fortführen. So ist uns Christus im demüthigen Dienen vorangegangen. Diesen Sinn fordert er nun auch von den Seinen. Haben wir ein hohes Amt, so mache es uns zu freiwilligen Knechten derer, die uns untergeben sind. Haben wir grosse Güter, so verwalten wir sie zum Besten der Aermsten und Geringsten. Bringen wir es weit in der Heiligung, in der Erkenntniss, so danken wir um so inniger dem, der uns Alles aus Gnaden geschenkt und stellen um so williger Alles was wir sind und haben in den Dienst unserer Brüder, ohne Lohn zu verlangen, ohne darüber mürrisch zu werden. Die rechte Demuth weiss

nicht einmal, dass sie dem Herrn besonders dienet in den Brüdern: sie ahnt es nicht, dass sie demüthig ist. Sehet, wie die Gesegneten des Vaters erstaunt dort vor dem Richterstuhle stehen! Herr, fragen sie, wann haben wir dich hungrig gesehen und haben dich gespeiset? Oder durstig und haben dich getränket? ... Sehet wie Maria über den Gruss des Engels erschrickt und bei sich denkt: „welch ein Gruss ist das!" Die Tochter des Kaiphas hätte ihn als eine wohlverdiente Huldigung entgegengenommen, Maria aber denkt, wie komme ich zu solchem Segen, zu solchem Ruhm? Je mehr wir den Andern in Christo dienen, desto weniger wissen wir es. Die demüthigen Jünger des Herrn sind wie Moses, welcher, als er vom Berge kam, da er vierzig Tage und Nächte mit Gott war umgegangen, nicht wusste, dass sein Antlitz glänzte: als es ihm aber Andere kund thaten, da legte er eine Decke auf sein Angesicht.

Warum sind wir denn meistens so stolz? Weil wir keine Jünger Christi, weil wir unselig sind. Das Haschen nach äussern Ehren, der Hunger und Durst nach menschlichem Lobe, die Sucht nach Ruhm und Anerkennung, das Glänzenwollen ist immer ein sicheres Zeichen der Unseligkeit. Gegen das Gefühl von Armuth und Erniedrigung, das uns innerlich quält, sucht man eine Rettung in dem Lobe der Welt, in der äussern Huldigung, die man erkauft. Ach! dass wir uns doch um etwas seliger fühlten, dass wir uns mehr in der Demuth übten, dann würden wir auch dem innern Menschen nach wachsen in dem Einen, was noth thut und der Geist des Friedens, der Freude, des ewigen Lebens würde durch uns immer mehr in die Gemeinde hineindringen, so dass auch von uns die grosse Stimme von dem Stuhle rühmen dürfte: „Siehe da, eine Hütte Gottes bei den Menschen und er wird bei ihnen wohnen und sie werden sein Volk sein und er selbst, Gott mit ihnen, wird ihr Gott sein." (Offbg. 21/3).

Im anderen Falle jedoch ist das Urtheil schon gefällt. Es heisst: „Gott widerstehet den Hoffärtigen". Wo

Hoffart, Eigensinn, Selbstgerechtigkeit, Trotz, Lieblosigkeit und Selbstüberhebung ihr Unwesen treiben, da muss er widerstehen, mit Heeresmacht den Rebellen entgegentreten, hier den Leuchter von seiner Stätte wegstossen, dort mit dem Schwerte seines Mundes die Feinde bekriegen, allenthalben seine Majestät, Herrlichkeit und Wahrheit gegen die fremden Spötter, gegen die ruchlosen Empörer vertheidigen.

Hingegen ist uns und unseren Gemeinden die schönste Verheissung gegeben, die glänzendste Zukunft gesichert, so wir allesammt unter einander unterthan bleiben und mit der Demuth uns umgürten, denn „Gott gibt Gnade den Demüthigen". Der himmlische Vater wird unser Hort, unsere Hilfe, unser Schutz, unsere Burg, unsere Zuflucht, unser Erretter, und er lässt uns täglich erfahren die Mannigfaltigkeit, den Reichthum seiner Gnade, in der Erfüllung des köstlichen Wortes: „Fürchte dich nicht, du kleine Heerde, denn es ist eures Vaters Wohlgefallen, euch das Reich zu geben." (Luc. 12/32.)

Wohlan denn! Ist es uns darum zu thun, dass auch unsere Gemeinde wachse, blühe, Früchte trage, die Gott angenehm seien in Jesu Christo, dann lasst uns die Demuth üben, in Demuth unsern Brüdern dienen und demüthig arbeiten zur Ehre Gottes, zur Verherrlichung des Namens unseres Herrn und Heilandes!

Hinab, mein Sinn, hinab,
Verlerne nur dein Steigen!
Was leicht ist, hebt sich schwer,
Was schwer ist, muss sich beugen!
Die Quelle, die sich senkt,
Vermehret ihre Hab',
Und wird zuletzt zum Strom:
Darum, mein Sinn, hinab!

XXXV. Das Wohlverhalten der Gemeindeglieder.

I. Petr. 5/6—9.

Durch Dienen herrschen, das ist — haben wir in unseren letzten Betrachtungen gesehen — die königliche Regel im Reiche Gottes. In der Kirche weiden die treuen Hirten die Heerde Christi, so ihnen befohlen ist. In der Gemeinde gehorchen die Jungen den Alten und sind, diese wie jene, allesammt unter einander unterthan. Die Cardinaltugend für Hirten und Heerden ist und bleibt einmal die christliche Demuth, denn Gott widerstehet den Hoffärtigen, aber den Demüthigen gibt er Gnade. Ist aber die Hoffart solch eine abscheuliche Sünde vor Gott, so darf die Demuth bei keinem Christen fehlen. In welchem Stande und Berufe, in welcher Lage er auch sei, er muss in der Demuth gegründet, mit der Demuth umgürtet sein. Das Christenthum selbst beginnt und hört auf mit der Demuth. Die Aufrichtigkeit der Demuth aber wird sich erst dadurch erweisen, dass wir uns, selbst inmitten der Leiden, alles eigenen Wünschens und Wollens entledigen, dem himmlischen Vater willig, glaubensvoll unterordnen und uns seiner Führung blindlings anvertrauen. Das ist es auch, was der Apostel seinen Lesern nun so dringend an's Herz legt. Sie und wir alle werden aufgefordert, die königliche Regel des Reiches Gottes zu befolgen und den Weg zu betreten, den uns Christus geebnet.

Wohl denen, die sich unter dieses Gesetz beugen! Sie werden die Herrlichkeit desselben aus eigener Erfahrung

bestätigen und durch die Demuth herrschen, herrschen über die Anfechtungen von oben, herrschen über die Sorge von innen, herrschen über die Versuchungen von aussen.

Sie werden durch Demuth herrschen über die Anfechtungen von oben — das deutet der Apostel an in den Worten: „Demüthiget euch unter die gewaltige Hand Gottes, dass er euch erhöhe zu seiner Zeit."

Demüthiget euch unter Gott! Es wird wohl keinem einzigen vernünftigen Menschen einfallen, sich dagegen zu sträuben. Was sind wir denn im Vergleiche zu dem Allmächtigen, Allweisen und Allheiligen? Wie gar nichts ist doch der Mensch, sagt der Psalmist. Und wenn er gleich hoch berühmt ist, klagt der Prediger, so weiss man doch, dass er ein Mensch ist (6/10). Bist du hoch, Gott ist noch höher; gewaltig, Gott noch gewaltiger; stark, Gott noch stärker; ansehnlich, Gott majestätisch. Wahrlich, man müsste wahnsinnig sein, um Gott die Ehre zu verweigern, die ihm gebührt. Und ein Kern von Wahnsinn, möchte ich behaupten, liegt thatsächlich in jedem Menschen, welcher sich trotzig erhebt gegen „den wunderlichen Unbekannten, den man gewöhnlich Gott nennt", und sklavisch seine Kniee beugt vor Welt, Mensch oder Gold. Nur der Verrückte kann, wenn er die Wahl hat zwischen Gott und Koth, kaltblütig dem Kothe huldigen. Es ist dies die einzige Entschuldigung seines Frevels.

Wir beugen, wir demüthigen uns vor Gott und wir schämen uns dess nicht. Im Namen der Geschichte, im Namen der Natur, im Namen des Geistes sowohl als der Materie, fordern wir einen Gott als Ursprung und Ziel aller Dinge. Zwar ist der Allmächtige, der von sich sagen darf: „Ich bin, der ich bin", unendlich und darum dem Endlichen unbegreifbar, aber wir fühlen, wir sehen, wir hören ihn und der beste Beweis seines Daseins ist gerade der Umstand, dass wir, obgleich Staub und Asche, liebend, glaubend, hoffend uns vor ihm demüthigen und in das

Triumphlied mit einstimmen: „Ehre sei Gott in der Höhe!" Wir schämen uns nicht, unsere Kniee vor ihm zu beugen. Vielmehr glauben wir, dass die Anerkennung und Anbetung eines höheren Wesens das untrüglichste Zeichen unserer eigenen Hoheit ist. Auch hier gilt die Regel: „Durch Dienen herrschen".

Der Gott aber, den wir anbeten, ist kein tauber, todter Götze, der jenseits in unsichtbaren Regionen wohnt, die Welt sich selbst oder dem Zufall überlässt. Er ist über der Welt und in der Welt. Die Welt ist aus ihm, die Welt ruht in ihm. Alle Kraft und Thätigkeit, alles Leben in der Welt ist nur durch ihn und zu ihm. Was er in seiner Macht, Weisheit und Liebe geschaffen, das führt und leitet er auch in gleicher Macht, in höchster Weisheit und unbegreiflicher Liebe zum letzten Ziele hin. Sogar das Böse muss zuletzt seinem ewigen Weltplane dienstbar werden. Darum sind wir guter Zuversicht zu unserem getreuen Gott und Vater, dieweil alle Creaturen also in seiner Hand sind, dass sie sich ohne seinen Willen nicht regen, noch bewegen können. Wir demüthigen uns williglich unter die Hand unseres Gottes.

Wie aber, wenn die Hand sich gewaltiger auf uns niederlegt, wenn die Last und Bürde des Lebens immer drückender wird; wenn die Schmach Christi mit jedem Tage zunimmt; wenn die Welt uns immer mehr zu fühlen gibt, dass wir doch nur Fremdlinge sind; wenn der Ingrimm des Teufels immer ärger wüthet um uns und gegen uns; wenn die Hitze der Verfolgung glühender, der Kampf blutiger, der Sieg schwerer wird — sind wir auch dann noch bereit anzuerkennen, dass der Druck, der sich auf Haupt und Herz legt, ein Druck ist seiner Hand?

Und wenn wir es anerkennen, demüthigen wir uns unter diese „gewaltige" Hand? Werden wir nicht versucht zu murren, zu klagen, mit Gott zu hadern? Steigen keine Gedanken des Unmuthes, des Unwillens, des Zweifels, des Neides in unserem Herzen auf? Gelüstet es uns nicht, dem

Herrn den Rücken zu kehren und ihm den Dienst zu kündigen? Demüthigen wir uns?

Gewiss, erwidert ihr, man kann es einmal nicht ändern — man muss es eben ertragen — es wird doch nicht immer so bleiben — was lässt sich denn gegen Gott thun? Denkt ihr so? . . . Dann demüthiget ihr euch nicht. Die Demuth muss mehr sein als das blosse Gefühl menschlicher Ohnmacht gegenüber der göttlichen Kraft. Sonst wäre diese christliche Tugend überall zu finden, wo der Mensch die Grenze seiner Macht erkennt: bei den Gottlosen, welche mit Klugheit und Vernunft sich unter das unabänderliche Naturgesetz beugen, bei den trägen Orientalen, welche in stumpfer Resignation Alles über sich ergehen lassen, bei dem Teufel sogar, der wohl weiss, dass er wider Gott nichts vermag.

Nein, der Keim der christlichen Demuth liegt wo anders. Er liegt in dem Gefühl unserer Nichtigkeit und Sündhaftigkeit, in der Erkenntniss unserer Schuld und Missethat, in dem Bekenntniss unserer Verdienst- und Rechtlosigkeit. Da liegt die Demuth. Sie wächst aus der Busse, aus dem Glauben heraus.

Unter die „gewaltige" Hand Gottes sich „demüthigen", das heisst demnach anerkennen und bekennen, dass wir elende Sünder sind und des Ruhmes mangeln, den wir vor Gott haben sollten, dass wir seine Gesetze, seine Gebote vielfach übertreten, seine Gnade und Langmuth mannigfaltig missbraucht, alle seine Züchtigungen verdient haben und noch viel grössere verdienen würden, wenn Gott unserer gedächte nach seiner Gerechtigkeit und nicht nach seiner Barmherzigkeit. Das heisst sich demüthigen unter Gottes gewaltige Hand.

Demüthiget ihr euch? Aber warum, fragt ihr, führt uns denn Gott auf so rauhe, steinigte Wege? Warum verlangt er denn so Schweres von uns? Warum legt er uns solche Lasten auf? Warum? . . . . Der Text gibt uns darauf keine Antwort. Auch bitte ich euch nicht immer „Warum?"

zu fragen. Die meisten Warum müssen ja doch unbeantwortet bleiben, bis wir den „Prolog im Himmel" werden vernommen haben. Fragt vielmehr: „Wozu?" Darauf lässt sich antworten. Darauf antwortet auch unser Text in der trostreichsten Weise: „auf dass er euch erhöhe zu seiner Zeit". Nicht wahr? — das ist eine göttliche Antwort. Wir sollen uns demüthigen, auf dass er uns erhöhe, auf dass er uns von aller Noth befreie und uns in die freudige Sicherheit, in die volle Ruhe der Kinder Gottes einführe, auf dass wir vorwärts kommen, aufwärts und heimwärts gezogen werden, auf dass die königliche Regel „durch Dienen herrschen" — auch an uns sich erfülle, bewahrheite. Alles im Reiche Gottes ist eben Gnade: Gnade die Berufung, Gnade die Bewährung, Gnade die Erhöhung. Die Gnade aber kann nur dem geschenkt werden, der hungernd und dürstend darnach verlangt, demüthig dieselbe erfleht. So kann auch Gott nur diejenigen erhöhen, die sich erniedrigen, in Staub und Asche Busse thun und flehentlich bitten: „Herr, gedenke meiner nach deiner Gnade, die du deinem Volke verheissen hast." Das Himmelreich gehört den geistlich Armen. Sie werden erhöht.

Wann? „Zu seiner Zeit." „Es gebührt euch nicht zu wissen Zeit oder Stunde, welche der Vater seiner Macht vorbehalten hat" (Apg. 1/6, 7). Zu seiner Zeit, zur rechten Zeit, zur besten Zeit kommt die Erhöhung. Ob nach 2, 3, 5, 6, 10, 20, 30, 40 Jahren, das steht in seiner Hand. „Wann, schreibt kein Christ Gott vor." (Harless.)

> Er kennt die rechten Freudenstunden,
> Er weiss wohl, was uns nützlich sei,
> Wenn er uns nur hat treu erfunden
> Und merket keine Heuchelei,
> So kommt er, eh' wir's noch versehen,
> Und lässet uns viel Gut's geschehen.

Einen rührenden Beweis dieser Güte unseres Gottes haben wir hier in Oesterreich erst vor wenigen Wochen,

erlebt. Ihr wisset, dass Leopold Anton Freiherr v. Firmian ein ehrsüchtiger, geiziger Emporkömmling, im Jahre 1727 den erzbischöflichen Stuhl von Salzburg bestieg. Auf nichts Anderes bedacht, als auf die Hebung seiner Macht und die Vermehrung seiner irdischen Güter liess sich derselbe, aufgestachelt durch seinen Kanzler, welcher auf die Vertreibung der heimlichen Lutheraner einen vortheilhaften Finanzplan entworfen hatte, zu dem Schwur verleiten: „Er wolle die Ketzer aus seinem Lande heraus haben, sollten auch Dornen und Disteln auf seinen Aeckern wachsen." Was der Bischof im Rausche geschworen, führte er nüchtern durch. Die „evangelischen Bauernhunde" mussten — laut Emigrationspatent vom 31. October 1731 — mit „hintantragendem Sack und Pack" bei schwerer Strafe das Land räumen. Die Bauern verloren ihr Hab und Gut, der Kirchenfürst wurde reich . . . Glaubt ihr nicht, dass es jenen Exulanten entsetzlich schwer fiel, sich in diese Fügungen Gottes hineinzufinden, sich unter seine „gewaltige" Hand zu beugen? Wie Viele mögen damals mit ihren „Warum, warum?" den Himmel gestürmt haben! Allein der Himmel schwieg. Lange, lange erfolgte keine Antwort. Und siehe da, eh' wir's uns versahen, schenkte Gott uns eine rechte Freudenstunde. Am 23. Januar dieses Jahres starb im Asyl der barmherzigen Schwestern zu Salzburg die Generalswitwe Leopoldine von Recagni, geb. Gräfin Firmian. Und wisst ihr, was sie gethan? Sie, die K a t h o l i k i n, sie hat einen jährlichen Ertrag von 3200 Francs zu Stipendien von je 100 Gulden für e v a n g e l i s c h e Waisen bestimmt. Warum? Das sagt sie selbst in schlichten Worten: „Damit glaube ich eine Schuld abzutragen, da ein meiner Familie Angehöriger im vorigen Jahrhundert vielleicht allzu fanatisch manche evangelische Familie in's Elend gejagt." Ist das nicht ein Wunder vor unseren Augen? Seht, so erhöht Gott zu seiner Zeit. O demüthiget euch unter seine gewaltige Hand und wartet mit Geduld, dass er euch erhöhe!

Durch Erniedrigung zur Erhöhung — das gilt auch von den Sorgen. Alle eure Sorgen — sagt daher der Apostel — werfet auf ihn, denn er sorget für euch. Ja, die völlige Unterwerfung unter die Hand Gottes ist erst dort Wahrheit und Wirklichkeit geworden, wo die Sorge auf Gott geworfen wird. Das eigenartige Fragen, das eigenliebige Sorgen und Sichängstigen ist auch ein Hochmuth. Es ist der Hochmuth des Unglaubens, der sich selbst zu Gott macht, der Hochmuth der Afterweisheit, dem die Wege Gottes verkehrt, unrecht, bedenklich erscheinen; der Hochmuth der feinen Abgötterei, welche neben Gott etwas hat und behält, darauf wir unser Vertrauen setzen. Wer hingegen Gott über Alles fürchtet und liebet und ihm allein vertraut, vor ihm allein im Glauben sich demüthigt, der kennt nur eine Sorge: ihn sorgen zu lassen. Er wirft daher alle seine Sorge, die ungetheilte, ganze Sorge, Alles, was sein Christenherz — denn andere Sorgen gelten vor Gott nichts — Alles, was sein Christenherz beunruhigt, beängstigt, drückt und trübt, Alles wirft er rückhaltlos auf den himmlischen Vater. Führt Gott die Dinge in der Welt so, dass wir nicht einsehen wohin er will; lässt uns die Unfähigkeit der Guten, die Gewaltthätigkeit der Bösen, die verderbliche Zwietracht im Innern, der drohende Krieg von aussen das Allerschlimmste befürchten; sehen wir wie hier die Wahrheit verhöhnt, dort die Freiheit gefährdet wird; wie die socialen Fragen in dem einen, die politischen Verwicklungen in dem andern Lande die Herzen besorgt und bange machen; wie die Racen in dem Staate, die Parteien in der Kirche sich befehden und hassen; wie hier kurzsichtige Politiker immer noch der Einsicht sich verschliessen, dass die Freiheit ohne Evangelium schnurstracks nach Rom, zur Knechtschaft führt, wie dort Hugenotten- und Exulanten-Söhne durch eine übereilte Judenhetze die Verfolger ihrer Vorfahren vor der Geschichte zu rechtfertigen suchen; wie die Führer des Volkes dem Zeitgeiste, die Fürsten der Kirche, je nach Umständen, dem Schlaugeiste huldigen; wie allgemeine Cha-

rakter- und Principienlosigkeit allenthalben und überall einzureissen droht und die goldene Regel: „Was bin ich Gott schuldig?" durch das gemeine Schacherwort verdrängt wird „Was kauf' ich mir dafür?" — da gedenken wir wieder des königlichen Gesetzes im Reiche Gottes: „durch Dienen herrschen" — und werfen alle, alle Sorge hinauf auf Gott.

Ach! Wir auch waren einst versucht, Rath und Hilfe nach eigener Weisheit zu schaffen. Wie Manches haben wir besprochen, vorgeschlagen, beantragt, geändert! Wir wollten erneuern, reformiren, beleben. Das war Hochmuth. Gottlob, dass er überwunden ist. Wir erwarten nichts mehr von uns, wir hoffen Alles von Gott. Unsere ganze Sorge, die Sorge um Staat und Kirche, um Schule und Haus, um Herz und Seele, die Sorge von gestern und heute, die leibliche und die geistliche, die grosse und die kleine, alle, alle Sorge werfen wir hinauf auf ihn. Nicht hinein in die Luft, wie Würfelspieler ihre Würfel, nicht hinunter in das Grab des Leichtsinns und der Gleichgiltigkeit, wie das Weltkind, dem es nur auf's Abschütteln ankommt, nicht um uns herum auf Menschen, die nicht zu helfen vermögen, sondern hinauf auf den Vater. Auf ihn werfen wir sie mit dem vollen Schwunge des Glaubens, mit dem sicher zielenden Arm des Gebetes. Und kommt die Sorge wieder, weil wir nicht gut gezielt, so werfen wir nochmals, werfen wir stärker und treffen wir auch diesmal nicht, weil wir zu tief unten im Thale gestanden, so besteigen wir glaubensvoll den Berg Morijah und von hier aus, fest gegründet auf dem Worte: „Er wird's versehen", schleudern wir mit neuem Schwunge die Sorge hinauf. Und er wird sorgen.

Gott ist mein Hort,
Und seinem Wort
Soll meine Seele trauen.

Er sorgt! Gebt recht Acht auf diese Verheissung! Er thut nicht, was ihr wünscht, wendet nicht ab, was ihr

befürchtet, gibt nicht, was ihr verlangt. Er sorgt! Die Kinder Gottes müssen sich daran gewöhnen wie die armen Leute aus der Hand in den Mund zu leben. Sie bekommen nie mehr als sie für den Augenblick bedürfen. Sie stehen immer wie auf Kündigung. Nur Eines ist ihnen gewiss: er sorgt. Aber weil sie dieses Eine wissen, unter dem Schirm des Höchsten sitzen und unter dem Schatten des Allmächtigen bleiben, darum sind sie so reich, so glücklich, haben sie so grossen Frieden. Ihren ganzen Glauben, ihre ganze Liebe, ihre ganze Kraft und Treue legen sie in das Werk, das Gott ihnen befohlen: im Uebrigen aber sind sie stille zu Gott, der da hilft und sorgt. So pilgert der Christ durch das Leben. Die Augen sind ihm meist verbunden, denn er sieht nicht die Herrlichkeit der unsichtbaren Welt, in deren Mitte er steht; er sieht nicht, wie der himmlische Vater ihn begleitet, wie die schützenden Engel ihn umschweben, ihn über tiefe Abgründe und hohe Berge hinübertragen, aber der Allmächtige weicht ihm doch nicht von der Seite; er beschirmt die Bürger von Jerusalem und wer schwach ist unter ihnen, ist dennoch wie David und das Haus David selbst ist wie Gott, wie der Engel Jehovah's vor ihnen her. (Sach. 12/8.)

Ei nun, so lass' ihn ferner thun,
Und red' ihm nicht darein,
So wirst du hier in Frieden ruh'n,
Und ewig selig sein!

In Frieden ruh'n und ewig selig sein! . . . O, dass es wahr, dass es gewiss wäre! . . . Was ist's? Wer wagt es also zu lästern? . . . Kennt ihr diese Stimme nicht? . . . Es ist euer Feind, euer Gegner, euer Widersacher. Der gehet umher wie ein brüllender Löwe und sucht — furchtbar malerischer Ausdruck! — welchen er verschlinge, aus den Armen Christi reisse und hinab in die Tiefe der Hölle stürze. Tag und Nacht ist er auf den Beinen. Ueberall jagt und rennt er herum. Furcht-

bar, schauerlich, wie das vom Sturme gepeitschte Meer — donnert durch Welt und Menschheit hindurch sein verderbendrohendes Brüllen. Wo, wo ist dein Gott? — brüllt er dem Einen zu. Du solltest glücklich, reich, angesehen und hoch geehrt sein: du hast es doch unter Tausenden am meisten verdient. Wer hat sich ängstlicher als du von groben Sünden bewahrt? Wer ist braver und gewissenhafter in seinem Berufe, gehorsamer gegen Gott und barmherziger gegen Menschen gewesen? Und was hast du davon? Nichts als Kreuz und Elend, Noth und Tod. Wo, wo ist dein Gott? Er sorget nicht.... Wo, wo ist dein Gott? — brüllt er dem Andern zu. Du hast andächtig gebetet, geduldig gewartet, wacker gekämpft. Wo ist das Amen? Wo ist die Hilfe? Wo ist die Erlösung? Oder bildest du dir etwa ein, du hättest nicht laut genug gerufen? Nun, so ruf' einmal lauter, immer lauter! Umsonst. Dein Gott schläft. Er sorget nicht.... Wo, wo ist dein Gott? — brüllt er in die ganze Christenheit hinein. — Schau dich nur um! Wo findest du Spuren einer gerechten Regierung? Der Gottlose schwelgt im Palaste, der Fromme darbt in der Hütte. Der Jünger Christi härmt und grämt sich ab; das leichtlebige Weltkind ist heiteren und lustigen Sinnes. Dort hauset das Elend, hier wohnet die Freude. Die Erde führt von Stufe zu Stufe hinauf, den Weg der Ehren hinan; der Himmel jagt Einen von Stufe zu Stufe den Weg der Demüthigungen hinab. Ist das gerecht? Wo, wo ist denn dein Gott? . . . Zerreisst doch eure Bande, werfet von euch eure Seile. Er sorget nicht.

So brüllt der Widersacher. Ein furchtbares Brüllen! Wo immer ihr es höret, laufet, jaget, rennet davon, wie die Thiere vor dem auf Beute losgehenden Löwen! Noch ist es Zeit, noch scheint er in weiter Entfernung zu sein. Fliehet, fliehet um eures Heils, um eurer Seligkeit willen! Doch selbst hier kann sich nur retten, wer die königliche Regel befolgt. Die Flucht allein schützt uns nicht vor der Gefahr. Das Heil werden wir nicht unseren Kräften,

unserer Schnelligkeit zu verdanken haben. Der Widersacher setzt uns nach; er fängt uns ein und dann ficht er uns an, bald hier, bald dort. Kann er uns von der einen Seite nicht angreifen, so springt er schnell auf die andere, und wohin wir uns drehen und wenden, überall bedroht er uns mit seinen scharfen Klauen und betrübt uns mit seinem schrecklichen Gebrüll: „Wo, wo ist nun dein Gott?"

Ach! man muss in einer solchen Gefahr geschmachtet, gezittert haben, um die Seelenangst zu begreifen, die Einen da überfällt. Allein der lebendige Glaube kann auch die Seelenangst überwinden. Gerade in der Gefahr wächst der Muth, erstarkt die Entschlossenheit, erprobt sich die Manneskraft. Darum mahnet uns der Apostel: „Seid nüchtern, wachet." Die Macht des menschlichen Auges kann auch Löwen bändigen. Die Entschlossenheit, die Ueberlegenheit, die Geistigkeit, die daraus hervorleuchtet, bezähmt die wildesten Bestien. Darum nüchtern dem Widersacher in's Auge geschaut, wachsam auf alle seine Bewegungen, Schliche und Kunstgriffe geachtet! — und habt ihr euch wieder so weit in der Gewalt, dass ihr mit ruhiger, sicherer Hand, ohne zu zittern, die Waffen führen könnet, dann widerstehet. Womit? . . . Mit dem Reichthum eures Geistes, mit dem grossen Masse eurer Erkenntniss? Ach! wie Wenigen könnte dann der Sieg zu Theil werden. Oder mit der hohen Vollkommenheit eures geistlichen Lebens? Ach! wer unter uns könnte sich eines solchen Lebens rühmen? Widerstehet, der königlichen Regel gemäss — mit dem, was allen Hochmuth, alles Gefühl eigenen Werthes, eigener Kraft, eigener Tüchtigkeit ausschliesst, widerstehet — fest, stramm, straff, unbeweglich im Glauben. In welchem Glauben? Im Glauben an Jesus Christus, den Sohn Gottes, unseren Heiland, den Löwen aus Juda's Stamme. Der ist unser Schutz, unsere Burg in diesem Kampfe. Mit dem Kreuze überwinden wir den Satan. Mit dem Glauben jagen wir ihn davon. Wie der Löwe vor dem Feuer, so flieht der Satan vor der göttlichen Liebe, die das Kreuz umleuchtet.

Und je mehr wir in das Leiden und Sterben unseres Heilandes hineinwachsen, je mehr die Vergebung der Sünde durch Jesus unsere Speise, unser Trost wird, desto leichter überwinden wir alle Gefahren. Vor dem herzzerreissenden Schmerzensschrei: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?" verstummt auch das gewaltigste Brüllen des Widersachers. Im Blicke auf die Leiden unseres Erlösers erscheint uns unser eigenes Leiden gering und wir sprechen auch in der schwersten Stunde: „deine Güte, o Gott, ist alle Morgen neu und deine Barmherzigkeit ist gross!"

So schlagen wir den Feind in die Flucht — mit dem Kreuz. Die grösste Gefahr ist nun Gottlob überstanden. Aber ach! mit den Versuchungen ist es noch nicht zu Ende. Der Kampf ist noch nicht ausgekämpft. Das Echo des Löwengebrülles hallt immer noch nach und oft, wenn wir müde, schmachtend, erschöpft den schmalen Weg hinansteigen, die Schweisstropfen uns von der Stirne wischen, mühsam Athem schöpfen, sehnsuchtsvoll gen Himmel blicken, da überfällt uns auf's neue die Schwermuth und es seufzt unser Herz: „Ach Gott, ach Gott, wie lange?....

Was wird uns dann aufrichten? Etwa die Erwägung, dass Andere das Gleiche zu leiden haben? Nein. Mit einem so nichtigen, unlauteren Trost weist uns der heilige Geist nicht ab. Was uns zum rechten Widerstand tüchtig machen wird, das ist — so lehrt der Apostel — die Erkenntniss, dass wir uns darauf verstehen müssen, für unseren Christenstand den gleichen Leidenszoll zu entrichten, wie unsere in der Welt, nicht schon bei Gott befindliche Brüderschaft. (Hofmann.) Die Meinung ist natürlich nicht, dass etwas fehle an dem versöhnenden Leiden Christi, dass sein Versöhnungsopfer nicht vollständig, nicht vollgenügend sei, sondern erst durch fortgesetzte Versöhnungsopfer vervollständigt werden müsse, was der Irrwahn der römischen Kirche ist. Vielmehr will der Apostel sagen, dass es keinen Christenstand ohne Leiden gibt. „Wer die Gebrechen des

Alters zu tragen bekommt, der zahlt damit nicht Gott etwas, das er ihm schuldet, sondern entrichtet den Zoll, welchen unsere Natur von dem fordert, der zu hohen Jahren kommt. Ebenso sind die Leiden, welche den Christen um seines Christenstandes willen betreffen, ein Zoll, den sein Christenstand von ihm fordert." (Hofmann.) Der Weg, der zum Reiche Gottes führt, geht durch viele Trübsale hindurch. Einen anderen Weg gibt es nicht. Christus hat Gehorsam gelernt an dem, dass er litt, und durch Leiden musste er vollkommen werden. Wie Christus, unser Haupt, so muss auch die Gemeinde leiden. Das Zeichen des Kreuzes ist von jeher ein Zeichen gewesen, dem widersprochen wurde. Das haben nicht blos die Märtyrer und seine grossen Zeugen erfahren. Jeder seiner Nachfolger muss es empfinden. Durch Kreuz zur Krone, durch Dienen herrschen — diese königliche Regel kann nicht gebrochen werden. Und seitdem die christliche Brüderschaft in dieser Welt, in diesem Herrschaftsgebiete des Argen, weilt, ist es nicht anders gewesen. Dennoch möchtet ihr eine Ausnahme bilden?.... Christus leidet, die ganze Brüderschaft leidet und wird durch Leiden für den Himmel erzogen, und ihr verlangt gute, ruhige Tage? Wisst ihr denn, was das heisst? Das heisst die Bande zerreissen, die uns mit den Jüngern Christi, mit Christus selbst verbinden, das heisst auf's Kreuz verzichten und die ewige Seligkeit in den Wind schlagen. Wollt ihr das?....Nein, nein.

Lieber wähl' ich solche Plage
Und der Liebe schweren Stand,
Als ohn' ihn die besten Tage
Und der Erde eitlen Tand.

Wohlan denn! So lasst uns als Jünger Christi durch Dienen herrschen über die Anfechtungen von oben, über die Sorgen von innen, über die Versuchungen von aussen. „Durch Erniedrigung zur Erhöhung", das sei von nun an unsere Losung! Dabei wollen wir bleiben, darnach leben

und daran fest uns halten, wenn die Tiefen brausen und die Wasserwogen über uns gehen.

Diese Liebe lohnet endlich,
Führt zu ihm in's Vaterhaus,
Ist zur letzten Zeit erkenntlich
Und theilt Kreuz und Kronen aus.
Ach! ach! wollte Gott, dass doch
Alle Welt dereinst sich noch
Dieses in das Herz einschriebe:
Der am Kreuz ist meine Liebe!

XXXVI. Der Gott aller Gnade, der Fels unserer Stärke.

I. Petr. 5/10. 11.

Die Adressaten unseres Briefes, die erwählten Fremdlinge hin und her wissen nun, wie sie sich den Glaubensgenossen, den Glaubensverächtern und Glaubenswächtern gegenüber zu verhalten haben. Der Apostel hat ihnen die mannigfaltigsten Rathschläge ertheilt und in eingehender Weise gezeigt, wie sich die Heiligung in den verschiedenen Verhältnissen des Lebens, bei jedem Einzelnen gestalten und entfalten solle. Mit andächtiger Aufmerksamkeit sind wir dem Apostel gefolgt und öfters hat sich unser Herz gen Himmel erhoben, um dem gütigen Gott zu danken für den gründlichen und erbaulichen Unterricht, den er uns durch sein auserwähltes Rüstzeug hat ertheilen lassen.

Neben dem Gefühl des Dankes schlich sich aber auch ein Gefühl der Angst und Furcht ein. Je mehr der Apostel von uns verlangt, desto banger wurde es uns zu Muthe. Die mannigfachen Anordnungen und Befehle erschienen uns als ebenso viele schwere Belastungen, denen wir nicht gewachsen wären, und oft entwich unserm beklommenen Herzen der Seufzer: „Ach Gott! ach Gott! dazu tauge ich nicht!"

Und siehe, der heilige Geist hat diese Seufzer nicht unbeachtet gelassen. Schon innerhalb des Briefes selbst hat er uns hie und da die göttliche Hilfe gleichsam als Rettungsanker erblicken lassen, nun aber bekräftigt er, zum Schlusse, die früheren Andeutungen und weist uns mit

Feierlichkeit auf den hin, „der für die Ermahnungen und apostolischen Befehle die Kraft und die Ausführung ist und wirkt." (Wichelhaus.)

Den kräftigen Trost dieser kurzen aber inhaltsreichen Worte werden wir aber seiner ganzen Tiefe und Höhe nach erst dann erfassen, wenn wir an der Hand unseres Textes die drei Fragen beantworten: 1. Wer hilft uns den apostolischen Ermahnungen nachzukommen? 2. Was verbürgt uns die Hilfe? 3. Wie wird uns geholfen?

Wer hilft uns? Eine Hilfe brauchen wir, wir haben es bereits zugegeben. Allein durch eigene Kraft und Weisheit erreichen wir unser Ziel nicht. Es ist zu weit, es ist zu hoch. Wir haben zwar Anläufe genug dazu gemacht, aber wir stehen immer noch am gleichen Punkte. Die Lenden sind noch immer nicht zu jeder Zeit gegürtet. Unserm Herz und Geist fehlt es noch gar zu oft an Nüchternheit. Der Wandel ist noch weit entfernt von der Heiligung, welche der uns als Ziel vorhält, der uns berufen hat und heilig ist. Wie schwer fällt es uns, Alles zu fliehen und zu meiden, was wider die Seele streitet, und wie selten bleibt die Seele keusch im Gehorsam der Wahrheit zu ungefärbter Bruderliebe! Unsere Kraft reicht nicht aus. Wir sind gar bald verloren!

Ebensowenig hilft uns die Kraft, das Vorbild unserer Nebenmenschen. Es gibt gewiss viele Christen, welche höher stehen und vollkommener sind als wir. Aber was helfen uns ihre Errungenschaften? Ja, wenn es sich nur darum handeln würde, etliche gute Lehren auswendig zu lernen oder einige schöne Gewohnheiten anzunehmen, dann würde das Vorbild genügen. Hier aber muss eine neue Creatur geschaffen, durch die Wiedergeburt ein neues Leben in uns gewirkt werden: das Vorbild reicht nicht aus. Die Erfahrung hat es schon deutlich genug bewiesen. In Jesus von Nazareth hatte die Welt wahrlich das heiligste Vorbild. Haben sich die Menschen um ihn geschaart? Gerade das Gegentheil ist geschehen. Je heller dieses Licht leuchtete, desto mehr

verschlossen sich ihre Augen; je höher seine Vollkommenheit erschien, desto grösser war die Verfolgung; je reiner seine Absicht, desto bitterer der Hass; für den Gerechtesten, den je die Erde getragen, hatte die Welt statt Anerkennung und Liebe — die Dornenkrone und das Kreuz. So ist das Menschenherz. Mehr zum Widerspruch als zur Nachfolge reizt uns sein Vorbild. Wäre Christus nicht mehr gewesen, die Welt hätte ihn schon längst wie tausend Andere vergessen.

Mit Theorien, Begriffen, Gründen, Rathschlägen und Vorbildern ist uns gar nicht geholfen. Wir brauchen eine andere, höhere Gewalt, die den Abgrund überbrücken kann, der zwischen Wollen und Vollbringen, Ideal und Wirklichkeit gähnt. Eine Kraft vom Himmel muss unsern schwachen Willen festigen, unsern Geist durchdringen bis hinab in die tiefsten Tiefen unseres Wesens. Ein neues Leben muss sich von aussen her in unsere Seele ergiessen, um mitten in der Ohnmacht und dem Verfall der alten Welt, mitten unter den Ruinen der von Sünden befleckten, von innerem Zwiespalt zerrissenen, von Zweifel gequälten, von Irrthum und Unwissenheit umnachteten Menschennatur, mit schöpferischer Kraft, ein neues Leben zu begründen und auszugestalten.

Wer wird dieses Leben in uns schaffen? Gott allein kann es thun, denn nur er ist der Allmächtige, der Schöpfer, der Herr, der, in unermesslicher Grösse Licht, Liebe und Leben ausgiessend, über seiner Schöpfung waltet, dessen heiliger ewiger Wille gebietet vom Aufgang bis zum Niedergang und durch alle Jahrtausende ihrer Dauer. Er ist es allein, der erhalten und beleben kann, was er geschaffen. Das allmächtige Wort, welches der Schöpfer sprach am ersten Tage, ist nicht verklungen; es tönt fort bis an's Ende, in sich tragend alle Dinge. Gottes Leben ist die Quelle, woraus Alles, was da ist, Leben schöpft, in jedem Momente seines Daseins. Er allein kann unsere Seele mit neuer Lebenskraft durchdringen.

Und was er kann, das will er auch, denn er ist ein Gott der Gnade. „Mit seinem Begriffe ist Alles, was Gnade heisst, unzertrennlich verbunden.“ (Steiger.) Höher als die Macht steht ihm die Gnade. Diese ist Herrin, jene ist Magd. Was die Gnade ausgedacht, muss die Macht durchführen. Das eigentliche Wesen und Geheimniss Gottes, das ist die Gnade, grenzenlos und unbegreiflich, wie die Natur Gottes selbst, weit und breit, wie Gottes Wesen, aus dem sie hervorgegangen. Unser Verstand, er misst sie nicht, unsere Gedanken fassen sie nicht, aber unser Herz versteht sie: wir fallen nieder vor dem Kreuze, beten an die Liebe, welche Gott zu dem zwingt, was der Menschenverstand in Ewigkeit nicht hätte erdenken können, und getrösten uns der frohen Zuversicht: „Er wird helfen, denn er ist der Gott der Gnade.“

Und er wird Allen helfen, denn er ist der Gott aller Gnade! „Er ist die Quelle aller Gnade und Güter“ (Gerhard); eine Fülle der Gnade, die einen unerschöpflichen Reichthum von Gnaden in sich fasst und von sich herausgibt. Darum kann er auch Allen helfen ohne Ausnahme. Seine Gnade ist so reich, so mannigfaltig, dass sie für die verschiedensten Lebensumstände aus- und hinreicht. Für den Einen hat Gott Vergebung, für den Andern Errettung, für Diesen Geduld, für Jenen Trost; für Etliche Stärkung, für Einige Erneuerung. Alle Kräfte und Werke seiner ewigen Gottheit sind eben so viele Gnaden, womit er sich seinen Kindern und Auserwählten erbietet und für Alles, was wir bedürfen, begehren, suchen, leiden, bitten, hat er eine Gnade und nicht nur „ein Stück Gnade, sondern reichlich alle Gnade auf einem Haufen“. (Luther.)

Dieser Gott aller Gnade, der ist unser Hort, der Fels unserer Stärke, unser Schutz, unsere Zuversicht.

Hoffe auf ihn, theure Seele, er wird gewisslich helfen! Fühlst du den Muth sinken, die Kräfte schwinden, wirf dich an sein Herz und sprich: „Gedenke meiner nach deiner Barmherzigkeit um deiner Güte willen.“ Wird dir

der Weg zu steil, die Hitze zu drückend, die Last zu schwer, halte dich um so fester an ihn und sprich: „Du bist mein Schutz und gnädiger Gott." Wird der Kampf zu heftig, die Zahl der Feinde zu gross, der Widerstand fast unmöglich, vertraue auf den Herrn und sprich: „Mit dir wollen wir Thaten thun, du wirst unsere Feinde untertreten." Liegt die Hand Gottes so schwer, so gewaltig auf dir, dass du nur mühsam, stossweise aufathmen kannst, wirf dein Anliegen auf den Herrn und sprich: „Führe meine Sache und erlöse mich, erquicke mich durch dein Wort." Geht der brüllende Löwe dir immer auf den Fersen nach, heulend, drohend, neue Kniffe und Schliche versuchend, um dich zu verschlingen, verzage nicht und sprich zu dem Herrn: „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn."

Also harre aus im Glauben und Beten und du wirst gewiss erhöret werden: der Gott aller Gnade wird dir helfen.

Er wird gewisslich helfen, denn — hierin liegt die sichere Bürgschaft für seine Hilfe — er hat uns berufen zu seiner ewigen Herrlichkeit in Christo Jesu. O köstliches Wort! O süsses Lebenswort! Er hat uns berufen! Also er hat uns aufgesucht, er hat uns auf die Arme genommen und in das Vaterhaus getragen! Ach ja, wir erinnern uns noch, wie lieblich die Kindeszeit war, als wir so andächtig zu der Eltern, zu der Lehrer Füssen sassen und durch ihre Ermahnungen, Lehren und Geschichten hindurch den väterlichen Ruf vernahmen: „Komm, mein Sohn, komm, meine Tochter, und gib mir dein Herz." Wir versetzen uns so gern zurück in die segensreiche Confirmationszeit, als wir zum erstenmale tiefer eingeführt wurden in das Verständniss der Heilsthaten unseres Gottes, als der Reichthum seiner Gnade sich immer mannigfaltiger uns erschloss und wir durch das Erlösungsbedürfniss der Heiden, durch die Heilshoffnungen der Israeliten, endlich durch Krippe und Kreuz unseres Herrn die frohe Botschaft hin-

durchklingen hörten: „Geöffnet sind die Pforten, ihr Kinder kommt herein.” O, die herzerhebenden Stunden, die wir auch hier in der Kirche zugebracht, wenn zur seligen Weihnachtszeit, in den ernsten Passionswochen, am glorreichen Ostertage von Bethlehem, von Golgatha, vom Oelberge herüber die Triumphworte ertönten:

Jauchzet ihr Himmel, frohlocket ihr Enden der Erden:
Gott und der Sünder, sie sollen zu Freunden nun werden.

Wahrlich, es war eine schöne Zeit, als uns Gott zum erstenmale gerufen! O, dass sie niemals vergangen wäre! Aber — ach! — es kam auch für uns die Nacht, eine lange, bange Nacht, wo die Gnadensonne vor dem Glanze der Welt verblich, sogar unterging. Der Fürst der Finsternisse hatte seine Netze nach uns geworfen und wir Feiglinge, liessen uns gefangen nehmen. Die Einen beteten das Gold an, die Anderen die Koryphäen der Welt; Diese huldigten der öffentlichen Meinung, Jene dienten der Selbstsucht. Hier war das sündhafte Ich der unersättliche Moloch, dem mit einer Art Wollust Charakter und Gewissen, Lauterkeit und Rechtschaffenheit geopfert wurden. Dort wurde die Gewinn-, Genuss-, Ehr- und Ruhmsucht der Abgrund, in welchen Gerechtigkeit und Wahrheit, Gott und Ewigkeit hinuntergestürzt und mit Hohn und Spott überschüttet wurden. Toll war unser Rennen und Jagen, unser Dichten und Trachten, wahnsinnig unser Reden und Thun, und dennoch gingen wir einige Zeit umher, stolz und selbstbewusst, wie Heroen der Menschheit. O, die trübe, dunkle Nacht! Und wie ängstlich wurde es uns zu Muthe, als wir endlich das Verderben ahnten, das unserer harrete! Den lieben Gott haben wir verworfen — wer, wer wird uns nun helfen, erlösen, erretten? So gingen wir Tage lang umher, so brüteten wir Nächte lang dahin, ohne Trost, ohne Frieden, ohne Hoffnung. Doch siehe! Als wir wieder einmal — weisst du noch wann? weisst du noch wo? — als wir wieder einmal so unzufrieden, so missmuthig, so leer, so freuden- und

aussichtslos dasassen, ertönte plötzlich ein liebliches Glockengeläute. Es kam aus weiter Ferne, klang zu uns herüber wie die Stimme eines alten, längst vermissten Freundes, rückte immer näher heran, bis wir endlich die herzandringenden, erlösenden Worte hindurchklingen hörten:

> Kehre wieder, irre Seele!
> Deines Gottes treues Herz
> Beut Vergebung deinem Fehle,
> Balsam für den Sündenschmerz.

Ach! da war es uns wie den Jüngern zu Muth, als sie Jesus nach der Auferstehung mit den Worten begrüsste: „Friede sei mit euch!" Die Nacht war vorüber, die Ostersonne war aufgegangen und wir machten uns unversäumt auf und kehrten wieder aus der Weltzerstreuung in die Einsamkeit, zum himmlischen Vater, zum erbarmungsreichen Erlöser zurück!

So war uns Gott ein zweitesmal nachgegangen. So hat er aus Gnaden zu rufen fortgefahren!

Und wozu hat er uns berufen? Etwa zu einem gewissen Masse von Sittlichkeit und Rechtschaffenheit, von Gerechtigkeit und Lauterkeit? Nein: diese Güter kann der Mensch aus eigenen Kräften erlangen, eine Berufung Gottes ist dazu nicht nöthig. Oder zu einer reichen Fülle von göttlichem Troste und himmlischem Frieden inmitten der Versuchung dieser argen Welt? Der Gott aller Gnade erfreut uns zwar mit diesen Gütern auch, aber er hat noch andere Gnaden für uns in Bereitschaft, Gnaden, die unser ganzes Leben, die heiteren wie die trüben Tage, gleichmässig erleuchten, verklären, erhöhen können. Also beruft er uns zu den köstlichen Vorrechten der Gotteskindschaft? Allerdings, aber zu einer Kindschaft, die durch keine Gewalt, keinen Tod, keine Gegenwart, keine Zukunft aufgehoben werden kann: er beruft uns zur ewigen Herrlichkeit in Christo Jesu. Das Ziel, welches er uns vorhält, werden wir erst in der Ewigkeit erreichen, wenn wir dort sein

werden, wo Christus ist, und die Herrlichkeit sehen werden, die Gott seinem Sohne gegeben. Er reisst uns hier aus den Armen der Sünde, damit wir einst droben mit Jesu Christo herrschen. Er ruft uns hier auf Erden in seine Gemeinschaft, damit wir droben die Krone des Lebens erlangen. Er bekleidet uns hier mit dem Gewande der Gerechtigkeit, damit wir einst vor seinem Throne im hochzeitlichen Schmucke erscheinen. Er nimmt uns hier als Kinder auf, damit wir als Miterben Jesu Christi in sein ewiges Reich einziehen.

Dazu beruft er uns und so gewährt uns nicht blos die Berufung, sondern auch das Ziel der Berufung eine sichere Bürgschaft für seine Hilfe.

Denkt nur ein wenig darüber nach! Sollte dieser Gott, der uns so gnädig aufsucht und so reichlich bedenkt, nach erfolgtem Rufe, uns der eigenen Schwachheit und Wankelmüthigkeit überlassen? Sollte er, der Gott aller Gnade, es über's Herz bringen, nunmehr die Hand von uns zurückzuziehen und uns hilflos den bevorstehenden Versuchungen preisgeben? Sollte er sich damit begnügen, das Verlangen nach seiner Herrlichkeit in uns zu erwecken, ohne dafür zu sorgen, dass es auch wirklich befriedigt werde? Sollte er — der doch weiss, was für ein Gemächte wir sind — rufen bis wir gehört und schweigen nachdem wir gefolgt? Das hiesse doch mit der einen Hand nehmen, was er mit der andern gegeben, die Kinder necken, zum Besten halten. Eine solche Grausamkeit trauen wir unserm Gott, dem Gott aller Gnade, nicht zu. Wie er die Welt regiert, die er geschaffen, so behütet er auch diejenigen, die er neugeschaffen, berufen hat. „Was er sich vorgenommen und was er haben will, das muss doch endlich kommen zu seinem Zweck und Ziel" — das gilt von der Erlösung sowohl als von der Schöpfung. Der Anfänger wird auch der Vollender. Die Gottesthat der Berufung verbürgt uns die Gottesthaten der endlichen Erlösung. Die Berufung ist uns ein Unterpfand für unsere glorreiche Ueberwindung. Er hilft!

„Es drückt Einen das freilich nieder in den Staub, aber man kriegt zu gleicher Zeit Respect vor sich selbst und wittert Morgenluft — und man kann den Mittler zwischen Gott und den Menschen nicht genug ansehen und lieben und möchte ihn für Andere mitlieben, die es nicht besser wissen." (M. Claudius.)

Weg denn mit allen Sorgen und Aengsten, Zweifeln und Befürchtungen! Nichts darf uns scheiden von der Liebe Gottes, die in Christo ist, unserm Herrn. Nichts darf uns, so wir treu bleiben, das Ziel der ewigen Herrlichkeit verrücken. Der uns berufen, wird uns auch aushelfen. „Hoffet auf ihn allezeit, lieben Leute, schüttet euer Herz vor ihm aus: Gott ist unsere Zuversicht." (Ps. 62/9). Ja, denkt ihr, wir fühlten uns so ruhig, so glücklich in dieser Zuversicht, wenn nur die Leiden, die schweren, drückenden Leiden nicht wären. Wird uns denn Gott gar nicht damit verschonen? Nein. Er kann nicht. Der Weg zum Himmelreich führt einmal durch Trübsale hindurch. Alle, die gottselig leben wollen in Jesu Christo, müssen Verfolgung leiden, und seid ihr ohne Züchtigung, so seid ihr Bastarde und keine Kinder. Die Ehrenkrone wird nur dem zu Theil, der die Dornenkrone getragen.

Aber warum erschrecket ihr denn also vor diesen Leiden? Seht doch, wie kurz sie sind im Vergleiche zu der ewigen Herrlichkeit. Wenn du früh morgens viele Arbeit vor dir siehst, dann freuest du dich schon im Voraus des Feierabends, welcher Erholung und Erquickung bringen wird. Wenn du, um nach Hause zu kommen, einen langen Weg zurücklegen musst, so stärkt, so erquickt dich unterwegs die freudige Zuversicht, bald daheim zu sein. Warum denkt ihr denn gar so wenig, inmitten eurer Leiden, an die ewige Herrlichkeit, die dort eurer harret? Warum getröstet ihr euch nicht öfter dieser Heimat der Seele? Warum ruhen eure Augen so selten auf den Schätzen und Gütern des ewigen Lebens? O lasst es euch doch gesagt sein: die Leiden sind kurz, die Herrlichkeit ist ewig. Und wenn

die Leidenszeit zehn, zwanzig Jahre dauern würde, was wäre dies im Vergleich zur Ewigkeit? Die Leiden gehen vorüber und dann spannt uns der Liebe Gott aus und versetzt uns aus der Anfechtung und allen Stürmen in die ewige Ruhe. Wie wohl, wie unaussprechlich wohl wird sie dem armen, müden Herzen thun! O blicket doch zu dieser ewigen Herrlichkeit hinauf, wenn das Auge weint. Die Thränen freilich erwirken das Heil nicht. Der Glaube allein kann es erlangen, aber so er treu und fest bleibt, wird er es sicher erlangen, denn derselbige Gott — o theures Wort! — derselbige, der für dich sorgte, ehe du ihn kanntest, der dich erwählte, ehe du ihn gesucht, der dich berufen, ehe du an ihn dachtest, derselbige Gott aller Gnade wird euch dazu verhelfen. Mit seiner göttlichen Macht wird er uns beistehen, und wie vollkommen er uns beistehen wird, das kann der Apostel nicht feierlich genug betonen, nicht nachdrucksvoll genug hervorheben: er wird uns nämlich vollbereiten, stärken, kräftigen, gründen! So wird er uns helfen!

Er wird uns vollbereiten! Wie ungeschickt, wie unerfahren wir auch seien, die geistlichen Sachen zu führen, die selige Waffenkunst zu üben, nur getrost und frisch voran! Er wird uns fertig herstellen, dass wir werden, was wir sein sollen, dass „kein Mangel bei uns übrig bleibe" (Bengel) und wir das ewige Ziel erreichen. Und fühlen wir uns verlassen von aussen und nicht gefördert von innen, bemeistert sich unseres Herzens eine Schwachheit und Muthlosigkeit, dass wir in Trägheit hinsinken und den Kampf aufgeben möchten, so hilft er wieder auf; er wird uns stärken, befestigen, dass wir nicht wanken, dass wir fest im Glauben den Versuchungen widerstehen und vorwärts gelangen auf dem Wege zur himmlischen Heimat. Und vermehren sich die Schwierigkeiten, wächst die Zahl der Feinde, steigt die Wuth der Widersacher, sind wir rechts und links von Gegnern umringt, bedroht, Einer gegen Hunderte, wir werfen unser Vertrauen

doch nicht weg; er wird uns kräftigen, dass wir am inwendigen Menschen zunehmen, eine herrliche Gestalt gewinnen in Christo Jesu und im Vorgeschmack der ewigen Herrlichkeit unsere Kräfte sich verdoppeln, sich verzehnfachen. Und fühlen wir nach langen, bangen Kämpfen den jugendlich frohen Muth, das freudige Hoffnungsgefühl schwinden, wird das Glaubensleben lau und flau, kraft- und saftlos, so fliehen wir wieder hin zum Gott aller Gnade: er wird uns gründen uns als die lebendigen Steine seines geistlichen Hauses auf den köstlichen Eckstein gründen, von Tag zu Tag immer mehr eingründen in den Grund, worauf wir einmal erbaut sind, dass wir fest und unbeweglich erfunden werden, als rechte Petrusleute, als Felsen in Christo, der unser Fels ist.

So wachsen wir in unsern Herrn und Heiland hinein. Und kommt endlich die Todesstunde, da findet man sich wunderbar gegründet in dem Herrn Jesu und seinem Verdienst. Der Streiter wankt nicht, er bleibt fest. Schallend fallen die Schläge auf die Rüstung, die Funken sprühen von den Schwertern, wir aber widerstehen unbeweglich im Glauben und empfinden Kraft genug, streitend das Leben auszuhauchen und siegreich einzugehen in die ewige Herrlichkeit.

Also wird der Lauf beschlossen unter Vollbereiten, Stärken, Kräftigen und Gründen. Das stille Märtyrium ist nun beendigt, das kurze Leid ist vorüber und es beginnt — o Wonne! — die ewige Herrlichkeit. Demüthig beugt sich unser Herz vor Gott im Gefühl seiner Verdienstlosigkeit, dankbar rühmen wir die grossen Thaten des Herrn und endlich, endlich machen wir den Schluss hienieden und den Anfang dort, indem wir demselbigen Herrn, dem Gott aller Gnade, der uns berufen und vollbereitet hat, entgegensingen: „Dir sei Ehre und Macht von Ewigkeit zu Ewigkeit!"

Ja, ihm sei die Ehre!

> **Weicht ihr Berge, fallt ihr Hügel!**
> **Gottes Gnade weicht mir nicht.**

wenn wir 1. in der Liebe gewirkt haben, 2. auf die Liebe der Brüder hinweisen und 3. zur gegenseitigen Liebe ermahnen.

Wenn wir in der Liebe gewirkt haben! Dieses Zeugniss darf sich der Apostel getrost und ohne welche Selbstüberhebung ausstellen. Sein ganzer Brief ist vom Geiste der Liebe durchweht und jedes Wort in demselben ist ein Zeugniss der apostolischen Liebe zu den erwählten Fremdlingen gewesen. Ja, die Liebe allein hatte ihn bestimmt, an sie zu schreiben, sie zu „ermahnen", zu trösten, zu ermuntern, zu erquicken. Mit dem Lobpreise Gottes hat er die Ermahnung eingeleitet, in dem Lobpreise Gottes liess er sie ausklingen. Alles was er geschrieben diente der Ermahnung, Alles was er gelehrt, wurde durch dieselbe veranlasst. Er verwies die Fremdlinge auf die Heiligkeit Gottes, der sie berufen, auf den kostbaren Blutpreis, um welchen der vorweltlich verordnete, endzeitlich geoffenbarte Christus sie aus dem heidnischen Nichtigkeitswandel erlöset hatte und ermahnte sie: führet euren Wandel mit Furcht und wisset, dass ihr nicht mit Silber oder Gold, sondern mit dem theuren Blute Christi, als eines unschuldigen und unbefleckten Lammes, erlöset seid. Er führte sie ein in den Kreis ihrer christlichen Mitbrüder, erinnerte sie an die Wiedergeburt aus dem unvergänglichen Samen des lebendigen, in Ewigkeit bleibenden Wortes und ermahnte sie: lasset euch erbauen als lebendige Steine zu einem geistlichen Hause, zu einem heiligen Priesterthum, um Opfer zu bringen, die Gott angenehm seien, durch Jesum Christum. Er gedachte der feindseligen Haltung der Welt, der Verleumdungen der Heiden, der Versuchungen des Argen und ermahnte sie als Bürger, als Knechte, als Gatten, als Jünger Christi insgemein, die fleischlichen Lüste, welche wider die Seele streiten, zu fliehen und sich in der Gerechtigkeit, im Gehorsam, in der Demuth, in der Liebe also zu üben, dass die Heiden einst, am Tage der Heimsuchung, Gott preisen mögen ob dem, darüber sie gelästert hatten. Er begleitete

sie hinein in die Gemeinde und verwies die Hirten auf die Heerde, die Jungen auf die Alten, Alle zusammen auf Gott, der den Hoffärtigen widersteht mit der Ermahnung, in der Demuth zu beharren und den Teufel mit aller Macht, nüchtern und wachsam, zu bekämpfen. So hat er sie ermahnt, so hat er sie gebeten, ihr Leben mit Früchten des Glaubens zu zieren, ihr Bekenntniss durch die That und Wahrheit zu bekräftigen.

Doch nicht genug an dem. Er wusste, dass die Fremdlinge unsicher geworden, ob das, worin sie zu stehen gekommen sind, in Wahrheit Gnade von Gott ist. Sie konnten nämlich den Besitz der wahren Gnade mit der Leidensanfechtung, die sie getroffen, nicht zusammenreimen. Die Bedrängniss, welche sie um ihres Christenstandes willen erleiden mussten, hatte ihre freudige Gewissheit etwas wankend gemacht. Siedend heisse Klagen waren über ihre Lippen gekommen, brennend heisse Thränen über ihre Wangen, und oft hatten sie gefürchtet dass das Leben, der Schmelztiegel, vernichtet und verzehrt werden müsste. Ja, es wurde je länger, je heisser. War das Feuer von sechs Trübsalen erloschen, so brannte das siebente wieder. Und zuweilen brannten sieben Trübsalsfeuer auf einmal. Das hatte sie irre gemacht. Darum begnügt sich auch der Apostel nicht mit der Ermahnung: er will sie zugleich stärken, befestigen, begründen. Die Ermahnungen begleitet er daher mit Bezeugungen: er bezeugt, dass das wirklich die wahrhaftige Gnade ist, darin sie zu stehen gekommen sind, dass sie sich, allen Leiden der Gegenwart zu Trotz, dennoch im Besitze der Gnade Gottes befinden.

Er erinnert sie daran, dass es in dieser argen Welt nur eine Wahl gibt: entweder um der Wohlthat oder um der Uebelthat willen zu leiden. Das letztere ist eine Schmach, das erstere ist Gnade bei Gott. Als Sünder leiden die Weltkinder, als Gerechte leiden die Jünger Jesu Christi. Hat Christus für unsere Sünden gelitten, er, der Gerechte, für die Ungerechten, so widerfährt uns wahrlich nichts Selt-

sames, wenn auch wir, seine Jünger, von Leiden nicht verschont bleiben. Darum darf uns auch die Trübsalshitze nicht befremden: vielmehr sollten wir uns darüber freuen und selig sein, um Christi willen geschmähet zu werden. Je mehr Schmach bei der Welt, desto mehr Ehre bei Gott. Der Geist der Herrlichkeit wird eben auf uns ruhen, der Gott aller Gnade wird uns vollbereiten, stärken, kräftigen, gründen und, ist die kurze Leidenszeit vorüber, dann werden wir, nach wohlbestandener Prüfung, zur Zeit der Offenbarung der Herrlichkeit Jesu Christi, Freude und Wonne haben, das Ende unseres Glaubens, der Seelen Seligkeit davonbringen und uns freuen mit unaussprechlicher Freude. — So tröstet sie der Apostel. So bezeugt er ihnen, dass die Leiden keine Züchtigungen sind eines zürnenden Gottes.

Was der Prophet Hosea im Namen des Herrn gesprochen: „ich liess sie in Seilen der Liebe gehen" (11/4), das wiederholt der Apostel hier zum Troste der Fremdlinge. „Sie meinten öde Wüstenwege zu gehen und sie gingen doch auf Gottes Wegen. Sie meinten, Gott habe sie verlassen, und sie waren doch an Gott gebunden. Ihr Fuss kann nicht weiter von Gott kommen, als die Länge des Liebesseiles es gestattet. Sie können nicht tiefer in die Fluthen der Trübsale hinein kommen, als die Länge des göttlichen Liebesseiles es zulässt. Und dieses Liebesseil hat Gott seinen Kindern nicht blos an die Füsse, sondern auch an die Hand gebunden. Seine Liebe lehrt die Hände falten. Die gefalteten Hände sind die von dem Liebesseile gebundenen Hände. Das Liebesseil bindet und macht doch recht frei. Ja, dieses Liebesseil ist auch an das Herz der Kinder Gottes gebunden. Darum gehören Gott und seine Kinder zusammen, wie Glieder und Haupt. An der Liebe, die er ihnen in Christo erweist, fühlen sie das Schlagen seines Herzens und ihr Herz schlägt ihm wieder entgegen. Das Liebesseil schlingt sich so fest um die zerbrochenen Herzen, dass der Bruch, die Wunde nicht zu sehen ist, denn es heilt beides aus." (Nach A. Caspers' Diaspora-Gedanken.)

Das hat der Apostel seinen Lesern an's Herz gelegt. Neues theilt er ihnen nicht mit. Sein Streben geht keineswegs dahin, interessant, pikant, unterhaltend zu sein. Er weiss, dass das Wort uns nicht dazu gegeben wurde, dass wir überraschen und erstaunen, sondern dass wir erbauen, belehren, stärken, befestigen. Menschliche Eitelkeit, pfäffische Aufgeblasenheit oder geistige Koketterie haben mit dem evangelischen Lehramte nichts gemein. Was ihm zur Zierde gereicht, das ist echte Demuth, christliche Nüchternheit, evangelische Besonnenheit und zugleich ungefärbte, aufrichtige, reine Bruderliebe.

Dass der Apostel auch mit dieser Frucht einer im Gehorsam der Wahrheit keusch gewordenen Seele geschmückt war, haben wir im Laufe unserer Betrachtungen öfters zu bestätigen gehabt. Wie gern ist er bereit, ihren Glauben, ihre Wiedergeburt, ihre Kindschaft, ihr Königthum anzuerkennen! Wie ängstlich ist er dafür besorgt, dass sie sich nicht unnützerweise grämen und härmen! Wie zärtlich ist er darauf bedacht, dass sie gute Tage sehen! Wie sehr ist es ihm daran gelegen, die Verwandtschaft zwischen ihnen und Christus zur Stärkung des Glaubens, zur Belebung der Zuversicht nachzuweisen! Wie liebevoll schützt er die Heerde vor jeden Uebergriffen der Hirten! Wie freundlich weist er die Hirten selbst auf die unverwelkliche Krone, die sie einst empfangen werden! Wie herzlich klingt die Ermahnung: Alle eure Sorge werfet auf ihn! Alles, Alles athmet Liebe, strahlet Liebe aus. Hier spricht er sie an als „liebe Brüder", dort nennt er sie kurzweg „ihr Lieben" und die Aeltesten ermahnt er, in echt collegialischer Weise, als „Mitältester". Wie ein Vater zu seinen Kindern, wie ein Freund zu seinen Freunden, so spricht er zu den Fremdlingen. Selbst aus den wenigen Schlussworten strömt uns ein warmer Liebeshauch entgegen. Ich habe euch — bemerkt er — ein wenig geschrieben. Wenig erschienen seiner apostolischen Liebe diese fünf Capitel von der Fülle der Erlösung und von der freigebigen Liebe seines Herzens.

Hätte er mündlich mit ihnen verkehren können, er hätte wohl auch — glaubt Besser mit Recht — „das Wort verzogen bis Mitternacht". Apg. 20/7. So viel hat er auf dem Herzen, in dem Herzen für sie, die armen Bedrängten.

Weil er selbst aber nicht kommen kann, so sorgt er um so mehr für einen guten Ersatz. Er lässt den Brief durch „Silvanus" oder Silas übermitteln und bezeugt auch hiedurch in rührender Weise seine aufrichtige Liebe. Silvanus war eben frühzeitig schon mit einem Theile der Leser bekannt geworden. Er war an der Sammlung der ersten Christengemeinden des in der Ueberschrift verzeichneten kleinasiatischen Gebietes mitbetheiligt gewesen. Der Apostel setzt also voraus, dass gerade dieser Jünger ihnen besonders willkommen sein wird: darum sendet er ihn. Aus Liebe hat er den Brief geschrieben, aus Liebe lässt er ihn durch Silas übermitteln. Er, der — nach des Apostels Erachten — „treue", verlässige „Bruder", er wird es nicht daran fehlen lassen, den Brief überall zu verbreiten, dass er gelesen, berücksichtigt werde. Er, der vormalige Berufsgefährte des Paulus, der nunmehrige Beauftragte des Petrus, der lebendige Zeuge der Gemeinschaft zwischen den beiden Aposteln, wird mündlich bekräftigen, was Jener gepredigt und Dieser geschrieben, und auch dadurch das Seine dazu beitragen, dass sie des Besitzes der göttlichen Gnade gewisser werden. Welch aufrichtige Liebe, die auch aus diesen scheinbar unbedeutenden Vorkehrungen uns entgegen leuchtet!

Wenn du dich dermaleinst bekehrest, hat Jesus dem Apostel befohlen, so stärke deine Brüder. Er ist diesem Befehle mit herzlicher Bereitwilligkeit nachgekommen: er hat sie gestärkt durch seine Ermahnungen und Zeugnisse. Nun darf er Abschied nehmen. Seine Pflicht hat er an ihnen erfüllt. Die Fremdlinge sind versorgt. Es ist Alles in Ordnung.

Solch einen Abschied möchte ich mir wünschen. Früher oder später werden auch wir uns trennen müssen. Wird der

Tod mich hier ereilen, so möchte ich mir diese Worte als Leichentext erbeten haben. Sollte ich früher von euch scheiden, so werde ich die gleichen Worte meiner Abschiedspredigt zu Grunde legen. Und dass ihr mir dieses nachreden und ich dasselbe von mir rühmen könne, wolle Gott mir auch ferner die Kraft geben, in Wort und That nichts Anderes zu erstreben, als euch zu ermahnen, als euch zu bezeugen die eine Gnade Gottes, die uns in Jesu Christo unserem Heilande erschienen ist.

Und ihr Christen, sorgt ihr dafür, dass ihr einst wie der Apostel Abschied nehmen könnet?

Ihr Lehrer, denkt ihr auch während eurer Wirksamkeit an die Abschiedsstunde? Sie kömmt so oft für euch. Wie viele Schüler und Schülerinnen, die euch jahrein jahraus verlassen! Was denken sie dann von euch in dieser Abschiedsstunde? Wie beurtheilt ihr dann eure Thätigkeit an ihnen? O Lehrer, wirket also, dass ihr und die Schüler zusammen bezeugen könnet: „wir haben gegeben, wir haben erhalten Ermahnungen und Zeugnisse von der Gnade Gottes in Jesu Christo."

Ihr Gelehrte, Schriftsteller, Professoren, Säulen der Wissenschaft, Pionniere der Aufklärung, ihr habt schon viel geschrieben und werdet noch viel mehr schreiben. Als Theologen und Pfarrer braucht ihr nicht zu zeugen: es ist nicht euer Beruf. Aber habt ihr euch schon gefragt, welch' ein Zeugniss ihr euch am Ende eurer Thätigkeit werdet ausstellen dürfen, mit welchen Gedanken ihr euch einst von euren Mitarbeitern, Verehrern oder Schülern werdet verabschieden können? O wirket also, dass ihr in aller Demuth bezeugen könnet: „Ich habe nach Kraft und Beruf für die Wahrheit gewirkt, der Wahrheit gedient."

Ihr Eltern, habt ihr euch schon diese Abschiedsstunde vergegenwärtigt? Vater, hast du dich schon gefragt, welch ein Beispiel du deinen Söhnen hinterlassen wirst? Mutter, hast du schon darüber nachgedacht, welche Gedanken und Gefühle, welche Urtheile und Empfindungen dein Leben und

Wirken in den Herzen deiner Töchter erwecken wird? Welche Spuren wird euer Durchgang zurücklassen? — Denn spurlos geht Niemand hier vorüber. O wirket also, dass ihr noch auf dem Sterbebette Kindern und Kindeskindern zurufen könnet: „Wir haben ermahnet in der Kraft Gottes und gezeugt von der Gnade Christi!"

Ihr Streiter des Herrn, Soldaten Christi, Zeugen des Heilands, Bekenner seines Evangeliums, ihr ermahnt und bezeugt. Aber wie ermahnt, wie bezeugt ihr? Habt ihr jede Bosheit, jede Bitterkeit, jede Selbstsucht und Eifersucht abgelegt? Merkt man es euren Ermahnungen und Zeugnissen an, dass ihr geschmecket habt, wie freundlich der Herr ist? Und wenn ihr Abschied nehmet, sei's für wo immer, freut ihr euch, den Hinterbliebenen einen Silas, einen würdigen Ersatz zurücklassen zu dürfen? Empfehlet ihr euren Nachfolger, euren Stellvertreter als treuen Bruder an? O denket an die Worte unseres Textes! Denket an die Stunde der Trennung!

Und du, Jüngling, du, junges Mädchen! Auch ihr müsst an's Abschiednehmen denken. Ihr könnt und dürft zwar weder ermahnen noch zeugen. Aber die Ermahnungen befolgen, die Zeugnisse beachten — dazu seid ihr berufen. Thut ihr's? Thut ihr's gerne? O dass Eltern und Lehrer euch beim Abschiednehmen nachrühmen könnten: „Sie haben die Ermahnungen befolgt, die Zeugnisse von der Gnade gerne gehört!"

Ach! dass wir Alle so wandeln und wirken möchten, dass das Zeugniss der Gnade durch Wort und That hindurchtönte und der letzte Ton mit den früheren Tönen zusammen eine volle, reine Harmonie bildete. Dann wird unser Abschied Christo zu Ehren und uns zum Heile gereichen.

Wer aber also gewirkt, wird beim Abschiednehmen nicht von sich allein sprechen, sondern auch der Anderen freundlich gedenken und die Hinterbliebenen auf ihre Liebe verweisen. So verabschiedet sich der Apostel. Darum bestellt er die hier erwähnten Grüsse. Der Gruss

ist ja ein Ausdruck der Liebe, ein Zeugniss der bestehenden Herzens- und Lebensgemeinschaft, eine Segnung, eine Fürbitte. Wie sehr erfreut und erquickt uns der Gruss von Freunden und Gesinnungsgenossen! Wir stehen also nicht allein auf Erden! Wir sind nicht verlassen, nicht vergessen hienieden! Die Brüder denken an uns. Die Freunde leben mit uns im Geiste vereint. Unsere Kämpfe sind ihnen bekannt. Unsere Sorgen sind ihnen nicht verborgen. Ein inniges, wenn auch unsichtbares Band vereinigt unsere Herzen. Wir sind Genossen eines Bundes, Glieder einer Kette. Und ist auch der Verkehr kein reger, der Gedankenaustausch kein anhaltender, die Gemeinschaft ist darum nicht gelöst. Der Gruss erneuert, belebt dieselbe. Und dieser Gruss ist zugleich unter Christen ein Gebet, eine Fürbitte. „Grüsset die Brüder," heisst so viel als: „versichert dieselben, dass wir ihrer vor Gott gedenken, dass wir für sie beten, dass wir die Gnade, die Hilfe Gottes über sie erflehen". Wer uns grüssen lässt, den begrüssen wir wieder als Mitstreiter, als Mithelfer. So viele Grüsse uns bestellt werden, so viele Gehilfen treten uns zur Seite. Wir werden umgeben von einer Wolke von Zeugen und wir fühlen uns gehoben, getragen, gestärkt. Sind aber die Christen, die uns grüssen lassen, Kreuzträger gleich uns, haben sie dieselben Leiden zu erdulden, dieselbe Trübsalshitze zu ertragen, dann erhält der Gruss noch eine besondere Bedeutung. Er erinnert uns daran, dass uns nichts Seltsames widerfährt, dass wir in gliedlicher Gemeinschaft mit der ganzen leidenden und streitenden Kirche stehen, dass wir uns des Leidens nicht zu schämen haben, weil es ein Leiden ist unter dem Kreuze.

Der christliche Gruss ist wahrhaftig ein Zeugniss der Herzens- und Lebensgemeinschaft in dem Erlöser, eine Fürbitte, eine Segnung. Darum bestellt der Apostel die Grüsse und zu allererst die Grüsse von der „miterwählten Gemeinde zu Rom." Ach! die Christen in Rom hatten auch von der gottfeindlichen Macht der Welt gar Vieles zu

leiden. Wenn auch nicht nach allen Seiten hin zerstreut, so sind sie doch nicht daheim, zu Hause. Als Fremdlinge, als Pilgrime leben auch sie in der Verbannung, in Babylon. Was die „Diaspora" für jene, das war für diese die grosse, mächtige Weltstadt. Trotzdem verzagen sie nicht. Vielmehr kämpfen sie muthig fort, und mitten im Kampfe gedenken sie noch der Brüder in der Fremde und lassen sie grüssen. Ihre Hände erheben sie zum Gebete für sie; ihre Herzen sind besorgt aus Liebe um sie. Ach, wie mögen die erwählten Fremdlinge dadurch gestärkt worden sein!

Und nicht blos die Gemeinde, auch „Marcus" grüsst sie, Marcus, den der Apostel seinen „Sohn" nennt, weil er „ihn gezeugt hat durch sein Evangelium". Er ist dem Apostel im Dienste der Gemeinde zu Rom behilflich, er steht ihm auch bei in seinem Dienste an den Fremdlingen. Und dieser Gruss ist nicht blos eine Bitte, den Brief Petri mit kindlicher Ehrfurcht anzunehmen, er ist zugleich eine neue Bestätigung dafür, dass sie wirklich in der wahrhaftigen Gnade Gottes stehen, auch eine kräftige Aufforderung an die Fremdlinge, ob dieser Fremdlingschaft nicht zu murren. Marcus hatte einst in Cypern den Apostel Paulus verlassen, um nach Jerusalem zurück zu reisen. Vielleicht hatte das Heimweh, der Drang nach dem väterlichen Herde ihn zurückgetrieben. Aber siehe, die irdische Heimat musste er doch wieder verlassen. Nun wirkt er in der Fremde, in Rom, in Babylon. Was er damals noch nicht gewusst, was aber Silas bereits erkannt hatte, ist ihm erst später klar geworden, dass wir nämlich Alles dransetzen sollen, um die Tugenden dess zu verkündigen, der uns von der Finsterniss zu seinem wunderbaren Lichte berufen hat. Welch eine Fülle von Lehren, von Ermahnungen strömt aus diesem Grusse des Marcus hervor!

Von solcher Liebe sind also die Fremdlinge umringt. Der Apostel nimmt Abschied von ihnen, aber er hinterlässt ihnen mit seinem Worte die Fürbitte, die Segnungen einer Gemeinde, eines Marcus. Sie sind nicht allein. Sie

werden auf fürbittenden Herzen getragen. Sie stehen in der Gemeinschaft nicht nur der Leiden und des Kampfes, sondern auch der Gebete und des Sieges mit vielen, vielen Gläubigen. Daran erinnern sie diese Grüsse, darum bestellt sie der Apostel mit freudiger Bereitwilligkeit.

Auf die Liebe der Brüder hinweisen, das gehört also zu dem rechten Abschiednehmen! Ach, dass man es doch weniger vergessen möchte! Wie viele Christen in der Kirche, in der Schule, in dem Hause, die sich einbilden, das Evangelium, die Erziehung, die Ordnung sei mit ihnen gekommen und werde mit ihnen auch weggehen! Statt dann die feierliche Abschiedsstunde, die gehobene Stimmung dazu zu benützen, um mit besonderem Nachdrucke einerseits auf die Gnade Gottes, andererseits auf die Liebe der Brüder hinzuweisen, kramen sie alle ihre Verdienste und Leistungen, Arbeiten und Bemühungen aus, schweigen von der Liebe, von der Fürbitte der Hinterbliebenen oder klagen sie in selbstgerechter Weise an, um ja den Abschied recht schwer und den Verlust recht fühlbar zu machen. Sie glauben dadurch ihren Werth zu erhöhen, vergessen jedoch, die eitlen Pharisäer, dass sie sich damit das schmählichste Armuthszeugniss ausstellen. Wer in der Abschiedsstunde die Liebe der Brüder vergisst, ist während der Arbeitszeit ausser der Gnade Gottes gestanden. Diese Liebe zu würdigen, müssen eben Herz und Seele zuerst erleuchtet und gereinigt worden sein von der Gnade Gottes in Christo Jesu.

Wo dies aber geschehen, wird man zuletzt auch zur gegenseitigen Liebe ermahnen. „Habt unter einander eine brünstige Liebe" — hatte der Apostel schon früher gemahnt. „Grüsst euch untereinander mit dem Kusse der Liebe" — mahnt er jetzt beim Abschiednehmen. Er trennt sich nun von ihnen: es wird wohl einige Zeit vergehen, bevor er ihnen wieder schreiben wird, aber die Liebe soll bei ihnen bleiben. Oder wäre es ihm mit seinen Ermahnungen so wenig Ernst gewesen, dass er eine neue Ermahnung zur Liebe, zur Eintracht für überflüssig halten könnte?

Oder sollte die Stunde der Trennung etwa der Anfang sein einer tieferen Verbitterung, einer grösseren Entzweiung? Nein, nein. Er weiss wie sehr die Spaltungen in Gemeinde und Kirche des Satans Herz erfreuen, darum warnt er nochmals vor Zwietracht und Uneinigkeit. Er weiss, dass die Gnade Gottes nur auf dem Boden gedeihen kann, den die Liebe bebaut, darum bittet er nochmals um gegenseitige Liebe. Den Ton, den er am Anfang angeschlagen, lässt er am Ende erst ausklingen. In seinem Abschiednehmen spiegelt sich seine ganze Thätigkeit ab. Sein Zeugniss der Gnade soll mit dem Siegel der Liebe beglaubigt werden.

O, dass doch jeder Christ dem Apostel auch hierin ähnlich werden möchte! O, dass sich Gnade und Liebe in unseren Zeugnissen immer begegnen würden! Von einem Christen dürfte man eigentlich nichts Anderes erwarten, und doch, wie oft wird die Liebe mit Füssen getreten von denen, welche sich der Gnade zu getrösten vorgeben! Wie oft wird gerade in der Abschiedsstunde die Liebe am allermeisten von denen verletzt, welche sich rühmen, Posaunen der Gnade gewesen zu sein! Es wäre ein Leichtes, diesen Mangel an Liebe durch die zahlreichsten und mannigfaltigsten Beispiele aus dem Leben der Kirche, der Schule, des Hauses, des eigenen Herzens zu illustriren, aber wir gehen lieber an diesen düsteren Bildern vorüber und wollen uns mit der einfachen Bemerkung begnügen: „Wer eine Posaune der Gnade gewesen, lässt seinen letzten Abschiedsgruss in den Worten ausklingen: grüsset euch untereinander mit dem Kuss der Liebe."

So lässt sich nach dem Abschiedsgrusse die ganze Wirksamkeit eines Christen beurtheilen!

Ihr seht. Die Kunst, Abschied zu nehmen, ist keine leichte; sie zu erlernen, gilt es, die Hochschule zu besuchen, und zwar die Hochschule, wo Christus und seine Apostel, in der Kraft des heiligen Geistes, lehren und unterweisen. Ja, unser Leben und Wirken hienieden wird sich erst dann wahrhaftig christlich gestalten, wenn wir uns fortwährend

üben in der Kunst, recht Abschied zu nehmen. Bis zur Meisterschaft werden wir es wohl schwerlich bringen, aber sicher werden wir uns von Tag zu Tag vervollkommnen, wenn wir alle Hilfe erwarten von ihm, der uns berufen hat zu seiner ewigen Herrlichkeit!

So lasst uns denn dem treuen Schöpfer unsere Seelen in guten Werken befehlen und er, der Gott der Gnade, wird uns vollbereiten, stärken, kräftigen, gründen!

Dann komm mein End', heut oder morgen:
Ich weiss, dass mir's mit Jesu glückt!
Ich bin und bleib' in seinen Sorgen,
Mit Jesu Gnaden ausgeschmückt.
Mein Gott, ich bitt' durch Christi Blut:
Mach's nur mit meinem Ende gut!

XXXVIII. Des Apostels Segenswunsch.

I. Petr. 5/14.

Der Apostel hat von den erwählten Fremdlingen Abschied genommen. Mit einer freundlichen, liebevollen, herzlichen Ermahnung hat er sich von ihnen getrennt. Sein letztes Wort aber ist noch nicht gesprochen. Er will sich nicht wie ein Lehrer von seinen Schülern verabschieden, sondern wie ein Vater von seinen Kindern, wie ein Freund von seinen Freunden; er lässt daher auf die Ermahnung einen Segenswunsch folgen, und zwar einen Segenswunsch, wie nur die apostolische Liebe ihn einzugeben vermag. Er wünscht ihnen den Frieden. Was er gleich anfangs für sie von Gott erfleht, das erbittet er nochmals vom Geber aller guten Gaben zum Schlusse. So weist der Ausgang zurück auf den Eingang, und unser Brief, dieses köstliche Gemälde von den Gnadenerweisungen und Gnadenwirkungen, erscheint uns nunmehr wie in einem herrlichen Prachtrahmen eingefasst.

Was der Apostel jenen Fremdlingen, wünsche ich euch, meinen Freunden, gleichfalls und damit ihr den Werth dieses Segenswunsches recht erkennet, wollen wir jetzt, in unserer Schlussbetrachtung, sehen wie Alle nach diesem Gute verlangen, wie wir dazu gelangen, was wir damit empfangen.

Friede sei mit Allen, die in Christo Jesu sind! Das ist es, was der Apostel für sie von Gott erfleht. Keine irdischen Güter, keine vergänglichen Schätze, keine welt-

lichen Ehren, nichts von dem, was aus dem Staube geboren wird und zum Staube zurückkehrt. Er weiss, dass das wahre, bleibende Herzensglück nur dort zu finden ist, wo der Kampf gegen Gott aufhört, der Bund mit der Sünde aufgehoben und der Welt die Freundschaft gekündigt wurde; er weiss, dass die Ursache aller Trübsale und Leiden, die Quelle aller Sorgen und Kümmernisse, der Anfang aller Noth und Bedrängniss in einer theils bewussten, theils unbewussten Feindschaft gegen den Herrn aller Herren zu suchen ist; er kennt das Elend, darunter die von Gott getrennte, mit Gott entzweite Menschheit leidet; er hört die Seufzer, welche die Klagen ihrer beklommenen Brust erpressen; er sieht die Thränen, welche brennend über ihre Wangen rollen; er wünscht daher jenen Fremdlingen und uns den Frieden, der höher ist als alle Vernunft.

Auch uns! . . . Denn wir können dieses Gut ebensowenig entbehren, als jene Christen in der Zerstreuung. Alle Güter der Erde, alle Ehren der Welt, alle Fortschritte der Menschheit können uns dafür keinen Ersatz bieten. Wie der Hirsch nach dem frischen Wasser, so schreiet jede Seele nach Gott, nach dem Frieden mit Gott.

Mit keckem Muth hat sich der Jüngling in den Irrsal der Welt hineingestürzt. Wie kömmt's, dass er plötzlich Halt macht, dass sich ein tiefer Ernst über sein ganzes Wesen verbreitet? Es ist eine heisse, brennende, heilige Sehnsucht in ihm erwacht: die Sehnsucht nach Frieden. Ermüdet von des Tages Last und Hitze eilt der Arbeiter in seine Wohnung zurück und dennoch gönnt er sich keine Ruhe. Was ist's, das sich auf seinen Mienen spiegelt, das auf seinem unruhigen Gesichte zu lesen ist? Es ist die Sehnsucht nach Frieden. Munter pilgert der Wanderer von Ort zu Ort, von Stadt zu Stadt, von Land zu Land. Nichts Neues, nichts Aussergewöhnliches entgeht seinen prüfenden Blicken. Eine Menge Fragen drängen sich ihm täglich auf. Aber welche Frage ist's, die alle anderen immer wieder übertönt? Es ist die Frage: Wo finde ich Friede? Einsam

sitzet in stiller Nacht der Denker dort an seinem Arbeitstische und sinnet und sinnet. Was ist's, das seine Stirne in so ernste Falten legt? Er sucht den Frieden. Den ganzen Tag hat der fleissige Kaufmann unter der Last seiner Geschäfte geseufzt und dem Drange sorgenvoller Arbeit kaum einen Augenblick zu entreissen vermocht. Wie kommt's, dass er auch in später Nacht kein Auge schliesst? Er sucht den Frieden. Der vornehme Weltmensch versteht es, die inneren Regungen seiner Seele zu verbergen und mit den Feigenblättern des äussern Anstandes die Blössen seines Gewissens vor der Welt zu bedecken, aber die Sehnsucht nach Frieden vermag er nicht zu verleugnen. Von der Höhe seines Thrones blickt ein mächtiger Fürst auf seine Völker herab und es bedarf nur eines Winkes seiner Hand, um seine liebsten Wünsche erfüllt zu sehen. Wie kömmt's, dass sein Auge nicht an der Erde haften bleibt? Warum hebt er seine Blicke immer wieder zum Himmel empor? Was erwartet er von dort? Den Frieden. Gebückt und gedrückt, matt und satt, steht an der Schwelle des Grabes der Greis. Er hat auf das Leben verzichtet und Alles dahingegeben, was ihm auf Erden lieb war. Geld, Gut, Ehre, Glanz, Freude und Genuss haben keinen Werth mehr für ihn. Und doch ist sein Auge mit Thränen und seine Seele mit Wehmuth erfüllt? Was ist's, das ihm noch fehlet? Er sehnt sich nach Frieden.

So steigt aus dem Innersten aller derer, welche Christum noch nicht gefunden haben, wehmuthsvoll die Bitte gen Himmel empor: „Süsser Friede komm', ach komm' in meine Brust!"

Und wie der Einzelne, so harret und wartet, suchet und seufzet die ganze Menschheit, namentlich in unserer Zeit. Die alten Ordnungen und Formen des Lebens zerfallen unter unseren Händen, während das befriedigende Neue erst noch werden muss. Daher die Unruhe, die Unsicherheit, aber auch die Sehnsucht. Wer die Zeichen der Zeit mit warmem Herzen und hellem Auge beobachtet, der wird das Suchen

und Verlangen nach Frieden leicht bestätigen. Zwar äussert sich dasselbe manchmal in einer Weise, welche das schmerzlichste Mitleid erregen muss: es sind oft unharmonische, unarticulirte, wilde Laute, mit welchen nach Gott, nach Frieden geschrieen wird, aber wer Ohren hat zu hören, der höret dennoch den Schmerzensschrei, die Sehnsuchtsbitte: „Süsser Friede komm', ach komm' in meine Brust."

So bittet der Einzelne, so schreiet die ganze Menschheit. Wahrlich, es muss ein herrliches Gut sein, dieser Friede, dass Alle sich darnach sehnen, dass Alle darnach verlangen. Und wir dürfen selig preisen diejenigen, welche rühmen können: „Wir liegen und schlafen ganz mit Frieden." (Ps. 4/9.)

Aber wie gelangen wir zu diesem Frieden? Der Apostel weist uns den rechten Weg in den Worten: „Friede sei mit Allen, die in Christo Jesu sind!" Einen andern Weg gibt es nicht. Ausser Christo kein Friede. Er ist der einzige Friedensfürst, der einzige Friedensbringer für die ganze Menschheit.

Richte deswegen, friedliebende Seele,
Dein Herze im Glauben zu Jesu hinan.
Was da ist droben, bei Christo, erwähle,
Verleugne dich selbst und den irdischen Wahn,
Nimm auf dich das sanfte Joch Christi hienieden,
So findest du Ruhe und göttlichen Frieden.

Christus ist der Friedensfürst. Er predigt den Frieden als unser oberster Prophet und Lehrer, der uns den himmlischen Rath und Willen Gottes von unserer Erlösung vollkömmlich offenbaret. Ihm haben wir die göttliche Wahrheit, die Offenbarung der Gnade, das Licht des Lebens zu verdanken. Die Sünde hatte den Unfrieden, diesen unheimlichen Gast in die Welt, in das Herz der Menschen eingeführt. Die Gnade treibt ihn wieder hinaus. Die Schuld, das Gefühl der Missethat hatte den Unfrieden genährt und gemehrt. Die Vergebung der Sünde, die Freisprechung von Schuld und Missethat nährt und mehrt den Frieden. Und

diese Gewissheit, dass wir Vergebung erhalten, hat uns Christus geoffenbaret. Keine einseitige Moral, keine oberflächliche Tugendlehre, kein philosophisches System. Christus hat das Eine gepredigt, was noth thut, die Gnade Gottes. Die Sünde hatte den Menschen getödtet, die Gnade allein kann ihn wieder beleben. Der oberste Prophet und Lehrer musste die Gnade verkünden. Und in der That, er hat dieselbe, und zwar vollkömmlich geoffenbaret. Was die Propheten von ferne geschaut, was die Philosophen auf Irrwegen gesucht, das hat er gelehret. Die Gnade ist der Hauch, der über allen seinen Worten und Werken schwebet; sie ist das Geheimniss der Macht, die seine Reden und Thaten auf die Gemüther der Menschen ausüben; sie ist Anfang und Ende, Mittel und Zweck seines ganzen Wirkens und Lebens auf Erden. Ja, er selbst ist die Gnade. Wer ihn aufnimmt, nimmt die Gnade auf und empfängt mit, aus und in der Gnade den Frieden.

Denn Christus, der Heiland der Welt — und dadurch unterscheidet er sich auch von allen falschen Erlösern, welche die Erde erzeugt — Christus gibt auch, was er predigt. Er ist nicht nur Prophet und Lehrer, er ist zugleich unser einiger Hohepriester, der uns mit dem einzigen Opfer seines Leibes erlöset hat und immerdar mit seiner Fürbitte vor dem Vater vertritt. „Durch seinen Gehorsam," bekennt dankbar Calvin, „hat er unsere Uebertretungen der Vergessenheit anheimgegeben; durch sein Opfer Gottes Zorn gesühnt, durch sein Blut unsere Flecken abgewaschen, durch sein Kreuz den Fluch von uns hinweggenommen und durch seinen Tod für uns genug gethan." Christus, das Haupt des neuen Geschlechtes, hat seinen Leib, den Leib der Menschheit, den Leib des Todes, in dem die Sünde wohnte, an's Kreuz geschlagen und am dritten Tage ist er aus dem Grabe hervorgegangen, wiedergeboren, verklärt und verklärend. Nun ist der Tod, der Sünde Sold überwunden, der Friede ist uns erstritten und reichlich theilt er fortan allen seinen Gläubigen den Trost, die Siegesbeute aus in dem Grusse:

„Friede sei mit euch!" Durch den Ungehorsam eines Menschen ist die Sünde in die Welt gekommen; durch den Gehorsam des Einen werden sie alle gerechtfertigt. Die Gemeinschaft der Menschen unter und mit Adam wurde für Alle zur natürlichen Gemeinschaft der Sünde und des Todes: die Gemeinschaft der Gnade in und mit Christus wird für Alle, die ihn im Glauben ergreifen, der Grund der Gerechtigkeit und des Lebens, der Grund der Erlösung und der Seligkeit. Wo die Sünde mächtig war, wird die Gnade übermächtig. Er gibt uns den Frieden. Und damit unser Herz nicht erschrecke, sich nicht fürchte, damit wir uns des Friedens wirklich freuen und wahrhaftig getrösten mögen, vertritt er uns immerdar mit seiner Fürbitte vor dem Vater. Durch diese Fürbitte wird uns der Friede für alle Zeiten verbürgt, versiegelt.

Wohin wir zieh'n durch Land und Meer,
Ein Himmel neigt sich d'rüber her,
Ein Himmel voller Gnaden.
Da steigt erhörlich das Gebet,
Da wallt man sicher früh und spät
Vor Feindeslist und Schaden.

Denn was er einmal gegeben, weiss er auch gegen alle Angriffe der Welt und der Feinde zu schützen und zu sichern. Ist er doch „unser ewiger König, der uns mit seinem ewigen Wort und Geist regiert und bei der erworbenen Erlösung schützt und erhält". Er schirmt und behütet uns vor den offen anstürmenden Gewalten und verborgenen Angriffen sichtbarer und unsichtbarer Feinde; er nährt uns mit dem Brode des Lebens, tränkt uns aus der Quelle der Wahrheit, überhäuft uns mit himmlischen Gütern und durchwaltet die Seele mit göttlichen Kräften. Wie Ausgangspunkt und Ziel in der Geschichte der Welt, so wird er, unser König, der Ausgangspunkt, das Ziel in der Geschichte der Seele. Wunderbar ist sein Walten in den Seelen, die er zu seinem Reiche der Herrlichkeit beruft; mächtig die Kraft, durch welche er dem Willen Früchte

des Glaubens, der Liebe, des Friedens, des Heils entlockt; reich, unerschöpflich reich die Gnade, welche das Auge erleuchtet, himmlische Klarheit über den Geist ausgiesst und das Herz mit dem Frieden erquickt, welchen die Welt weder zu geben noch zu nehmen vermag. Er regiert, erhält und schützt alle seine Gläubigen bei der erworbenen Erlösung, bei dem gewonnenen Frieden, bis der Tag anbricht, an dem die Erlösten aus dem Streite zum Triumphe einziehen werden, um mit ihm den Stand der Herrlichkeit, der Verklärung, zu theilen.

Hallelujah! Wie lieblich steh'n
Hoch über uns die Himmelshöh'n,
Seit er im Himmel sitzet,
Seit er vom ew'gen Zion dort
Aussendet sein lebendig Wort
Und seine Heerde schützet.
Fröhlich, selig
Schaut der Glaube
Von dem Staube
Auf zum Sohne:
Unsre Heimat ist am Throne.

Der Friede ist in Christus. Wer ihn aufnimmt, hat den Frieden und empfängt mit dem Frieden Alles, wonach seine Seele hungert und dürstet, Alles was ihm noth thut. Von den Widerwärtigkeiten, Anfechtungen, Trübsalen und Nöthen werden wir allerdings nicht befreit. Der göttliche Friede ist keine äusserliche, weltliche Zufriedenheit, sondern eine innerliche, geistliche Ruhe in Gott, in dem guten Willen Gottes, in der Gnade Jesu Christi. Der Friede Gottes umweht uns, wie eine liebliche, sanfte Luft, die unser Herz also erquickt und stärkt dass wir, mitten im Streite, des Sieges, mitten im Kampfe, der Krone, mitten im Zorn, der Gnade, mitten im Trübsal, des Trostes, mitten in Gefahr, der Hilfe, mitten in Finsterniss, des Lichtes, mitten in der Sünde, der Gerechtigkeit, mitten im Tode, des Lebens versichert sind. Seitdem wir den Frieden in Christo ge-

funden, wissen wir, dass alle gute und vollkommene Gabe nicht nur das ist, was von oben kommt, sondern auch das, was nach oben zieht, darum bleiben wir getrost auch bei trübem Himmel und sprechen selbst unter Donner und Blitz:

Wo ich ihn nur habe,
Ist mein Vaterland,
Und es fällt mir jede Gabe
Wie ein Erbtheil in die Hand.

Wir stehen unter dem Kreuze. Kein Murren, keine Klage kommt über unsere Lippen. Wir demüthigen uns unter die gewaltige Hand Gottes und freuen uns mit Christo zu leiden. Wir haben Frieden.

Wir sind umringt und bedroht von Versuchern und Feinden. Wir begürten die Lenden unseres Gemüthes, machen keusch unsere Seelen im Gehorsam des Glaubens, der Wahrheit und setzen unsere Hoffnung auf Gott, der uns vollbereitet, kräftigt, stärkt und gründet. Wir haben Frieden.

Wir werden von der Welt verspottet, verfolgt. Der Geist der Herrlichkeit, der Geist Gottes ruhet auf uns. Wir sind selig. Wir haben Frieden.

Das Bekenntniss des Evangeliums wird verschmähet. Die Welt wüthet, die Widersacher brüllen, die Feinde toben und drohen. Aber unser Herz fürchtet sich nicht. Wir bleiben allezeit bereit zur Verantwortung des christlichen Glaubens. Was wir reden, reden wir als Gottes Wort, was wir thun, thun wir in der Kraft Gottes, mit Sanftmüthigkeit und Liebe. Wir haben Frieden.

Wir wirken in einer Gemeinde, ohne Früchte einzuernten, ohne Ermuthigung oder Anerkennung zu finden. Wir verzagen doch nicht. Das Auge auf Christus gerichtet, fahren wir fort, die Heerde, die uns befohlen ist, williglich zu weiden und eingedenk der unvergänglichen Krone, die wir dort empfangen werden, haben wir Frieden.

Wir leben neben einem ungläubigen, ungerechten Gatten. Wir tragen unser Schicksal mit Geduld, suchen

den Verblendeten ohne Wort, durch einen keuschen Wandel, durch einen sanften, stillen Geist zu gewinnen, und vertrauend auf den Herrn, der auch uns berufen hat, haben wir Frieden.

Wir dienen als Knechte, als Mägde, als Beamte wunderlichen Herren. Wir blicken auf den, der unser erster und letzter Herr ist, auf den Hirten und Bischof der Seelen, der uns mit seinem theuren Blute erkauft, erlöst, befreit hat. Wir haben Frieden.

Wir blicken in die Zukunft. Wie viele Fragen, die uns da entgegenstürmen, die uns angst und bange machen könnten. Allein wir werfen unsere Sorgen auf Gott und sind getrost, dieweil wir wissen, dass Alles in Herz und Haus, in Kirche und Staat, der bestimmenden Macht göttlicher Zwecke sich unterwerfen muss. Wir haben Frieden.

Wir fühlen die Todesstunde herannahen. Wir erheben unsere Augen zu dem unvergänglichen, unbefleckten, unverwelklichen Erbe, das uns behalten wird im Himmel, und voller Sehnsucht nach der unaussprechlichen, herrlichen Freude, die uns dort erwartet, triumphiren wir sterbend: „Gelobet sei Gott und der Vater unseres Herrn Jesu Christi, der uns nach seiner grossen Barmherzigkeit wiedergeboren hat zu einer lebendigen Hoffnung, durch die Auferstehung Jesu Christi von den Todten." Wir haben Frieden.

Das sind Segnungen des göttlichen Friedens. Die Gnade steigt herunter, das Herz hebt sich hinauf. Die Gnade bringt den Frieden vom Himmel herab zur Erde, das Herz trägt ihn durch die Erde wieder hinauf zum Himmel. Aus dem Worte Gottes wiedergeboren, von der Gluth des heiligen Geistes durchleuchtet, sind wir mit dem himmlischen Vater wieder in Christo vereinigt und trinken aus der Quelle des göttlichen Lebens. Das tiefste Bedürfniss unseres Herzens ist befriedigt. Das höchste Ziel unserer Bestimmung ist erreicht. Die letzte Stufe des religiösen Lebens ist erklommen. Wir wandeln als Gottes Kinder

im Licht, in der Liebe. Unser Herz ist selig im Licht, in der Liebe, in der Kindschaft Gottes.

Was die Religion zu leisten hat, wird durch das Evangelium vollendet. Das Christenthum ist die absolute Religion. Was der Heiland der Welt zu erfüllen hat, wird durch Christus vollbracht. Er ist der Erlöser der Menschheit. Ausser dem Christenthum kein Heil! Ausser Christo kein Friede!

Und dieses Heil, diesen Frieden können die Völker so wenig entbehren, als der einzelne Mensch. Vor einigen Jahrzenten ist in Frankreich eine Broschüre erschienen, welche einiges Aufsehen erregte. Sie warf die Frage auf: „Was thut Frankreich noth?" und gab darauf die Antwort: „Das Evangelium thut noth." Was Frankreich bedarf, brauchen alle Völker, alle Staaten der Welt. Das Evangelium — ich sage absichtlich das Evangelium und nicht der Protestantismus — das Evangelium thut noth in Deutschland, in England, in Amerika sowohl als in Frankreich, Spanien, Italien oder Oesterreich. Je mehr Christenthum in einer Nation, desto mehr Sammlung, Ordnung, Licht, Salz und Segen. Je weniger Christenthum, desto mehr Finsterniss, Verworrenheit und Unsegen. „Ich weiss nicht," hat sogar ein Philosoph des Heidenthums, Cicero, bemerkt, „ob Treue und Glauben und die menschliche Gesellschaft und die Idee der Gerechtigkeit überhaupt noch bestehen und realisirt werden wird, wenn die Frömmigkeit gegen Gott weggefallen ist." Was damals, vor Christus, zweifelhaft gewesen, ist heute, nach Christus, ausser Frage. Das Licht des Evangeliums ist den Völkern nicht minder unentbehrlich, als Freiheit und Fortschritt. Ja, die Freiheit und der Fortschritt können erst dann gedeihen, erst dann ihre herrlichen Früchte zeitigen, wenn sie von den Strahlen dieses Lichtes beleuchtet, erwärmet werden. Das Christenthum ist die unerlässliche Stütze der öffentlichen Wohlfahrt, die einzige Quelle des Heiles, des Friedens für die Völker auf Erden. Wer dies verkennt, wer dies bekämpft ist ein kurz-

sichtiger, beschränkter Mensch, noch mehr, ein grosser Verbrecher, ein arger Verführer des Volkes, ein ruchloser Verräther des Staates.

Ohne Christenthum kein Heil, ohne Christus kein Friede.

Habt ihr diesen Frieden schon gesucht? Habt ihr ihn in Christo schon gefunden? Ist euer Herz, euer Leben, wie unser Brief, von diesem Frieden umrahmt, erfüllt, durchdrungen?

Und ihr, die ihr diesen Frieden geniesset, seid ihr bereit, Frieden zu stiften in dem Hause, in der Gemeinde, in der Kirche, in dem Staate? .... Bietet ihr Anderen auch, was Gott euch geschenket? .... Lasst euch doch durch nichts von diesem Friedenswerke abhalten! Die Welt suchet den Frieden: führt sie hin zur Quelle des Friedens. Die Welt schreiet nach Frieden. O Zion, du Gnadenpredigerin, steige auf einen hohen Berg; Jerusalem, du Predigerin des Evangeliums, hebe deine Stimme auf mit Macht, hebe dich auf, fürchte dich nicht und laut, immer lauter ertöne die fröhliche Botschaft: „Der Friede ist in Jesu Christo!"

Gleiches Zeugniss will auch ich immer entschiedener, immer feuriger, immer lebendiger durch alle meine ferneren Predigten hindurchklingen lassen. Der Heilsgrund, darauf wir zu bauen, die Friedensquelle, woraus wir zu schöpfen haben Wahrheit um Wahrheit, Fortschritt um Fortschritt, Segen um Segen, ist wie im ersten oder sechszehnten, so auch im neunzehnten Jahrhundert nirgends anders zu finden, als in Jesu Christo. Alles in der Welt mag dem Wechsel unterworfen bleiben, aber die Wahrheit zur Seligkeit bleibt, seit Christus erschienen, dieselbe. Christus ist das Alpha und das Omega, der Anfang und das Ende, der Erste und der Letzte.

Es ist in keinem Anderen Heil, ist auch kein anderer Name den Menschen gegeben, darinnen wir sollen selig werden.

O wie lieblich sind auf den Bergen die Füsse der Boten, die da Gutes predigen, Frieden und Heil verkün-

digen, die da sagen zu Zion: Dein Gott ist König! Wie selig die Herzen, die diesen Frieden geniessen! Sie schöpfen ihre Macht aus dem Baume des Lebens, sie liegen und schlafen ganz mit Frieden unter dem Schatten des Kreuzes, und einst, nach dem ersehnten Feierabend, werden sie — o Wonne! — in das himmlische Jerusalem einziehen, von den Erlösten aller Zeiten mit dem Grusse bewillkommnet: „Friede, Friede sei mit Allen, die in Christo Jesu sind!"

So ruh ich nun, mein Heil, in deinen Armen,
Du selbst sollst mir mein ew'ger Friede sein!
Ich hülle mich in deine Gnade ein,
Mein Element ist einzig dein Erbarmen;
Und weil du selbst mir Eins und Alles bist,
So ist's genug, wenn dich mein Geist geniesst.

Druckfehlerberichtigung.

Seite		Zeile		von		lies		statt:
Seite	23	Zeile	18	von	unten	lies	„hienieden"	statt: hiniden.
„	70	„	12	„	oben	„	„Lebens, eitel"	„ Lebenseitel.
„	90	„	8	„	„	„	„Sinnen"	„ Sinn.
„	145	„	8	„	„	„	„der"	„ er.
„	193	„	15	„	„	„	„Ut potior, patiar"	„ ut potior, potior.
„	197	„	15	„	unten	„	„der"	„ des
„	228	„	17	„	oben	„	„dornengekrönte"	„ dornenkrönte.
„	239	„	11	„	unten	„	„ohne"	„ obne.
„	264	„	20	„	oben	„	„nicht"	„ uicht.
„	279	„	4	„	unten	„	„unversöhnlich"	„ unversönlich.
„	385	„	19	„	oben	„	„Frage"	„ fragen.
„	388	„	10	„	unten	„	„diese"	„ um.

Verzeichniss der benützten Hilfsmittel.

Novum Testamentum Graece von Constantinus Tischendorf. Leipzig 1862.

Calvin. Amstelodami. J. J. Schipper. MDCLXVII.

Auslegung der ersten Epistel St. Petri von Dr. M. Luther (Anno 1523). Dresden. J. Naumann.

D. J. A. Bengelii Gnomon Novi Testamenti. Berlin 1855.

Dr. H. A. W. Meyer's Commentar: 1. Brief Petri von Dr. J. E. Huther. Göttingen 1877.

Die heilige Schrift neuen Testamentes von Dr. J. C. K. v. Hofmann. (Siebenter Theil.) Nördlingen 1875.

Der erste Brief des Apostels Petrus von Lic. J. C. A. Wiesinger. Königsberg 1856.

Der erste Brief Petri mit Berücksichtigung des ganzen biblischen Lehrbegriffes von W. Steiger. Berlin 1832.

Akademische Vorlesungen über das Neue Testament (I. Band) von J. Wichelhaus, herausg. von A. Zahn. Halle 1875.

Der Petrinische Lehrbegriff von Lic. Dr. Bernhard Weiss. Berlin 1855.

Theologisch-homiletisches Bibelwerk von J. P. Lange. Briefe Petri von G. F. C. Fronmüller. Bielefeld 1862.

Predigten über die erste Epistel des Apostels Petrus von D. F. Kohlbrügge. Eberfeld 1855.

Die Briefe St. Petri in Bibelstunden von W. F. Besser. Halle 1873.

Der erste Brief Petri in zwanzig Predigten ausgelegt durch Dr. R. Koegel. Mainz 1863.

Auslegung der ersten Epistel St. Petri von Louis Harms, herausg. von Th. Harms. Hermannsburg 1869.

Der erste Brief des Petrus, für die Gemeinde ausgelegt von Carl Ernst. Herborn 1878.

---

in drei Abtheilungen die Ergebnisse bibelkundlicher Forschungen unter häufiger Citirung der bezüglichen Aussprüche theologischer Autoritäten in prägnantester Darstellung vorgeführt und ihm zunächst über die Bibel im Allgemeinen, sodann über die Schriften des Alten, endlich über die des Neuen Testamentes eine Orientirung geboten, wie sie in einem Werke von so mässigem Umfange kaum besser erwartet werden kann. Selbst streitige Fragen über Berechtigung gewisser Namen, über die Autorschaft etc. werden vom Verfasser in sachkundiger Weise erörtert, ohne dass er dabei in den Fehler breitspuriger Untersuchungen verfällt. Das zugleich äusserlich vorzüglich ausgestattete Werk darf daher als ein trefflicher Wegweiser für den Unterricht in der Bibelkunde bezeichnet und empfohlen werden.

(Anzeiger für die neueste pädagogische Literatur, Nr. 10, 1876, Beiblatt der Allgem. Deutschen Lehrerzeitung.)

Wie schon der Titel andeutet, ist diese neueste Schrift des eben so fleissigen, als gelehrten Verfassers weniger für Fachtheologen, als für gebildete Laien geschrieben. Sie will Letzteren das durch die bisherigen Forschungen beigebrachte Material zu einer gründlichen Bibelkenntniss zugänglich machen und empfiehlt sich um ihrer Reichhaltigkeit und Handsamkeit willen auch angehenden Theologen und Pfarrern, denen kostspieligere Werke nicht zugänglich sind, sowie Lehrern überhaupt, die Religionsunterricht zu ertheilen haben. Die Eintheilung ist klar und übersichtlich (3 Theile: Allgemeines, Altes Testament, Neues Testament — jeder Theil in 4—5 Capitel getheilt), die Sprache fliessend und präcis, die Ausstattung (wie wir dies bei Braumüller's Verlag längst gewohnt sind) sehr schön. Möge das werthvolle Buch in unseren Gemeinden recht viele Leser finden: es ist eine höchst erfreuliche Bereicherung der österreichisch-evangelischen Literatur.

(Halte was du hast, Nr. 9, 1876.)

Dieses Lehrbuch der Bibelkunde kann in der That allen gebildeten Bibelfreunden, besonders auch allen Lehrern an Gymnasien, Schullehrerseminarien, Bürger- und Volksschulen warm empfohlen werden. In durchsichtiger Darstellung werden nach einer allgemeinen Einleitung die einzelnen biblischen Bücher (im Alten Testament mit Recht besonders eingehend die Propheten) behandelt, und zwar so, dass auch die kritische Frage am Schlusse eines jeden Buches in der Regel ihre Stelle findet. Während im Alten Testamente dem Sachverhalt entsprechend die Frage nach dem Verfasser zumal bei den historischen und didaktischen Schriften meist in suspenso gelassen wird, nimmt der Verfasser im Neuen Testamente durchweg einen sehr positiven Standpunkt ein. Nur die Johanneische Abfassung der Apokalypse bezweifelt er, sowie er das Evangelium Matthäi, welchem er die Spruchsammlung des Matthäus zu Grunde liegen lässt, dem Apostel Matthäus entschieden abspricht. Dabei sind freilich überhaupt die synoptischen Evangelien im Vergleiche zu den Johanneischen und Paulinischen Schriften in etwas ungenügender Weise besprochen.

Jedenfalls aber, wenn die Schrift im Vorworte vom Verfasser auch angehenden Theologen und activen Geistlichen anempfohlen wird, so kann dies nur für etwaigen praktischen Gebrauch, nicht für das Selbststudium verstanden werden. Vielmehr würde es lebhaft bedauert werden müssen, wenn Theologen, durch eine solche — für ihren Zweck durchaus brauchbare — Schrift sich bestimmen lassen wollten, die Beschaffung und das Studium grösserer wissenschaftlicher Werke aus dem Gebiete der Einleitungswissenschaft sich zu ersparen. *Resch.*

(Jahrbücher für deutsche Theologie, 22. Band, 2. Heft, Jahrgang 1877.)

Die Lehre Christi nach den Seligpreisungen. Apologetische Vorträge. Wien, 1876. 8.

Ja, das ist sie wirklich, die Lehre Christi in ihrer tiefen Einfachheit und einfachen Tiefe, wie sie uns hier dargeboten wird. Es war ein glücklicher Gedanke, sie um die Worte der Bergpredigt zu gruppiren, und es beweiset die sorgfältig schöne Arbeit des Verfassers von neuem, dass das „Programm des Himmelreiches", wie man diese Seligpreisungen nannte, in der That alle Gedanken des Reiches und seiner Regierung in sich schliesse.

Die philosophisch-didaktische Form, die der geistesgewandte Verfasser wählte, schliesst die Herzenswärme nicht aus. Das Ganze ist, in des Wortes edelstem Sinne, durchaus nüchtern (im Gegensatze zu jeder Ueberschwenglichkeit), klar, wohl durchdacht und spannend geschrieben, das letztere besonders dann, wenn der Verfasser eine Ansicht nach der anderen, einseitige oder engherzige, bei Seite legt, um uns zuletzt seine eigene, meist unbedingt zutreffende, immer aber geistvolle, dafür zu bieten.

Das Buch wird religiös Gebildeten eine freundlich willkommene Arbeit sein, voll anregender Gedanken. Auf einen Gebrauch desselben möchten wir mit Rücksicht auf hierortige Verhältnisse noch besonders hinweisen. Solche, die sich aus irgend einer Gemeinschaft, besonders aber aus der katholischen zu der evangelischen wenden, können auf die Frage nach dem echten, ungefälschten Denken und Fühlen keine bessere, klarere Antwort empfangen, als sie ass dem vorliegendnn Buche entgegenklingt. Wer evangelischen, frischen, lebendigen Geist sucht, der klopfe hier an und er wird ihn mit Freuden finden.

(Dr. P. Z., Wien, Presse; Oesterr. Protest. etc. etc.)

Der Verfasser beabsichtigt, durch die vorliegenden Vorträge die Herzen der Christen für Christum zu gewinnen, insbesondere die Gebildeten an der Hand der Seligpreisungen in das Verständniss der christlichen Wahrheit einzuführen; er ist der Zuversicht, dass, obgleich Viele heutzutage durch ein engherziges, liebloses, beschränktes Kirchenthum von Allem, was göttlich ist, abgeschreckt worden sind, demungeachtet die lautere, evangelische Wahrheit immer noch die rechte Anziehungskraft auf vorurtheilsfreie Herzen ausübe, was Niemand in Abrede stellen wird. Die Hauptpunkte, welche besprochen werden, sind folgende: „Die Seligkeit, das Himmelreich, die geistliche Armuth, das Leidtragen, die Sanftmuth, die Gerechtigkeit, die Barmherzigkeit, das Schauen Gottes, die Friedfertigkeit, die Schmach Christi."

— — — — — — — — — — — — — — —

Wahrhaftig! das vorliegende Büchlein ist dazu angethan, die Herzen zu erwärmen und Diejenigen für den Herrn zu gewinnen, die ihm näher stehen als sie selbst glauben. Mit diesen Worten sei das vorliegende Büchlein allen unseren Lesern bestens empfohlen.

(Predigt der Gegenwart, XIV. Jahrgang, I. Heft.)

. . . . . Nur einen Theil der Bergpredigt hat der evangelisch-reformirte Pfarrer Lic. Ch. Alph. Witz in Wien, herausgegriffen, wenn er die Lehre Christi nach den Seligpreisungen in zehn apologetischen Vorträgen erörtert. Jedenfalls verdient das Streben des Verfassers volle Anerkennung. Er ist von dem Gedanken bewegt, dass die alte Predigtweise den Forderungen der Zeit nicht mehr entspricht; „sie befriedigt wohl die frommen, bekehrten Seelen, aber zieht diejenigen nicht an, die man gewinnen sollte." Durch Vorträge seien diese zur Predigt zurückzuführen. So lässt er den Eingang der Bergpredigt sich Anlass werden, die Hauptwahrheiten des Christenthumes vorzutragen und thut dies „im Interesse der aufrichtigen Zweifler", (hier und da vergl. S. 26 f. unter Bezugnahme auf die katholische Auffassung), in gefälliger, ansprechender Redeform. . . . . .

(Theologische Literaturzeitung Nr. 11, 1877.)

Das christliche Gebet. Vorträge über Matth. Cap. 6, Vers 5 bis 15 von Ch. Alphonse Witz, Lic. theol., evang. ref. Pfarrer, k. k. Oberkirchenrath in Wien. Wien, 1877.

Eine neue Gabe hat uns der Verfasser mit diesen 14 Vorträgen angeboten, eine Gabe, reich an trefflichen Gedanken, voll echt evangelisch-christlicher Wahrheit, das Wort der tragenden, helfenden Liebe, des strafenden Ernstes in gleicher Wage haltend. In erweiterter, abgerundeter Form liegen die seinerzeit gehaltenen Predigten als Vorträge vor. Im Anschlusse an die Erklärungen des Heidelberger Katechismus eröffnet der Verfasser den Weg zum rechten Gebete, führt hindurch alle Stufen des Beters, um ihn endlich im Schlussworte zur seligen Gemeinschaft mit dem Vater zu bringen. Die ersten vier Vorträge haben die Hindernisse auf dem Gebetswege wegzuräumen. Stein um Stein, Dorn und Gestrüppe werden bei Seite gethan und eintreten können wir im V. Vortrage in das Heiligthum, in „das Gebet des Herrn". Die Gedanken reihen sich hier wie in dem Folgenden mit einer Klarheit und Schärfe aneinander, dass der Leser unwiderstehlich folgen muss, die vielfachen Hereinbeziehungen der Wirklichkeit gestalten das Ganze zu einem lebensfrischen Bilde. Die Sprache, welche durchaus edel und würdig ist, passt sich dem jeweiligen Hauptgedanken kunstvoll an. Bald fliesst sie sanft und lieblich dahin, bald klingt der strafende Ernst hindurch, bald erhebt sie sich zu schwungvoller Begeisterung, nirgends überragt oder verdunkelt leere Phrase den tiefen inneren Gehalt, überall Gedanke, getragen von innerer heiliger Ueberzeugung. Innig und glaubensvoll spricht der Verfasser von Gott, dem Vater, er redet vom Namen Gottes, eröffnet den Blick in das Reich Gottes, verkündet das Gesetz der Reichsgenossen, die „schwere" Bitte: dein Wille geschehe. Zutreffend und zeitgemäss ist in den Vortrag „das tägliche Brod" die sociale Frage hereinbezogen und nach allen Richtungen scharf beleuchtet. Keine Vergebung der Sünden durch Priester und Papst und Kirche lautet es im nächsten, nur Gott allein kann vergeben, und ein Jeglicher bedarf der Vergebung, wie auch Jeglicher vergeben und vergessen soll. Hindurch noch die Versuchung, die in allen Formen und Gestalten sich Jedem naht, zur Erlösung durch den Gekreuzigten, bis das Schlusswort „die Lobpreisung Gottes" in schwunghafter Begeisterung den harmonischen Aufbau ausklingen lässt. Nicht brauchen wir erst zu erwähnen, dass der Verfasser mit geschicktem Griffe am passenden Orte das Beste aus Anderer Betrachtungen über das Gebet einzuflechten verstand.

Wir können mit Recht diese Vorträge Perlen in der Predigtliteratur nennen und sie als solche nicht nur Jenen auf das wärmste empfehlen, welche schon in der Gemeinschaft Christi stehen, sondern vornehmlich Jenen, welche suchen und in der Irre gehen; sie finden hier den Weg zur Wahrheit vorgezeichnet, den Weg zum Vaterherzen geebnet, von allen Hindernissen befreit. *J. E.*

(Evang. Kirchen- und Schulblatt, Nr. 17, 8. Sept. 1877.)

Als wir die Freude hatten, auf S. 34 dieses Jahrgangs das letzte Werk Witz' anzuzeigen, welches den Anfang der Bergpredigt (die „Seligpreisungen") behandelt, da ahnten wir nicht, dass uns der verehrte Verfasser schon nach so kurzer Zeit mit einer neuen, gleich werthvollen Gabe beschenken werde. Nannten sich jene Vorträge „apologetisch", so bedürfen die jetzt vorliegenden dieser Bezeichnung nicht erst; sie verstand sich von selbst, denn wer in unserer Zeit über das christliche Gebet schreibt, muss in erster Linie Apologet sein. So verbreitet sich denn auch der Verfasser in den ersten vier Vorträgen über die verschiedenen thörichten Einwendungen gegen das Gebet und kämpft sie mit glänzender Dialektik siegreich nieder. Dann erst, nachdem die Feinde mit der blanken Waffe des Gedankens überwunden sind, tritt Witz an das wunderherrliche Muster aller Gebete, an das Vaterunser heran und widmet der Anrede, jeder der 7 Bitten und dem Schluss (der „Lobpreisung Gottes") je einen Vortrag. Es ist erfreulich und als eine Bereicherung der evang. Literatur

zu bezeichnen, dass sich der Verfasser an die oft so kernigen bezüglichen Erklärungen des Heidelberger Katechismus angeschlossen hat, die in deutscher Sprache, so viel wir wissen, bis jetzt nur von Girardet in Dresden (1817) und Martin in Genf (übersetzt von Schilling 1852) zu Worte gekommen sind, während an Erläuterungen, welche sich an den Luther'schen Katechismus anlehnen, kein Mangel ist.

Dass alle bisher erschienenen Arbeiten über das Vaterunser gewissenhaft benützt sind, versteht sich von selbst. Wer dem verehrten Verfasser je näher getreten, wird ihm auch jene Feinfühligkeit zutrauen, welche dem Leser zur rechten Zeit das Erlesene, zur rechten das Erlebte, das Erdachte, das Selbstempfundene bietet. Aus dem Allen windet sich ein Kranz, den wir gern als Ehrenkranz dem Verfasser auf das Haupt setzen möchten, wenn dieser nicht ernst jede Ehrenbezeigung von sich ablehnte und nach oben wiese zu dem, dem allein Ehre und Herrlichkeit gebührt.

Wer sich in das Gebet aller Gebete versenken will, wer überhaupt die Freudigkeit des Betens lernen und alle Zweifel siegreich niederschlagen will, dem empfehlen wir warm Witz' neuestes Werk. Niemand wird dasselbe ohne Segen aus der Hand legen.

(Halte was du hast, 7. October 1877. Nr. 19.)

„Das christliche Gebet" heisst eine neue geistige Liebesgabe, von C. A. Witz (Lic. th., ev. ref. Pf., Ob. K. R.). Diese „Vorträge" über Matth. 6, 5—11 sind, weil angeschlossen an die meist trefflichen Erklärungen des Heidelberger Katechismus, auf dem Gebiete der reformirten Theologie ungefähr das, was Tholuck im Anschluss an den Lutherischen Katechismus über denselben Stoff gegeben hat. Die Arbeit Witz' erinnert den Kenner und Freund Tholuck's auch sonst an diesen; da ist bei Witz dieselbe wohlthuende, leidenschaftslose, von jeder künstlichen Exaltation freie, den Stempel innerer Wahrheit an sich tragende Sprache, dieselbe, fast möchte ich modern reden, „rauchlose Gluth", das soll heissen, Ausstrahlung christlicher Begeisterung ohne jeglichen Qualm phrasenhafter Uebertreibungen oder schwülstiger Declamationen.

Mit demselben Rechte, mit welchem übrigens Tholuck seine Vorträge über das Vaterunser „Predigten" nennt, könnte Witz seine Vorträge ebenso gut als Predigten bezeichnen; sie verdienen diesen Ehrentitel vollständig, denn sie sind wirklich praedicationes, Vervollständigungen, Heroldsrufe evangelischer Wahrheit, sind auch in der That vierzehn zuvor gehaltene, nun wohl etwas weiter aus- sowie geschickt durchgeführte und in sich abgerundete Predigten. Der Ton ist verschieden, und zwar mit feinem Gefühl zumeist dem Hauptgedanken richtig angepasst. In den Vorarbeiten, welche die Hindernisse des Gebetsweges für die Kinder unserer Zeit wegräumen sollen, herrscht die siegreiche Dialektik, welche treffende Schlusssätze zuspitzt, wie den, dass manch' ein Gebet ohne Erhörung bleiben müsse, Gebete, bei denen der Heilige nicht anwesend sein will, weil der Betende selbst abwesend ist. — Bei der Widerlegung der verschiedenen Einwendungen gegen das Gebet überhaupt (IV.) ist es, als ob Wolke um Wolke verschwände, bis das Angesicht unseres Vaters der Sonne gleich freundlich hervorleuchtet, sichere Erhörung dem rechten Beten verheissend. — Ueberzeugend und spannend ist bei der Vertheidigung des Wunders der Erhörung der Excurs über das Wunder überhaupt; durch klare Disposition zeichnet sich die Entwicklung über das Reich Gottes aus (VIII.); der warme Herzenston des Predigers schlägt am meisten in der Betrachtung des Vaternamens durch (VI.). Geschickt, zeit- und sachgemäss zutreffend ist die Hereinziehung der socialen Frage in die Brodbitte (X.); durch kraftvolle Lebendigkeit und packende Lebenswahrheit zeichnet sich aus die Beschreibung der Sünde und der mannigfachen Sünder in der menschlichen Gesellschaft (XI.); von tiefem sittlichen Ernst getragen ist der Nachweis, dass Vergebung der Sünde einestheils Allen nothwendig, anderntheils Niemandem durch Cultur und Bildung ersetzt oder durch äusseres Kirchenthum gewährt werden könne; von frischem Hauch durchweht und poetischem Schwung getragen ist endlich „die Lobpreisung Gottes", die Schlussfuge

des Gebetes. (XIV.) — Allen Theilen der Arbeit eignet die philosophische Klarheit der Gedankenentwicklung, welche den Namen der Vorträge rechtfertigt und andererseits die Fülle praktischer Beziehungen, welche den Titel der Predigt zu fordern scheint. — Aus dem, was von anderer Seite Gutes und Schönes über das Gebet gesagt worden, es sei gelehrtes Dictum oder naive Hausinschrift, weiss der bewanderte Verfasser das Beste und Schönste an rechter Stelle als Citat herauszupflücken. Die Sprache ist durchaus würdig und edel, oftmals prophetisch ernst, nicht selten lebendig und schwungvoll.

Der Geist, auf dem die Gebetsanschauung ruht, welche hier vertreten wird, ist der des unbedingten, freudig zuversichtlichen Gottvertrauens, wie es z. B. in diesem Sprüchlein seinen Ausdruck findet:

So manches Nehmen gibt.
So manches Zögern eilt.
So manches Zürnen liebt,
So manch' Verwunden heilt.

Das ganze Werkchen ist ein schöner Beweis von der kräftigen Lebendigkeit echt evangelischen, echt christlichen Denkens, Fühlens und Strebens mitten in unserer bald jesuitisch katholisirenden, bald freigeisterisch irrlichtelirenden Zeit. *Dr. Th. Z.*

(Oesterr. Protestant, 10. August 1877, Nr. 15.)

Der Verfasser, reformirter Pfarrer und Mitglied des k. k. Oberkirchenrathes zu Wien, dessen lebendige Diction den früheren Elsässer verräth, sucht die Berechtigung der Veröffentlichung dieser Vorträge darin, dass er aus der Gegenwart für die Gegenwart gesprochen habe (S. VI); und gerade, weil ihm das in hohem Grade gelungen ist, begrüssen wir diese Vorträge mit Freuden. Bei aller Innigkeit und tiefen Religiosität zeichnet sie zugleich eine anerkennenswerthe Besonnenheit und grosser sittlicher Ernst aus. So wird der Grund des Verfalls des Gebets darin gefunden, dass der Mensch in immer ausgedehnterem Masse die Natur, vor der er so oft sich fürchtete, sich dienstbar und unterthan zu machen wisse, dass er viel mehr als früher von der Gemeinschaft getragen werde und aus ihr Muth, Kraft und Zuversicht schöpfe, dass ihn endlich das fieberhafte Arbeiten, dem meist ein gleich fieberhaftes Geniessen folge, seltener zur Selbstprüfung kommen lasse; den Weg zum Gebete führe uns das Kreuz Christi, wenn wir anfingen unsere Liebe und Gerechtigkeit, unser Wirken und Arbeiten mit dem seinen zu vergleichen (S. 11—13). In aller Weise, mit eigenem und fremdem Worte, altem und neuem, auch aus unseren Classikern, preist der Verfasser begeistert den Segen des Gebetes und sucht damit schwankende Herzen für dasselbe zu gewinnen, es zu läutern, zu erfrischen und zu befestigen. Mit Ernst und Entschiedenheit aber wendet er sich gegen das Gebet als opus operatum (S. 18—26), bezüglich dessen er schliesslich das treffliche Wort Palmer's citirt: „ein Knechtsdienst, da man dem lieben Gott, nachdem man den ganzen Tag nicht nach ihm gefragt, noch Aufwartung macht mit hergesagten, frommen Redensarten — das wahrlich ist das Gebet nicht; solche Andachten sind nicht viel besser, als die Gebetsmühlen der Kalmücken." Schön führt er aus, wie jede rechte Arbeit voll Geduld und Gottvertrauen, der es nicht um Spreu, die verwehe, sondern um Frucht, die bleibe, zu thun sei, Gebet ist (S. 37—39). Mit de Wette findet er in den ersten drei Bitten die Sehnsucht nach dem Reiche Gottes, das in der Erkenntniss, in der Gemeinschaft und in der That verwirklicht werden solle, ausgedrückt (S. 65). Mit dem Heidelberger Katechismus begründet er den Zusatz der Anrede „im Himmel" damit, dass wir von Gott nicht irdisch denken sollen (S. 81). Bezüglich der Erhörung des Gebetes weist er darauf hin, dass der höchste Sieg über die Natur, ihre Gesetze und Triebe die freie sittliche That des Menschengeistes sei, welcher, seine eigene sinnliche Natur verleugnend und überwindend, eine neue Welt sittlicher Ordnung schaffe;

was nun der Menschengeist gegenüber dem Mikrokosmos seiner sinnlichen Natur sei, das sei der Geist Gottes gegenüber dem Makrokosmos der Schöpfung, und in diesem Sinne sei die Tugend eine Analogie des Wunders, die christliche Heiligkeit selbst ein fortgesetztes grosses Wunder (S. 55—57) — eine Auffassung, bezüglich deren erster Hälfte sich der Verfasser auf Sokrates (Xenoph, Memor. I, 4, 17) und Seneca (ep. 65) hätte berufen können, welche Beide freilich der Gefahr, an Stelle der Immanenz Gottes in der Welt einen schroffen Dualismus zwischen beiden zu setzen, nicht entgangen sind. Auf die Klage über Nichterhörung antwortet uns dann (S. 58) das schöne Dichterwort:

„So manches Nehmen giebt,
So manches Zögern eilt,
So manches Zürnen liebt,
So manch' Verwunden heilt."

Recht für unsere Gegenwart ist es gesprochen, was wir (S. 96, vgl. auch 146) bei der Lästerung des Namen Gottes lesen: „Der Andersdenkende wird verhöhnt, verflucht, und noch obendrein in einem frivolen, leichtsinnigen, verächtlichen Tone. Sie mögen Recht haben, denkt, der es liest; aber wo findet sich Anstand, wenn ihn kirchliche Blätter verleugnen? Wo findet sich Liebe, wenn die Diener Gottes sie mit Füssen treten?"

Ebenso trefflich sagt der Verfasser im achten Vortrage vom Reiche Gottes (S. 105): „Zwängt euch nicht in fremde Formen ein! Betet Niemandem nach! Seid, was ihr seid, in Christo — so habt ihr Theil an dem Reiche Gottes. Unser Herr und Heiland liebt nicht mehr, als wir Menschen, das ewige Einerlei, die geistlose Gleichförmigkeit. Angenehm ist ihm die bunte Mannigfaltigkeit, die farbenreiche Ausstrahlung seiner Gnadensonne. Lebt Christus in dir, wirkt sein Geist durch dich — dann ob du einem Jacobus oder einem Paulus, einem Petrus oder einem Johannes gleichest, — dann bist du ein Glied des göttlichen Reiches, und denen, die, von geistlichem Hochmuth beseelt, deine Mitgliedschaft bestreiten möchten, darfst du des Herrn Wort entgegenhalten: „Wisset ihr nicht, welches Geistes Kinder ihr seid?"

Lassen sich ferner die Folgen des mit Constantin d. Gr. eingetretenen Staatskirchenthums besser kennzeichnen, als es der Verfasser (S. 106) thut:

„Der lebendige Glaube sank hinunter zum blinden Gehorsam. Die persönliche Ueberzeugung ging auf in einem sclavischen Nachsprechen. Das Christenthum verlor sich in Kirchenthum. Die Substanz des Glaubens wurde mit der Ausdrucksform desselben verwechselt, der ewige Gehalt mit der vergänglichen Fassung; die Meinung über den Glauben mit dem Glauben selbst. Jede freie Geistesbewegung wurde verdächtig, und mit einer Aengstlichkeit, die wenig Glauben an den Sieg der Wahrheit verrieth, wachten die Argusaugen, dass auch nicht der mindeste Luftzug die süsse Windstille unterbräche, bei der es sich so behaglich schlafen liess. Die Mannigfaltigkeit der Ansichten nannte man Teufelswerk, das Abweichen von dem officiellen Lehrsatze Gottlosigkeit."

„Wenn auch — so lesen wir S. 108 — heute noch hie und da Gelüste auftauchen nach einem protestantischen Papstthum, nach einer protestantischen Hierarchie und Ketzergerichten, so sind es doch nur, Gott sei Dank, seltene Ausnahmen. Lange genug ist die Kirche eine Theologen- und Pastorenkirche, eine Staats- und Polizeikirche gewesen. Die Morgenröthe einer neuen Zeit bricht an." — Gott gebe es!

Wir schliessen unser Referat mit folgendem, gerade jetzt doppelter Beherzigung werthen Worte (S. 109):

„Sie leugnen, klagt ihr, die Autorität der Kirche. Wundert euch das? Hat man denn Christo, seinen Aposteln nicht widersprochen? Die heutige Zeit thut wohl daran, von der Kirche und von dem Glauben, den sie bekennt und hütet, den Beweis der lebendigen That zu fordern. Das Abweisen jeder nicht sich genügend ausweisenden

Autorität, das Streben mit eigenen Augen zu sehen und mit eigenem Verständniss die Dinge zu erfassen, das Bedürfniss, das eigene Gewissen an die Stelle einer über und ausserhalb der Person stehenden Anstalt und Satzung zu setzen — das sind wahrlich keine schlimmen Zeichen. Mögen hierin noch so grosse Gefahren des Missverständnisses, des Missbrauches und der Missbildung liegen, dennoch bezeugt sich darin der ethische Charakter unserer Zeit. „„Wenn alle Gefahren in der Freiheit lägen — sagt der glaubensstarke Vinet — und die Ruhe in der Knechtschaft zu finden wäre, so würde ich trotzdem die Freiheit der Knechtschaft vorziehen; denn die erstere ist das Leben, die letztere aber der Tod."''

Mögen denn die auch von dem Verleger äusserlich auf das trefflichste ausgestatteten Vorträge, wie sie aus der Gegenwart heraus und für sie geschrieben sind, weithin eine freundliche Aufnahme finden und Viele erwecken zu wahrer Frömmigkeit, zu dem Gebete, das voll Sehnens nach dem heiligen Geiste aus der Tiefe des Herzens dringt und darum nie unerhört bleibt.

(Protestantische Kirchenzeitung, Nr. 37, 15. September 1877.)

Seiner „Lehre Christi nach den Seligpreisungen" (vgl. Jen. Lit. Z. Jahrg. 1877, Art. 599) hat der fleissige Verfasser, ref. Pfarrer und Oberkirchenrath in Wien, nach kurzem Zwischenraum Vorträge über „das christliche Gebet" folgen lassen. Diese Neubearbeitung eines schon oft behandelten Gegenstandes motivirt W. mit dem Nichtüberfluss an derartigen Vorträgen in der reformirten Kirche, sowie mit dem anderen Umstande, dass „fast allen Betrachtungen über das ‚Unser Vater' der Lutherische Katechismus zu Grunde liegt, wir aber, nach Thunlichkeit, die kernhaften und genialen Erklärungen des Heidelberger Katechismus berücksichtigen." (S. V.)

Die W.'sche Schrift zerfällt in vier, das Wesen (I), die Entartung (II), die Stätte (III) und die Erhörung (IV) des Gebetes überhaupt behandelnde Abschnitte von mehr allgemeinem Charakter, und in neun speciell dem Gebete des Herrn gewidmete und sich genau an dessen einzelne Bitten anschliessende Capitel, welche beiden Gruppen durch ein über das „Unser Vater" im Allgemeinen, seine Originalität, ursprüngliche Form, herrliche Ordnung, seinen tiefen Inhalt u. a. dgl. orientirendes Cap. V (Das Geb. d. H.) mit einander verbunden werden. Was wir zur Charakteristik der theologischen Denkweise, der Darstellungsart und Diction, sowie der Tendenz des Verf. in unserer früheren Recension gesagt haben, das gilt in allem Wesentlichen auch von seiner neuen Schrift. Nur tritt, zum Theil wohl auch in Folge der häufigen und glücklichen Anlehnung an den Heidelberger Katechismus, das früher von uns gerügte öftere Springend-Aphoristische und Lose der Gedankenentwicklung diesmal wenn nicht ganz (vgl. z. B. den unvermittelten Uebergang zur „Gebetsstätte" S. 30, die Nichtverbindung auf S. 161, Z. 5 v. u., und die Erörterung der Frage: Ist gewissenhafte Berufsarbeit auch Gebet? unter der Rubrik „Gebetsstätte" S. 37 ff.), so doch in erfreulichem Grade zurück. Und auch inhaltlich scheinen dem Ref. die Ausführungen der neuen Schrift die der früheren zu übertreffen und sich durch grössere Tiefe und Gedankenfülle (besonders in den Abschnitten I und IV und in VII—XI = die fünf ersten Bitten) auszuzeichnen. Mit innerer Freude wird jeder Leser beispielshalber die Erörterungen des Verf. über die Ursachen des heutigen Gebets-Verfalls Seite 12 ff., über die Erhörbarkeit und Erhörung des Gebetes, S. 49—57, über den trotz aller Kirchenflucht unverkennbaren „ethischen Charakter unserer Zeit", S. 109 f. und 111, über die Unabhängigkeit der Vergebung der Sünden von der Annahme kirchlich fixirter Dogmen, S. 149 f., u. v. a. lesen. Sehr geschickt versteht W. es auch, sociale Fragen und Schäden, wie die „seelenmörderische" Thätigkeit der „schamlosen Winkelschreiber" (S. 133 f.), die Armenpflege (S. 134), die Arbeiterfrage (S. 135—140) u. a. unter das Licht des Wortes Gottes zu stellen. „Die Arbeiterfrage — sagt W. schön und treffend — ist im Princip gelöst, wenn das Verhältniss des Arbeiters zum Arbeitgeber wieder ethisirt, humanisirt, mit einem Worte christianisirt wird" (S. 139) und: „Das

Murren und Klagen, Fluchen und Drohen wird dann erst in den unteren Schichten verstummen, wenn aus den höheren Classen aufrichtige Lobgesänge zum Himmel emporsteigen, und die Glaubensworte nach oben durch die Liebesthaten nach unten sich bekräftigen werden" (S. 140). Durften wir das viele Gute und Schöne in der W.'schen Schrift nachdrücklich anerkennen, so können wir doch auch manche Schattenseiten und Mängel derselben nicht verschweigen. Die in Folge einer reichen Phantasie dem Verf. zu Gebote stehende bilderreiche, sententiöse, Wortspiele und -Contraste liebende Sprache verleitet denselben des Oefteren zu unklaren und missverständlichen oder doch schillernden Ausdrucksweisen, wie: „Im Glauben fährt der Christ über sich zu Gott, in der Liebe unter sich (?) zu seinen Brüdern" (S. 80) oder: „Bei der Welt hiesse es: erst heilig, dann selig" . . . . . Doch diese und eine Anzahl anderer Ausstellungen (die wir hier übergehen müssen), sowie die Constatirung eines guten Dutzend von Druckfehlern sollen und können den Werth des trefflichen W.'schen Büchleins, welchen Ref. bei gefestigten Christen sowohl als bei ernsten Zweiflern möglichste Verbreitung wünscht, nicht im Geringsten in Frage stellen.

(Jenaer Literaturzeitung, 1878, Nr. 12.)

„Es gibt nicht wenige Reden, Predigten, Vorträge und Studien über das Gebet überhaupt und über das Gebet des Herrn insbesondere, und dennoch verdient das vorliegende Werkchen mit ganz besonderer Freude begrüsst zu werden, zunächst darum, weil fast allen Betrachtungen über das „Unser Vater" der lutherische Katechismus zu Grunde liegt, während hier die kernhaften Erklärungen des Heidelberger Katechismus verwendet und verarbeitet sind, und sodann wegen der geist- und lebensvollen Originalität, welche der Arbeit des Verfassers eignen. Derselbe hat den Text Matth. 6, 5—15, in vierzehn Vorträgen behandelt, von denen sich die ersten auf das Wesen, auf die Entartung des Gebetes, auf die Gebetsstätte und die Erhörung des Gebetes, die übrigen auf das Gebet des Herrn beziehen. Die auf das Gebetsleben sich beziehenden Fragen in populär-wissenschaftlicher Form behandelnd, schliessen sich die Vorträge des Herrn Verfassers dem Besten an, was wir nach dieser Richtung in der Literatur besitzen. Sie sind praktisch im edelsten Sinne des Wortes, indem sie ebenso sehr den wissenschaftlich gebildeten Geist als die tiefgehende und reiche Lebenserfahrung des Verfassers erkennen lassen und den Leser ebenso sehr durch ihre Wärme und Innigkeit als durch ihre Lebendigkeit und Frische anziehen. Sprache und Darstellung sind oft frappant, immer treffend. Daher sei das schöne Büchlein allen Freunden erbaulicher Literatur hiermit bestens empfohlen." *Prof. H. Heppe.*

(Evang. Blätter für beide Hessen, Nr. 51.)

In Nr. 8 des Lit.-Bl., Sp. 189, ist eine Sammlung von Vorträgen — Conferenzen, nicht eigentlichen Predigten — über die acht Seligkeiten von dem reformirten Theologen Lic. Witz angezeigt. Derselbe hat jetzt eine Reihe von Vorträgen derselben Art über „das christliche Gebet" veröffentlicht: die vier ersten handeln vom Gebete überhaupt, die zehn folgenden geben Betrachtungen über das Vaterunser. Auch diese Vorträge bieten eine anregende und erbauliche Lectüre und können Predigern und gebildeten Laien empfohlen werden. Leser, die nicht der Confession und der theologischen Richtung des Verf. angehören, werden freilich an einzelnen Stellen Anstoss nehmen; dieser Stellen sind aber nur wenige.

(Theologisches Literaturblatt, 11. Nov. 1877, Nr. 28, 12. Jahrgang.)

Sehr anregend und belehrend ist eine Schrift von Lic. Witz, Pfarrer und Oberkirchenrath in Wien: Das christliche Gebet. Im Anschluss an Matth. 6, 5—15 wird hier in edel populären Vorträgen das Wesen des Gebets dargelegt, die Entartung

desselben gekennzeichnet, die Innerlichkeit desselben betont, die Erhörung des Gebetes sehr fasslich dargelegt, indem der Verfasser die Leser von den äussern Gegenständen auf die gewiss verheissenen geistlichen Güter hinlenkt, und dann das Vaterunser im Ganzen und Einzelnen sehr erbaulich auslegt.

(Neue Evang. Kirchenzeitung, 29. December 1877, Nr. 52.)

Diese Vorträge unseres geehrten Landsmanns über das Vaterunser verwerthen die kernhaften Erklärungen des Heidelberger Katechismus und behandeln die vier ersten, das Wesen, die Entartung des Gebets, die Gebetsstätte und die Erhörung des Gebets, die zehn übrigen das Vaterunser selbst. Für Gebildete bestimmt, gewähren sie dem denkenden Geist durch treffendes Eingehen in die auf das Gebetsleben bezüglichen Fragen Befriedigung und erbauen in gefällig ansprechender Redeform durch die Lebendigkeit und Wärme christlicher Ueberzeugung, die sich darin ausspricht. Wir empfehlen deshalb bestens diese erfreulicche Bereicherung erbaulicher Literatur.

(Els. Evang. Sonntagsblatt, 2. December 1877, Nr. 48.)

„Ein schönes, empfehlenswerthes Buch, nach Form und Inhalt wohl geeignet, in ernsteren Gemüthern das christliche Glaubens- und Gebetsleben zu läutern zu erfrischen, zu stärken und zu befestigen. Der Verfasser, unseres Wissens ein geborener Elsässer, ist ein gewandter und geistvoller Apologet der christlichen Wahrheit, der in der Sprache unserer Zeit mit überzeugender Kraft und warmer Begeisterung Altes und Neues mit einander zu verbinden und die tiefsten Seiten in der menschlichen Brust anzuschlagen weiss. Nachdem er in vier einleitenden Vorträgen „das Wesen des Gebets, die Entartung des Gebets, die Gebetsstätte und die Erhörung des Gebets" behandelt, wendet er sich seinem Hauptthema, dem „Vaterunser" zu, von dem er in zehn weiteren Vorträgen unter steter Beziehung auf das religiöse Leben der Gegenwart eine sehr ansprechende, meist erschöpfende Darstellung gibt. Allen, die nach Belehrung und Erbauung im freien Geiste des Evangeliums verlangen, sei daher diese vortreffliche Schrift auf's beste empfohlen.

(Nassauische Volkszeitung, 14. Februar 1878, Nr. 38.)

Von demselben Verfasser:

Die Blume verwelket, das Wort Gottes bleibet ewiglich. Vortrag. Risler & Cie. Mühlhausen i. E. 1870.

Gott ist die Liebe. Vortrag. C. Detloff. Mühlhausen i. E. 1871.

Projet de réorganisation des églises réformées d'Alsace-Lorraine. C. Vomhoff. Strasbourg 1872.

Evangelischer Religionsunterricht. C. Detloff. Basel und Mühlhausen 1874.

Ehe und Ehescheidung. Zwei Vorträge. C. A. Müller. Wien 1876.

Einleitung in die Schriften des Alten und Neuen Testaments. Für gebildete Bibelfreunde. W. Braumüller. Wien 1876.

Die Lehre Christi nach den Seligpreisungen. Apolog. Vorträge. W. Braumüller. Wien 1870.

Das christliche Gebet. Vorträge über Matth. 6/5—15. W. Braumüller. Wien 1877.

Der Heidelberger Katechismus. W. Braumüller. Wien 1881.

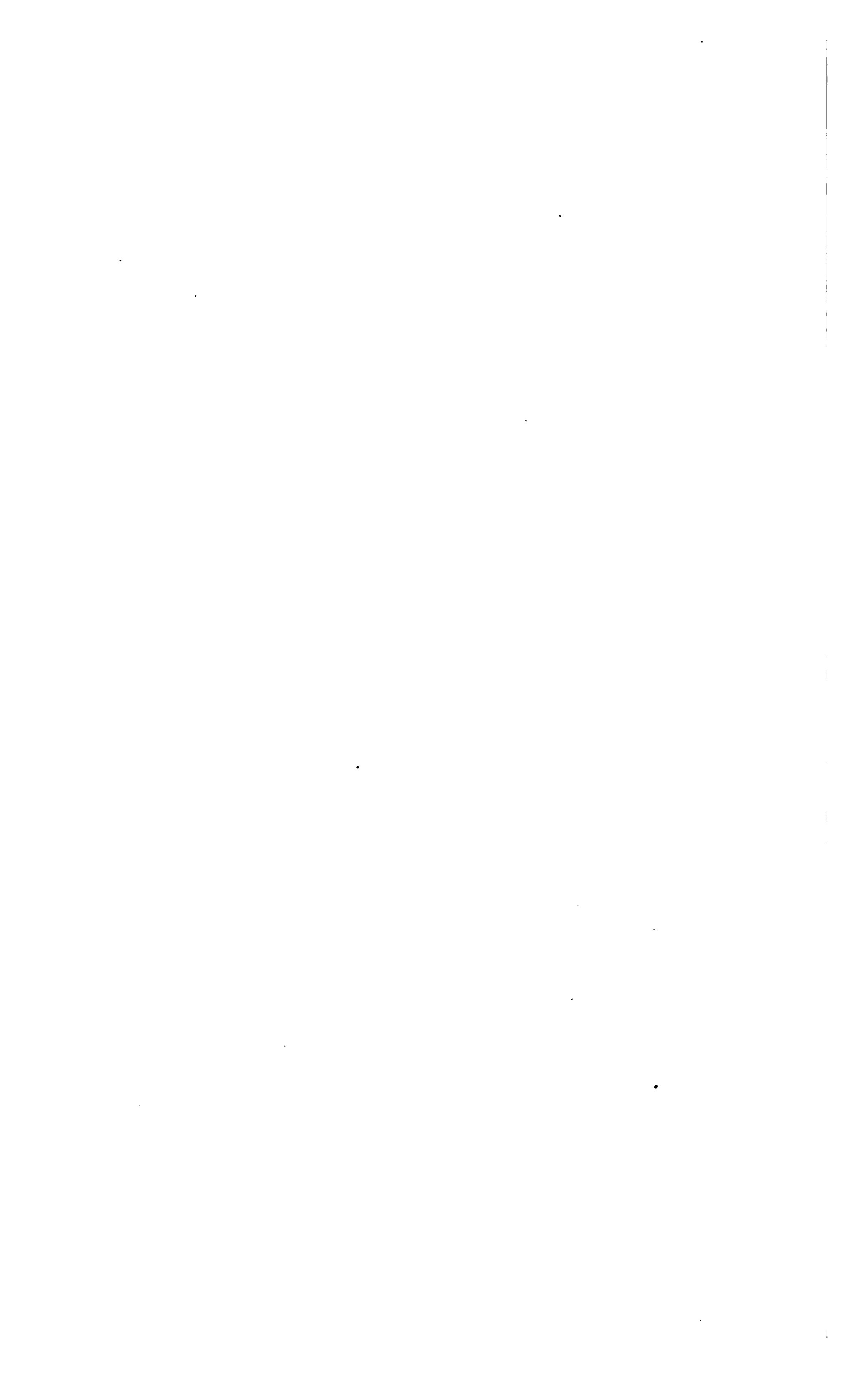
Was thut unserer Kirche noth? C. Bertelsmann. Gütersloh 1880.

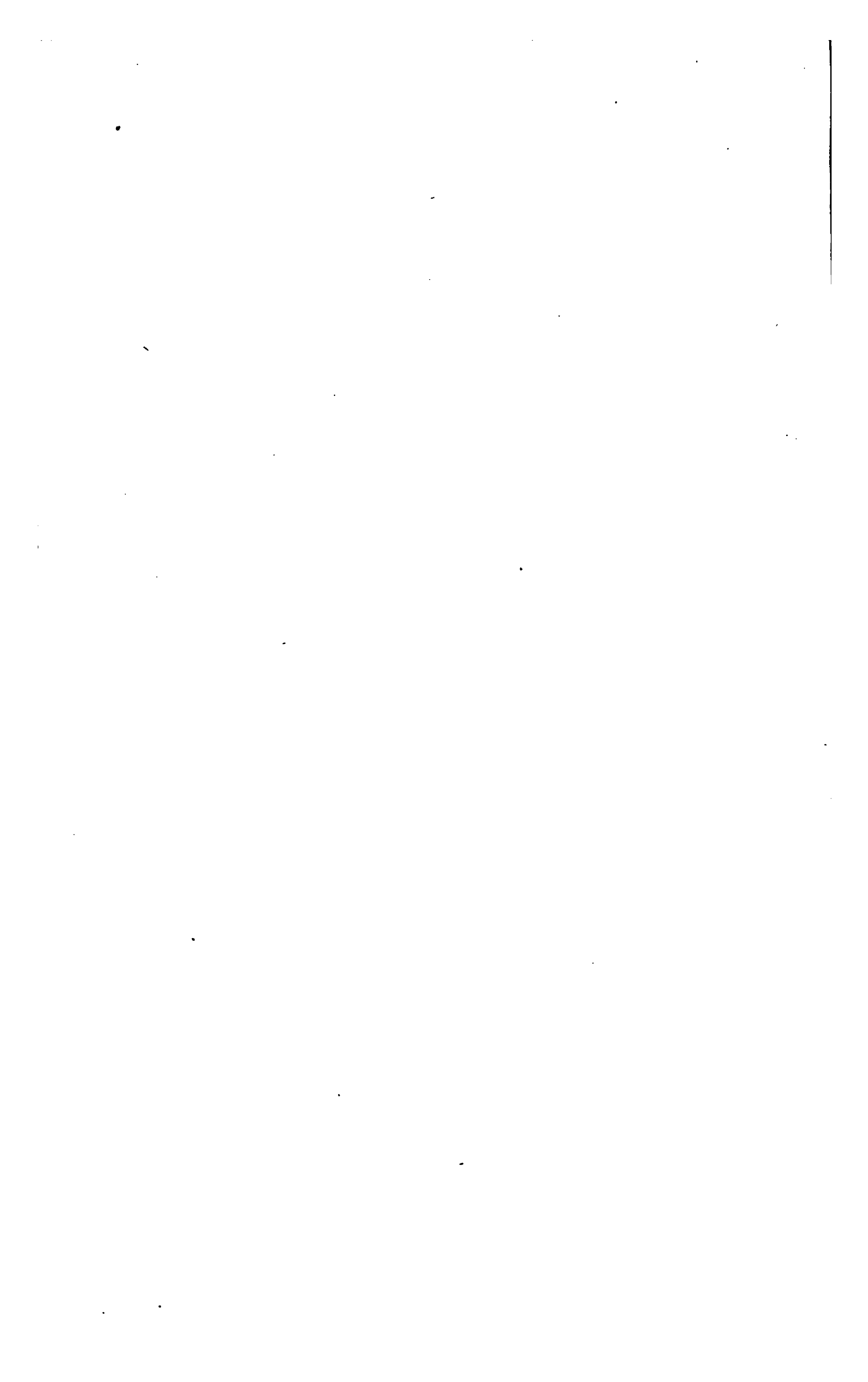
Die (zweite) helvetische Confession. Bertschinger & Heyn. Klagenfurt 1881.

Die Geschichte der christlichen Kirche in ihren Hauptzügen dargestellt für evang. Schulen und Familien Oesterreichs. Julius Klinkhardt. Wien und Leipzig 1881. (Unter der Presse.)

---

k. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien






3 2044 069 679 462





